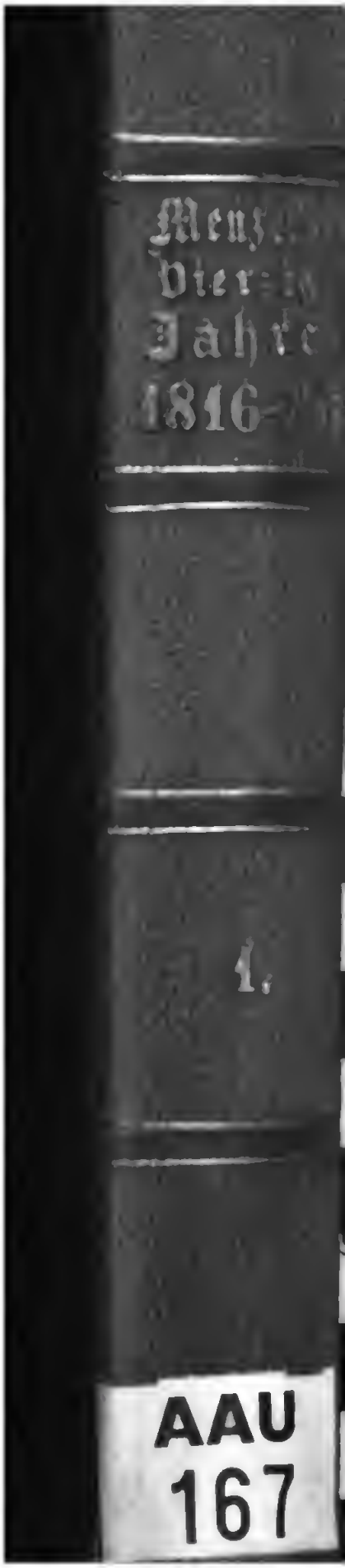
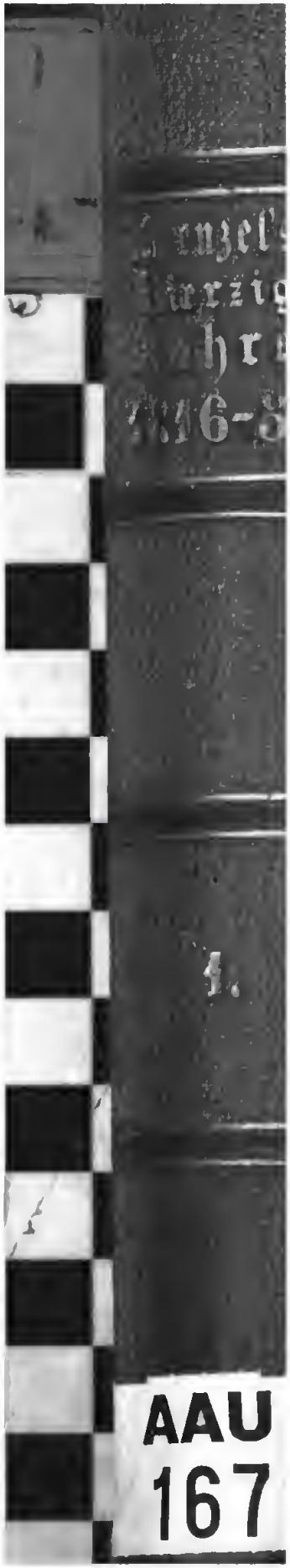

Mens
Vier
Jahre
1816
1.
AAU
167


AAU
167

2 Bd u Supp

180,-

reg Ges.

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0781 9649

Geſchichte Europa's

vom

Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1865.

8932643

AAU
667

Geſchichte

der

letzten vierzig Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1865.

Digitized by Google

Schnellpreſſendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Vorwort zur erſten Auflage.

Die Geſchichte der letzten vierzig Jahre erſcheint unerfreulich. Es war eine Periode des unſichern Friedens, unaufhörlich unterbrochen von Zuckungen der Völker, die ſich in einer unnatürlichen Lage befanden, und von Reaktionen dagegen, von Verſuchen Dritter, die Verwirrung in ihrem Sonderintereſſe zu benutzen, aber alles ohne genügenden Erfolg, unter ſichtbarem Unſegen. Regierungen und Völker erſchöpften ſich in fruchtloſen Anſtrengungen. Die Schuldenlaſt der Staaten und die Armuth mehrte ſich, aber mit ſo vielen Opfern wurde nichts Sicheres und Dauerndes errungen. Eine Revolution, eine Reſtauration jagte die andre, keine ſiegte vollſtändig, alles ging in Halbheit aus. Europa litt an einer ungeheuren Erhitzung, die immer in Mattigkeit endete, ehe das Bedürfniß der leidenden Natur wirklich befriedigt worden war.

Eine ſolche Zeit zu ſchildern, iſt nicht lockend. Wie es darin an eigentlich entſcheidenden Thaten mangelte, ſo auch an großen

Männern, sofern der Maßstab welthistorischer Größe nicht blos an Talent und guten Willen, sondern auch an die Leistung und ihre Dauer gelegt werden muß. Eine verworrene Reihe von Abhetzungen der Völker, Abnutzungen der Personen und Prinzipe, Mittelmäßigkeiten und Halbheiten aller Art und ohne Ende mit gewissenhaftem Fleiße zu studiren und getreu darzustellen, ist eine mühselige und scheinbar undankbare Arbeit.

Aber man muß die neuere Geschichte nicht von dieser trübseligen Seite auffassen. In allem, was geschehen ist, gibt sich ein göttliches Walten zu erkennen. Je unzugänglicher und unbefriedigender der Menschen Sinnen und Trachten erscheint, um so gewisser leuchtet daraus ein unwiderstehlicher Zug des Verhängnisses hervor. Die große europäische Politik läßt sich, nach Clarendons berühmtem Ausspruch, nur noch „treiben" von einem unsichtbaren Impulse. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Rascher sind kaum jemals den Täuschungen die Enttäuschungen, dem Triumphe der für untrüglich gehaltenen Systeme die Beweise ihrer Nichtigkeit gefolgt. Sagte nicht Ludwig Philipp im stolzen Selbstbewußtseyn: „Endlich hat die Freiheit Dauer gewonnen, das Räthsel ist gelöst?" Und die deutschen Unitarier 1848: „Endlich ist das große Ziel erreicht, wir sind einig und frei?" Und ließ nicht der mächtigste der Czaren 1853 verkündigen: „Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen und von Nicolaus aufgepflanzt wird das heil. Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande?" Von alledem hat nichts sich erfüllt. In dieser steten Wiederkehr des Hochmuths vor dem Falle offenbart sich jene ewige, die Schicksale der Völker lenkende Macht, welche stärker ist als die eingebildete

Macht jeweiliger, ſey es geborner, ſey es gekorner oder ſich aufdringender Volkslenker und aller ihrer wechſelnden Syſteme.

Während der Weſten und die Mitte Europa's unaufhörlich theils das große Schauſpiel parlamentariſcher Kämpfe aufführte, theils von Revolutionen durchzuckt war, durch welche die hier vorwaltenden Großmächte beſchäftigt, zum Theil gelähmt waren, zog Rußland im weiten Nordoſten allein davon Gewinn und verſuchte eine großartige Erweiterung ſeiner Macht. Wie aber die Revolution weder ſiegen noch ganz überwunden werden konnte, ſo ſcheiterte auch Rußlands Unternehmen am Widerſtand der Weſtmächte, aber ſeine Demüthigung war keine Schwächung. Rußland blieb immer noch ſtark und furchtbar. Das iſt in wenig Worten der Hauptinhalt der europäiſchen Geſchichte ſeit 1816, wenn man die Ereigniſſe nur äußerlich betrachtet.

Es gibt aber unter dieſer Oberfläche noch eine zweite, innerliche Geſchichte, einen Entwicklungsgang der Völker, der unvermerkt vor ſich geht und zuletzt Kräfte und Tendenzen zur Reife bringt, durch welche der Charakter der Geſchichte nothwendig verändert werden muß. In der innern Lage der europäiſchen Menſchheit ſind ſeit den letzten vierzig Jahren große Veränderungen eingetreten. Die Privatexiſtenz, welche vormals durch Gemeinde- und Corporationsrechte, durch geringe Steuern, wohlfeile Preiſe und mäßige Lebensart geſichert war, iſt durch das enorme Anwachſen der Staatsſchulden, der Steuerlaſt, durch das von der Bureaukratie wie vom Liberalismus wetteifernd geförderte Nivelliren, durch Gütertheilung, Güterſchacher, Geldwirthſchaft, Aktienſchwindel und ſchrankenloſe Concurrenz, durch immer wach-

ſende Theurung, und auch in den niedern Klaſſen ſich verbreitenden Luxus, bei einer ungeheuern Menge von Familienvätern theils vernichtet, theils ſchwer bedroht. Aus allen Klaſſen der Geſellſchaft rekrutirt ſich ein immer zunehmendes Proletariat, welches durch Armenhäuſer, Gefängniſſe und Auswanderung nicht erſchöpft zu werden vermag. Daher neben der politiſchen Frage die ſociale ſich gebieteriſch aufzudrängen beginnt. Keine Staatsgewalt, keine Macht der Bajonette und ebenſowenig Verfaſſungsparagraphen und Kammerdeclamationen ſichern und retten vor dieſem Elend, dem eine furchtbare elaſtiſche Kraft innewohnen wird, wenn es zum Aeußerſten kommt.

Auch die kirchliche Frage, um die man ſich lange nicht mehr bekümmert hatte, tritt jetzt in den Vordergrund. Nach einer langen Herrſchaft des Unglaubens oder der religiöſen Gleichgiltigkeit, haben unzählige Seelen in allen Confeſſionen ſich den verlaſſenen Altären wieder zugewendet. Die Kirche iſt wieder eine Macht der Zeit geworden, was hier die zagenden Herzen mit unendlicher Hoffnung erfüllt und dort neue Angſt vor mittelalterlicher Hierarchie erweckt. Jedenfalls gibt ſich in dieſem neuen Frühling der Kirche, deren Wiederaufleben viele nicht mehr für möglich gehalten hatten, am ſichtbarſten das Walten Deſſen zu erkennen, welcher das Kreuz auf das Erdenrund geſetzt und die Kirche für die Ewigkeit gegründet hat.

Noch manches Andere iſt neu in unſerer Zeit und wenn auch ſcheinbar nur ein hoffnungsloſes Streben, doch bedeutſam und nicht ohne die Möglichkeit künftiger Erfolge. So die merkwürdigen Tendenzen zur Nationaleinheit im deutſchen Centrum Europa's

und auf der italieniſchen Halbinſel, Tendenzen, die in den letztvergangenen Jahrhunderten unbekannt waren und tief ſchlummerten. So auch die Oeffnung des Orients, obgleich heute noch immer nicht vollendet, doch ein verhängnißvolles Ereigniß voll Zukunft. Die Breche liegt noch voll Schutt, aber er wird weggeräumt werden.

Völlig neu iſt endlich die Beſchleunigung des Verkehrs durch die Dampfſchiffe, die Eiſenbahnen, den elektromagnetiſchen Telegraphen. Alle Völker ſind einander dadurch näher gerückt, in wenigen Tagen durchfliegt der Menſch, in wenigen Minuten eine Nachricht ganz Europa. Man pflegt dieſe Neuerung als ein Mittel anzuſehen, durch welches die Macht des Beſtehenden nur befeſtigt und erweitert werde. Die Staatsgewalten ſchmeicheln ſich, auf den Eiſenbahnen überall ſchnell ihre Streitkräfte concentriren zu können, um den Feind von außen abzuwehren, die Revolution im Innern zu erdrücken. Die Geldmächte ſchmeicheln ſich, auf den neuen Verkehrswegen auch den Gewinn aus der geſammten Arbeit Europa's immer gewiſſer in ihren Kaſſen zu concentriren. Die bisherigen Inhaber der Bildung ſchmeicheln ſich, auf denſelben Wegen werde ſich ihre Geiſtesherrſchaft ausbreiten. Aber eine ſo große und durchgreifende Neuerung, die ſich von ſelbſt als von der Vorſehung auf den Nutzen aller und auf ganz neue Verhältniſſe berechnet ankündigt, ſcheint durchaus nicht ausſchließlich wenigen und ſolchen zu gute kommen zu ſollen, die nur ihren bisherigen Beſitz erhalten und vermehren wollen. Auf den raſchen, breiten und weiten Bahnen wird vielmehr der Geiſt einer neuen Zeit einziehen.

Um die troſtreiche Erkenntniß der mit verjährter Unnatur kämpfenden beſſern Natur der europäiſchen Menſchheit zu gewinnen, iſt nichts ſo dienlich, als Orientirung in der jüngſten Vergangenheit, umfaſſender Umblick in den letzten Wirren Europa's und eine helle Beleuchtung unſrer trüben, aber einer großen Zukunft entgegenarbeitenden Uebergangszeit.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Buch. Die Restauration in Frankreich 1

Die h. Allianz und die Pentarchie S. 1. Die ältere Linie der Bourbons und Ludwig XVIII. 5. Der Herzog von Richelieu 9. Die Ultras 11. Der Aachener Congreß 13. Die Liberalen 15. Mord des Herzogs von Berry 16. Tod Napoleons 19.

Zweites Buch. Die Reaction in Deutschland 21

Der Bundestag S. 22. Oesterreich unter Franz I. und Metternich 23. Preußen unter Friedrich Wilhelm III. 27. Das Wartburgfest 30. Kotzebues Mord 33. Die Karlsbader Beschlüsse 34. Hardenberg 36. Berlin als Metropole der Intelligenz 37. Der Verfassungskampf in Württemberg 40. Die Verfassungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten 44. Wessenberg und die Frankfurter Conferenz 48. Die Wiener Schlußacte 50.

Drittes Buch. Die Unruhen in Italien 51

Pius VII. und Consalvi S. 51. Verfall der römischen Kirche 55. Die neapolitanische Revolution 57. Die Congresse zu Troppau und Laibach 60. Die piemontesische Revolution 62. Die Lombardei 66. Die Verschwörung zu Befort 68. Der Congreß von Verona 69. Manuel 72.

Viertes Buch. Die spanische Revolution 73

Die Restauration Ferdinands VII. S. 73. Die Camarilla 75. Die Revolution von Cadix 78. Die Cortes 80. Die Glaubens-

Seite

handen 84. Die französische Intervention 88. Ferdinands Rache 93. Beresford in Portugal 95. Die Revolution von Oporto 96. Don Miguel 97.

Fünftes Buch. Die griechische Revolution 100

Die Neugriechen S. 100. Die Hetärie 104. Die verschiedenen Völkerstämme der europäischen Türkei 105. Ali Pascha von Janina 107. Ypsilanti 109. Der Aufstand in Morea 110. Griechenmord in Constantinopel 113. Aufstand der Inselgriechen 115. Die Philhellenen 118. Ali Paschas Tod 119. Der Mord von Chios 123. Lord Byron 129. Ibrahim und die Aegypter auf Morea 131. Missolunghi 132.

Sechstes Buch. Canning und Nicolaus 135

Wellington und Castlereagh S. 135. Die Kornbill 137. Arbeiterunruhen 137. Prozeß der Königin Karoline 140. Noth in Irland 145. Canning 145. O'Connel 146. Tod des Kaisers Alexander 151. Nicolaus I. 152. Russische Zustände 155. Der Perserkrieg 163. Die Vernichtung der Janitscharen 165. Der Vertrag von Akjermann 166. Der Londoner Vertrag 167.

Siebentes Buch. Der russisch-türkische Krieg 169

Verwirrung in Griechenland S. 169. Die Seeschlacht bei Navarin 173. Beginn des Türkenkriegs 176. Der Kampf um Schumla 180. Paskiewitsch in Kars 182. Diebitsch's Siege und Balkanübergang 184. Paskiewitsch in Erzerum 188. Der Friede von Adrianopel 189. Capodistrias 191. Die Tscherkessen 195.

Achtes Buch. Karl X. 198

Karl X. und Villèle S. 198. Die Milliarde 206. Montlosier und die Jesuiten 210. Martignac 214. Polignac 217. Algier 225. Die Ordonnanzen 230.

Neuntes Buch. Die Julirevolution 233

Die Opposition gegen die Ordonnanzen S. 233. Der Aufstand des Volks 237. Mortemart 244. Der Herzog von Orleans 247. Karls X. Flucht 259. Ludwig Philipps Thronbesteigung 265. Mord des Herzogs von Condé 268.

Zehntes Buch. Die belgische Revolution . . . . . Seite 273

Die unnatürliche Verbindung Belgiens mit Holland S. 273. Der Aufstand in Brüssel 283. Die Unabhängigkeitserklärung Belgiens 292. Bombardement von Antwerpen 294. Die Londoner Protokolle 297. König Leopold 300. Einfall und Siege der Holländer 303. Einmarsch der Franzosen 305. Die Citadelle von Antwerpen 308. Frieden 309.

Elftes Buch. Die polnische Revolution 311

Die polnische Constitution und Großfürst Constantin S. 313. Der Aufstand in Warschau 316. Diebitsch vor Warschau 324. Die Schlacht bei Grochow 326. Dwernicki 330. Schlacht bei Ostrolenka 331. Diebitsch's und Constantins Ende 332. Gielguds Zug gegen Lithauen 333. Dembinski 335. Paskiewitsch vor Warschau 337. Warschaus Fall 340. Zerstreuung der Polen 341.

Zwölftes Buch. Die Bewegung in Deutschland 344

Aeußere Ruhe S. 344. Ludwig von Bayern 348. Der Zollverein 349. Die Revolution in Braunschweig 351. Unruhen in Sachsen 353 und Hessen 354. Leopold von Baden 357. Das Hambacher Fest 360. Die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 361. Das Frankfurter Attentat 362. Der Congreß zu München-Grätz 362. Die kirchliche Union in Preußen 366. Die Cholera 368. Das Lager von Kalisch 370. Ruhe in Oesterreich 370. Opposition in Ungarn 373.

Dreizehntes Buch. Die Bewegung in der Schweiz und Italien . . . 377

Die alten Aristokratien in der Schweiz S. 377. Die Verfassungsreformen von 1830 380. Die Revolution in Basel 381 und Neufchatel 382. Das Siebener-Concordat 383. Der Sarner Bund 383. Zürich 385. Die Badener Conferenz 386. Mazzini 388. Die Päpste 392. Revolution in Modena und Bologna 393. Einmarsch der Oesterreicher 395. Karl Albert 398.

Vierzehntes Buch. Das Bürgerkönigthum in Frankreich 399

Ludwig Philipp im Glück S. 399. Laffitte's Entfernung 407. Perier 408. Aufstand in Lyon 411 und Grenoble 414. Die St. Simonisten 415. Die Cholera 418. Die blutige Todtenfeier Lamarques 419. Die Herzogin von Berry 422. Der tiers parti 425.

Seite

Lammenais 427. Die Corruption 427. Die Enthüllungen im Schloſſe Blaye 428. Zweiter Aufruhr in Lyon 431. Thiers 433. Fieschis Attentat 435. Die Septembergeſetze 435. Der Herzog von Orleans 438. Montebello in der Schweiz 439. Molé 440. Algier 440. Die Niederlage vor Conſtantine 441.

Fünfzehntes Buch. Das gräcoruſſiſche Syſtem 443

Die Macht Rußlands S. 443. Syſtem des Kaiſer Nicolaus 444. Das polniſche Statut 446. Verfolgung der katholiſchen Kirche 448. Die Synode von Polock 450. Allocution des Papſtes 452. Verfolgung der Lutheraner 454. Redſchid Paſcha in Albanien 457. Kapodiſtrias in Griechenland 457. König Otto von Griechenland 460. Ibrahim in Syrien 464. Der junge Sultan Abdul Meſchid 465. Die europäiſche Intervention in Syrien 466. Die Tſcherkeſſenkriege 467. Die ruſſiſche Expedition nach Chiwa und die engliſche nach Kabul 469.

Geschichte

der letzten vierzig Jahre

(1816—1856).

Erster Band.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Restauration in Frankreich.

Im vorigen Jahrhundert galt das s. g. europäische Gleichgewicht, d. h. die Großstaaten überwachten einander mit Eifersucht, daß keiner durch allzugroße Ausdehnung seiner Macht dem andern gefährlich werden konnte; mehrere verbanden sich gegen einen dritten, wenn derselbe den Versuch machte, das Gleichgewicht zu stören, und alle duldeten die Unabhängigkeit der mittleren und kleineren Staaten, weil kein Großstaat dem andern eine Machtvermehrung durch Unterwerfung derselben gestattete. Dieses europäische Gleichgewicht wurde durch Napoleon erschüttert, welcher Alleinherr in Europa werden wollte und nahe daran war, sein Ziel zu erreichen. Nach seinem Sturz aber und nachdem Frankreich in seine alten Grenzen zurückgewiesen war, stellten die gegen ihn verbündet gewesenen Großmächte das europäische Gleichgewicht wieder her und gelobten sich, es ferner weder selbst zu stören, noch stören zu lassen. Diese Großmächte waren Rußland, England, Oesterreich, Preußen und das der alten Dynastie der Bourbons zurückgegebene Frank-

reich. Sie bildeten zusammen die s. g. Pentarchie oder Fünfherrschaft. Von ihrer Entscheidung, so lange sie zusammenhielten, hing das Schicksal Europa's ab. Ihre Diplomaten blieben in beständigem Verkehr, ihre Fürsten selbst kamen wiederholt auf Congressen zusammen, um die Ruhe Europa's, ihre eigne Einigkeit und durch dieselbe ihre schiedsrichterliche Obergewalt über den Welttheil fortdauernd zu behaupten.

Kaiser Alexander I. von Rußland bemühte sich, dieser Pentarchie eine höhere Weihe zu geben, indem er schon während seines Aufenthalts in Paris kurz vor dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens die Monarchen von Oesterreich und Preußen bewog, mit ihm vereint eine heilige Allianz zu stiften, in deren Urkunde (unterzeichnet am 26. September 1815) sie einander gelobten und im Angesicht der Welt feierlich erklärten, sie wollten sich bei allen ihren künftigen Regierungshandlungen in ihrer innern wie äußern Politik lediglich die Gebote der christlichen Religion zur Richtschnur nehmen, wahre Väter ihrer Völker seyn, Gerechtigkeit üben, die christliche Bruderliebe unter den Völkern fördern und den Frieden erhalten. Frankreich wurde damals noch von fremden Truppen bewacht und galt noch nicht als selbständig genug, um schon in den Bund eintreten zu können. England aber lehnte die Theilnahme ab, um sich keine Verpflichtungen aufzuladen, die zuletzt gegen sein Interesse laufen könnten. Der Papst wurde zum Eintritt nicht eingeladen, weil sein verjährter Anspruch auf das Schiedsrichteramt im Namen Jesu Christi mit dem neuen Anspruch der weltlichen Großmächte collidirt haben würde. Dagegen traten die meisten Staaten zweiten Ranges bei, um einen Anspruch mehr auf den Schutz der Mächtigen zu haben. Die h. Allianz kam ohne Zweifel dem allgemeinen Wunsche der so lange mißhandelten und fast zu Tode gehetzten, der Ruhe, des Friedens und eines väterlichen Regiments dringend bedürftigen Völker entgegen. Sie entsprach dem frommen Glauben, in welchem diese Völker sich aufopfernd in den letzten und verzweiflungsvollsten Kampf gestürzt hatten, um die wankenden oder schon zusammengestürzten Throne

ihrer Fürsten wieder dauernd aufzurichten. Der Dank der Fürsten konnte sich gegen die Völker nicht befriedigender aussprechen, als durch die Zusicherungen der heiligen Bundesacte.

Aber der praktische Menschenverstand zweifelte an der Durchführbarkeit dessen, was der h. Bund versprach. Das Interesse der zum h. Bunde vereinigten Mächte war nur eine gegenseitige Gewährleistung der monarchischen Allgewalt gegenüber den Völkern, die etwa nicht willig genug gehorchen wollten, eine Art von großer continentaler Polizei. Und der Urheber des h. Bundes, Kaiser Alexander, schien sich desselben als eines Mittels zu bedienen, um auf dem Continent eine vorragende Stellung, sogar die Oberleitung zu behaupten. Dieses Uebergewicht wurde Rußland bereits von Preußen und Frankreich zugestanden.

Die Großmächte hatten sich die Durchführung des vom h. Bunde zur Schau getragenen Principes selbst ungemein erschwert, sofern sie beim Wiener Congreß und zweiten Pariser Frieden nicht darauf bedacht gewesen waren, die Völker in eine natürliche Lage zu bringen. Nur im Natürlichen würde eine Bürgschaft der Sicherheit und Dauer gegeben gewesen seyn. Es lag jedoch, man muß so billig seyn, dies anzuerkennen, im Jahr 1815 nicht in der Macht irgend eines der Sieger, gegen das Interesse der übrigen eine Neugestaltung Europas durchzuführen, die dem wahren Bedürfnisse der Völker besser entsprochen hätte. Bei der Ausgleichung ihrer gegenseitigen Interessen waren die Sieger sogar in die Lage gekommen, zur alten Unnatur, die sich nicht mehr ändern ließ, manche neue hinzuzufügen. Es blieben nämlich nicht nur viele Völkerschaften in der unnatürlichen Weise getheilt und mit durchaus heterogenen Völkern zu einem Staate verbunden, wie dies schon im vorigen Jahrhundert der Fall gewesen war, sondern in dieselbe unnatürliche Lage wurden nun auch erst die Confessionen gebracht. Durch die Arrondissements von 1815 erhielten katholische Herren protestantische, und protestantische Herren katholische Unterthanen in einem für beide Theile bedenklichen, vorher nie dagewesenen Mißverhältniß.

Ferner hätte aus dem christlichen Princip des h. Bundes für

die dabei betheiligten Großmächte das Recht und die Pflicht hervorgehen sollen, darüber zu wachen, daß in den Staaten zweiten Ranges väterlich regiert werde; allein es geschah nicht, und schreiende Fälle von Mißregierung, wie in Spanien, wurden geduldet, ja sogar in Schutz genommen.

Sollte nun aber der h. Bund, abgesehen von seinem christlichen Aushängeschilde, nur eine Verbindung der Großmächte zur Aufrechthaltung ihrer Herrschgewalt seyn, so scheint derselbe einen Fehler begangen zu haben, indem er Frankreich nicht noch mehr schwächte, als geschehen ist, und den Franzosen in ihrer Verfassung ein Mittel gesetzlicher Auflehnung ließ. Rußland wollte Frankreich groß und stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig werde. Ludwig XVIII., auf dem französischen Thron wiederhergestellt, brachte seinem Volke das Geschenk einer Verfassung in der Absicht, dadurch populär zu werden. England unterstützte ihn in dieser constitutionellen Politik, indem es in der französischen, der englischen ähnlichen Verfassung eine natürliche Allianz sah, die ihm ein willkommenes Gegengewicht gegen den Absolutismus der drei übrigen Großmächte versprach. Die mittleren und kleinen deutschen Fürsten gaben gleichfalls ihren Völkern Verfassungen, um sich populär zu machen, den Mackel des Rheinbunds zu verwischen und, an England und Frankreich sich anlehnend, Oesterreich und Preußen das Gegengewicht zu halten. Aber eine zwingende Nothwendigkeit, die das neue Verfassungswesen unvermeidlich gemacht hätte, war überall nicht vorhanden, und es gab im Jahr 1815 noch einen Moment, in welchem es Rußland, Oesterreich und Preußen hätte gelingen können, den englischen Einfluß in Frankreich zu schwächen und die Verfassung zu unterdrücken, deren sich dann auch die deutschen Mittelmächte würden haben enthalten müssen. Die französische Verfassung mußte, das konnte man voraussehen, nach und nach allen Elementen der Opposition in Frankreich gesetzliche Waffen leihen und zu einer Macht heranwachsen, gegen welche der schwache Thron der Bourbons nicht ausreichend geschützt war. Und wie sehr dadurch alle Oppositionen auch im übrigen Europa gekräftigt werden würden,

verstand sich von selbst. Man hätte daher von Seiten der Mächte, welche die h. Allianz schlossen, mehr Einwendungen gegen die französische Verfassung erwarten sollen. Daß keine erfolgt ist, lag wohl zunächst an Rußland, welches den Verfassungsstürmen in Westeuropa am ruhigsten zusehen und von der Verwirrung in diesem Theil des Continents zuletzt immer nur Nutzen ziehen konnte. Im Uebrigen war es ein Verhängniß, und die Menschen wußten eigentlich nicht was sie thaten.

Die christlichen Vorsätze der h. Allianz waren gewiß niemand so aufrichtig ernst, wie der königlichen Familie in Frankreich. Nachdem ein furchtbares Gottesgericht die Sünden ihrer Väter heimgesucht hatte an dem unschuldigen Haupte Ludwigs XVI., und in mehr als zwanzigjähriger Verbannung ihre letzte Hoffnung verschwunden schien, führte sie die göttliche Gnade wie durch ein Wunder wieder auf der Väter Thron zurück. Es mußte ihr alles daran liegen, mit der wiedererlangten Macht Weisheit und Güte zu paaren, um die Herzen der Franzosen wieder zu gewinnen und sich auf dem Throne, den ihr fremde Waffen erobert hatten, durch eigne Tugend zu befestigen. An ihrem redlichen Willen zu zweifeln, war von Seiten derer, die es thaten, ungerecht und grausam. Aber über das System, nach dem sie verfahren sollte, war die Meinung in ihrem eignen Schooße zwiespältig. König Ludwig XVIII., ein ruhig überlegender und weltkluger Herr, hegte weder Rachegedanken, noch theilte er die romantischen Gefühle der heimgekehrten Emigrirten, die nur für das alte, gewesene und nimmermehr wiederkehrende Frankreich schwärmten. Er wußte, wie unpopulär und verhaßt diese Emigrirten waren. Er wollte also dem neuen Frankreich gerecht werden, sich neue Sympathien gewinnen. Er hoffte auf die Zeit. Die Anhänger Napoleons waren niedergeschmettert, die Republikaner durften sich nicht rühren. Das bewaffnete Europa, dessen Heere noch den Osten Frankreichs besetzt hielten, würde keine Schilderhebung geduldet haben. Frankreich bedurfte dringend der Ruhe und Erholung. Diese ihm von der Vorsehung gewährte ruhige Zeit wollte nun der König benutzen, um mittelst der Ver-

ſaſſung zunächſt den gebildeten Mittelſtand zu gewinnen und eine conſtitutionelle Mittelpartei um ſich zu ſchaaren. Anders dachte ſein Bruder Karl, Graf von Artois, um den ſich die ganze Emigration gruppirte. Derſelbe hatte längſt die Sünden einer Jugend gebüßt und war in der Verbannung und im Alter ernſt und wahrhaft fromm geworden. Rachegedanken lagen auch ihm fern, aber die Klugheit ſchien ihm vom Syſtem ſeines Bruders abzurathen. Die zweite ſchmähliche Vertreibung der Bourbons im Jahr 1815 glaubte er, ſey zum großen Theil durch ſeines Bruders Schwäche verſchuldet worden. Wenn Ludwig XVIII. nicht ſo viel nachgegeben, wenn er ſtreng und kräftig regiert hätte, würde wenigſtens der Schimpf vermieden worden ſeyn. Was hatte ihm die Verfaſſung genutzt, die er damals ſchon dem franzöſiſchen Volke gegeben? Er war überall verrathen und verlaſſen worden. Karl würde alſo lieber als abſoluter Monarch die Alleinherrſchaft durchgeführt und ſich dabei auf Adel und Klerus geſtützt haben. Zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß dieſe Stützen damals morſch und wankend waren, und keineswegs davon überzeugt, daß ſein Syſtem ſiegen müßte, hielt er es doch auch im Fall des Unglücks für das allein ehrenhafte. Ein ritterlicher Inſtinkt ſagte ihm, es ſey beſſer, im offnen Kampf unterzugehen, als ſich von falſchen Freunden und Verräthern die Hände binden und hohnlachend abſchlachten zu laſſen. Das königliche Blut rollte heißer in ihm, als in ſeinem Bruder Den endloſen Verwünſchungen und Verleumdungen gegenüber, mit denen er überhäuft wurde und noch wird, muß man gerecht ſeyn. Das Unglück ſollte wenigſtens in den Beziehungen nicht beſchimpft werden, in denen es am meiſten auf Ehre hielt.

Das Unglück war dieſer Familie auf die Stirne geſchrieben. Nie vergibt ein Volk denen, die es auf dem Gewiſſen hat. Das blutige Haupt Karls I. trieb die Stuarts vom Throne zurück, das blutige Haupt Ludwigs XVI. die Bourbons. Das einzige neue Feſt was Ludwig XVIII. in Frankreich einführte, war ein Trauerfeſt die Feier des Todestags ſeines hingerichteten Bruders (21. Januar). Ein Act der reinſten Pietät, den zu verſäumen herzlos geweſen

wäre, und doch ein politischer Fehler, weil das französische Volk nun einmal die Bußfertigkeit der trauernden Familie nicht theilte. Das Fest war ein Vorwurf für das Volk, und es grollte darüber.

In der ganzen Familie war Niemand, der dem französischen Volke Neigung oder eine neue Begeisterung hätte einflößen können. Der König, ungewöhnlich dick und vom Podagra gelähmt, konnte nicht zu Pferde sitzen, ja kaum gehen. Sein Wohlwollen und sein constitutioneller Eifer wurde nur als eine schwache Seite aufgefaßt, die man zu seinem Verderben ausbeuten wollte. Der magre Graf von Artois mit etwas hängender Unterlippe wurde glühend gehaßt, der schwärzesten Absichten gegen das Volk beschuldigt und zugleich karikirt und lächerlich gemacht, bald als Don Quixote, bald als frömmelnder Jesuit. Seine beiden Söhne, die Herzoge Ludwig von Angoulême und Karl von Berry, waren ganz unbedeutende Persönlichkeiten. Der erstere hatte sich mit Maria Theresia, der Tochter des hingerichteten Königs, vermählt, die kinderlos nur dem Andenken ihrer unglücklichen Eltern und dem Gebete lebend als eine wittwenhafte Trauergestalt auf die ganze Familie einen düstern Schatten warf.

Flößten die Bourbons selbst weder Ehrfurcht noch Mitleid ein, so noch viel weniger die Emigrirten. Zwar unter dem Adel bemerkte man noch reine ritterliche Charaktere, wie Laroche-Jaquelin, einen hochherzigen Dichter, wie Chateaubriand, dessen génie du christianisme dem bisher in Frankreich herrschenden Voltaireanismus die erste tödtliche Wunde beigebracht hatte. Aber es gab auch unter den Emigrirten viele „Gestalten" von sonderbarem und lächerlichem Ansehen, markloſe Mumien in verschollenen Uniformen, platte sauersehende alte Damen in häßlichen Hüten, überall das Widerspiel der jungen lustgedrungenen, siegestrunkenen Helden- und der blühenden, nur zu frei ihre Reize zur Schau stellenden, glücksfrohen Damenwelt des Kaiserreichs. Am meisten schadete den Emigrirten, außer ihrer Greisenhaftigkeit, daß sie unter dem Schutz fremder Bayonette zurückgekehrt waren und, selber ohne ein Verdienst, jetzt den Bürgerlichen, die sich in der Revolution und unter Napoleon um Frankreich verdient gemacht, den Rang ablaufen wollten.

Es grenzt in der That an Naivetät, wenn die Staatsmänner, die auf den großen Congreſſen ſaßen, ſich einbildeten, die Dinge würden in Frankreich ſich ſo geſtalten, wie ſie vorausſetzten, blos weil ſie es ſo gewollt und befohlen hatten. Die Verachtung der Natur, die Mißkennung der Wahrheit konnte kaum weiter gehen. Jene europäiſchen Staatsmänner hatten ſchon im Jahr 1815 die Erfahrung gemacht, wie unhaltbar die Reſtauration der Bourbons in Frankreich ſey, und doch befahlen ſie zum zweitenmal, ſie müſſe halten.

Die ſeit der Schlacht von Waterloo wie angedonnerten, zweimal beſiegten, gänzlich niedergeworfenen und durch die noch im Lande ſtehende Armee der Feinde geknebelten Parteien, welche die ruhmvollen Erinnerungen des Kaiſerreichs oder die Hoffnungen der Republik im Herzen trugen, ſchwiegen nur, waren aber nicht untergegangen. Unvermerkt wuchs ſogar ihre Stärke an, indem ſie ſich im gemeinſamen Haſſe gegen die Bourbons und die Emigration verbunden fühlten. Was in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, wurde von Belgien aus über die Grenze geſchmuggelt. Der „gelbe Zwerg" brachte von Brüſſel alle Bosheiten nach Paris, die dort ſelbſt die Cenſur nicht hätten paſſiren können. Dieſer kleine Krieg des Witzes ſchien bedeutungslos, aber er verrieth die grollenden Mächte, die ſich damals noch in der Nation verborgen hielten. Sollten die Kinder der großen Armee, die zurückgeſetzten Generale, die vielen brodlos entlaſſenen Offiziere, die alten Schnurrbärte der Garde, der junge, durch die Thaten der Väter begeiſterte kriegsluſtige Nachwuchs in Stadt und Land, ſollten die Männer des Volks aus der Zeit der erſten Revolution, wie Lafayette, der eitle ehrgeizige Nachwuchs von Rednern, wie Benjamin Conſtant, die ewig nach Neuem begierige Jugend des gebildeten Bürgerſtandes, die Liberalen, die polytechniſchen, die Rechtsſchüler, die jungen Genies und Emporkömmlinge im Handelsſtande, ſollte endlich die brauſende, immer an große welthiſtoriſche Schauſpiele gewöhnte Pariſer Bevölkerung ſich je im Ernſt den Anſprüchen der welken Emigration fügen und immer ruhig und geduldig bleiben?

Das wäre gegen die Natur gewesen. Deshalb gab sich der König alle Mühe, sich der Nation anzuschließen, der Nation Vertrauen zu erwecken und die Emigrirten zu desavouiren. Als sich ihm nach seiner Restauration im Jahr 1815 eine Deputation von Bauern aus der Vendée in ihrer Landestracht vorstellen wollte, wies er sie ab. Man hat ihm das damals und später vorgeworfen, aber er wollte nur den Schein vermeiden, als sey es seine Absicht, seinen neuen Thron auf die wenigen alten Anhänger der Emigration zu stützen. Er wollte die Emigration und die Vendée vergessen machen, um sich als constitutioneller König durch die Verfassung mit der ganzen Nation zu identificiren, sich auf alle Gebildete der Nation stützen.

Auch traf er eine gute Wahl, indem er den Herzog von Richelieu zu seinem ersten Minister ernannte. Unter allen Emigrirten hatte dieser Herzog unstreitig das größte Verdienst. Er hatte schon lange Jahre in russischem Dienste gelebt und als Schöpfer und Gouverneur von Odessa durch Humanität, administratives Talent und große Thätigkeit allseitige Anerkennung und einen europäischen Ruf erworben. Der König schmeichelte zugleich durch diese Wahl dem russischen Kaiser. Richelieu hätte es vorgezogen, nach Odessa zurückzukehren, und übernahm sein neues Amt nur aus Rücksicht auf den König ohne Eigennutz und ohne Betheiligung an dem reactionären Eifer andrer Emigrirten. Sein System war, in Eintracht mit der Pairs- und Deputirtenkammer in dem tief erschütterten Reiche wieder Ruhe und Ordnung zu befestigen und dadurch dem übrigen Europa diejenigen Bürgschaften zu geben, die ein baldiges Zurückziehen der alliirten Executionstruppen ermöglichen sollten. Die Kammern wurden im October 1815 versammelt. Die denselben vorgelegten und auch angenommenen Gesetzesentwürfe gegen Aufruhr, die der Regierung die Macht gaben, ohne Umstände verdächtige Personen zu verhaften und politische Verbrecher von Prevotalhöfen mit Umgehung der Geschworenen richten zu lassen, waren als Ausnahmsgesetze für den unleugbaren Ausnahmszustand, in welchem sich Frankreich nach Napoleons Sturz befand, nur zu nothwendig

und in jeder Weiſe gerechtfertigt. Desgleichen die Auflöſung der damals durch und durch rebelliſchen polytechniſchen Schule. Eben ſo natürlich waren die aus der Kammer ſelbſt hervorgehenden und gleichfalls zum Geſetz erhobenen Anträge auf Wiederherſtellung des kirchlichen Anſehens. Der Vicomte von Caſtlebajac trug nämlich darauf an, daß die Kirche wieder Eigenthum erwerben dürfe, und Bonald, daß das kirchliche Verbot der Eheſcheidung wieder in Kraft trete. Es bezeichnet die ängſtliche Vorſicht des Königs, daß er ſolche Anträge nicht vom Miniſterium ausgehen ließ. Er hätte ſich ihrer nicht zu ſchämen gebraucht. Die Kirche war ſeit ihrer förmlichen Ausrottung während der erſten Revolution durch Napoleon nur oberflächlich und nur mit halbem Willen wiederhergeſtellt worden. Noch waren 5000 Pfarreien in Frankreich ohne Prieſter, die angeſtellten Prieſter aber elend beſoldet. In Paris verſammelte ſich eine Congregation von Kirchenfreunden und in Angers begann der Abbé de Rauzan im Frühjahr 1816 die Miſſionen, eindringliche Bußpredigten vor dem Volk unter freiem Himmel mit Beichte und Aufpflanzung des hohen Kreuzes, im Gegenſatz gegen die Pflanzung der Freiheitsbäume in der Revolution. Das Volk ſtrömte in Maſſe herbei, wohin die Miſſionäre kamen, und ſeine brünſtige Andacht beſchämte die gebildeten Freigeiſter, die über dieſe Erſcheinung ganz wüthend waren und ſich zunächſt durch wohlfeile Ausgaben der Werke Rouſſeau's und Voltaire's rächten, die in ungeheuren Maſſen verbreitet wurden.

Wie gefügig auch die Kammer war (die der Spott la chambre introuvable nannte), der Graf von Artois und der von der Emigration heimkehrende Adel war doch weder mit ihr, noch mit dem Miniſterium und dem gemäßigten Syſtem des Königs zufrieden. Der Graf weigerte ſich, in der Pairskammer den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten. Sein Scharfblick ſah die Gefahr voraus, die ſeiner Dynaſtie von dieſer Seite her in Zukunft drohen würde. In dem von ihm in den Tuilerien bewohnten Pavillon Marſan pflegten ſich die Männer zu verſammeln, die der Verfaſſung abhold waren, die eine abſolute Regierung für nothwendig, alle conſtitu-

tionellen Conceſſionen für gefährlich hielten, demnach in der Reaction weit über den König hinaus (ultra regem) gehen wollten und die man deshalb die Ultras nannte. Dieſe waren nun unabläſſig bemüht, die Kammermehrheit zu erlangen, und hatten auch den Miniſter des Innern, Vaublanc, für ſich gewonnen. Die Waage ſchwankte. Da entſchloß ſich der König raſch und entließ nicht nur Vaublanc, ſondern auch die Kammer, im April 1816.

Zu dieſen Maßregeln trugen die Unruhen im Süden nicht wenig bei. Schon 1815 hatte hier die fanatiſch royaliſtiſche und klerikale Partei blutige Rache an den Anhängern Napoleons geübt. Hier war Marſchall Brune vom Volk ermordet worden. Hier hatte man ſelbſt die Beamten nicht reſpectirt und dem König ſeine Nachgiebigkeit offen vorgeworfen. Die Verdets, eine Mörderbande, zogen unter dem ſchrecklichen Treſtaillon umher und ſchlachteten zu Nismes und in der Umgegend die als Bonapartiſten verdächtigten Proteſtanten. Kein Alter noch Geſchlecht wurde verſchont, die Häuſer angezündet. Was fliehen konnte, rettete ſich in die Wälder. Der Herzog von Richelieu ſchickte einen ſeiner perſönlichen Freunde, den General Grafen Lagarde nach Nismes, um die Ruhe herzuſtellen, aber ein Geſährte Treſtaillons ſchoß den General vom Pferde. Ganz Aehnliches geſchah in Toulouſe, wo General Ramel, als er Ruhe ſtiften wollte, gleichfalls erſchoſſen wurde. Es war unmöglich, die Mörder zu beſtrafen, die Geſchworenen ſprachen ſie frei. Der König hatte keine Autorität im Süden. Treſtaillon begann ſeine Rolle von neuem, führte eine zahlreiche mit rothen Kreuzen bezeichnete Bande nach Lyon und bedrohte dort die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums dermaßen daß die heimlichen Bonapartiſten, auf den Unwillen, der in der ganzen Stadt herrſchte, vertrauend, am 26. Januar 1816 die Büſte Napoleons II. (des Herzogs von Reichſtadt) durch die Straßen trugen und ſich bewaffneten. Sie wurden aber, weil die Truppen nicht abfielen, leicht beſiegt und den Prevotalhöfen ausgeliefert. Ebenſo unterlagen die kleinen Aufſtände in Tarraſcon, Rennes, Nantes, zuletzt am 4. und 5. Mai ein größerer in Grenoble, indem hier ein gewiſſer Didier ſich mit

einem napoleoniſtiſchen Anhang der Feſtung bemächtigen wollte. Er wurde gefangen und man hieb ihm Hand und Kopf ab. Die Hinrichtungen folgten ſich in Menge.

Dieſe Blutſcenen, unvermeidlich im Intereſſe der Ordnung, betrübten den König tief. Doch ließ er ſich von den Ultras nicht einſchüchtern, ihre Aufhetzungen beſtärkten ihn vielmehr in ſeiner Mäßigung. Indem er im Juni den Herzog von Berry, der etwas muntrer als ſein Bruder, gutmüthig und der Mäßigung zugeneigt war, mit der Prinzeſſin Caroline von Neapel vermählte, um einen Thronfolger zu erhalten, hoffte er an dieſem jungen Hofe ſich eine Stütze gegen den Pavillon Marſan zu erziehen. Eine andere fand er an Decazes, der als Polizeiminiſter die Umtriebe der Ultras am beſten kannte, ihn dringend vor dem Uebermuthe dieſer Partei warnte und ihm rieth, eine neue Kammer wählen zu laſſen, in welche gemäßigtere Männer eintreten würden. In Folge deſſen löste der König am 5. September definitiv die Kammer auf.

Alles ging nach Wunſch. Die neuen Wahlen fielen auf Anhänger der Mäßigung, die Ultras blieben in der Minderheit, und Lainé, der an Vaublancs Stelle Miniſter des Innern geworden war, ſetzte ein neues Wahlgeſetz durch, nach welchem das Wahlrecht auf alle ausgedehnt wurde, welche 300 Franken direkte Steuer bezahlten. Dadurch wurden 90,000 neue Wahlſtimmen geſchaffen, welche größtentheils dem bürgerlichen Stande angehörten. Auch die Cenſur wurde ermäßigt, und Bücher, über 20 Bogen ſtark, für cenſurfrei erklärt. Die Prevotalhöfe wurden aufgehoben. Für die Armee wurde die Conſcription wieder hergeſtellt, der Adel davon nicht ausgeſchloſſen und die Ernennung zu Offiziersſtellen ausſchließlich vom Verdienſt abhängig gemacht. Vergebens grollten die Ultras. Die Kammermehrheit und die Regierung gingen Hand in Hand. In der erſteren begannen neue Namen zu glänzen, die ſpäter zu immer größerem Ruhme gelangt ſind, Laffitte und Caſimir Perrier (beide Bankiers), Dupont de l'Eure ꝛc. Die vom König ſo ſehnlich gewünſchte Allianz des Throns mit dem Bürgerthum ſchien erreicht und Europa ſah Frankreich in Ruhe und mit ſeiner Ver-

fassung zufrieden. Die einzigen Ruhestörer waren die Ultras gewesen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Herzog von Richelieu zu der Hoffnung zu berechtigen, er habe seine politische Mission vollendet. Er unterhandelte insgeheim mit seinem ehemaligen Gebieter, dem Kaiser von Rußland, stellte ihm die Sachlage vor und erlangte von ihm schon 1817 die Entfernung eines Theils der fremden Executionsarmee, und 1818 eine noch großmüthigere Reduction der französischen Geldschuld. Am 25. April dieses Jahres kündigte Richelieu der angenehm überraschten Kammer an, Kaiser Alexander habe die übrigen Großmächte bewogen, ihre Forderungen an Frankreich auf eine Rente von 12—13 Millionen Franken zu reduciren, und wenn Frankreich darauf eingehe, würden die letzten Executionstruppen ohne Zweifel den französischen Boden räumen. Natürlicherweise wurden diese Propositionen mit Dank angenommen, und die Rente wurde durch Unterzeichnungen alsbald gedeckt.

Im Herbst desselben Jahres kamen die Monarchen, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, und ihre berühmten Minister zu einem Congreß in Aachen zusammen, hießen alles gut, was zwischen Kaiser Alexander und Richelieu verabredet war, feierten Feste und gingen nicht auseinander, ohne abermals einen geheimen Vertrag geschlossen zu haben, der nur eine kleine Abänderung der h. Allianz war, sofern diesmal auch England und Frankreich beitraten. Das war jetzt erst die förmliche Begründung der europäischen Pentarchie. Die fünf Mächte erklärten, den Frieden Europa's wahren und immer in gegenseitigem Einverständniß operiren zu wollen, um diesen Zweck zu erreichen. Wo irgend eine Störung drohe, sollten alsbald persönliche Zusammenkünfte der Monarchen oder ihrer ersten Minister (Monarchencongresse oder Ministerconferenzen) eingeleitet werden.

Der europäische Horizont erschien indeß dem Aachner Congreß nicht ganz wolkenlos. Der Herzog von Richelieu hatte einige Mühe, die Monarchen zu überzeugen, daß sein in Frankreich eingehaltenes System das ganz richtige sey. Die Begünstigung der bürgerlichen Kammermehrheit zum Nachtheil der adeligen Ultras schien manchem

bedenklich. Indeß entzogen ſie dem Herzog ihr Wohlwollen nicht, gewährten ihm alle ſeine Wünſche und rechneten im ſchlimmſten Fall auf ihre Macht, welche ſtark genug war, etwaige neue Bewegungen in Frankreich zu zügeln. Als nun die neuen Kammerwahlen in Frankreich am Ende des Jahres noch viel ungünſtiger als die früheren für die Ultras ausfielen und ſogar der gefürchtete Lafayette gewählt wurde, dankte der Herzog von Richelieu Gott, daß der Congreß nicht mehr beiſammen war, daß er die Vorwürfe derer, denen er zu viel verſprochen hatte, nicht mehr anhören mußte, und legte ſein Amt am 27. Dezember nieder mit dem Bewußtſeyn, nach beſtem Willen redlich ſeinem Könige gedient zu haben, jedoch auch mit der marternden Sorge, er habe das Königthum vielleicht ſchlimmern Feinden überliefert, als die waren, die er im Pavillon Marſan unterdrückt hatte. Er war ohne Vermögen. Die Kammern votirten ihm eine Dotation von 50,000 Franken, aber er ſchenkte ſie den Spitälern von Bordeaux.

Decazes trat an ſeine Stelle, um die Allianz des Thrones mit dem Bürgerthum noch mehr zu befeſtigen. Ludwig XVIII. würde jedoch kaum ſo kühn vorgeſchritten ſeyn, wenn er nicht der heimlichen Zuſtimmung Rußlands verſichert geweſen wäre. Neſſelrode, der erſte ruſſiſche Diplomat, kam ſelbſt nach Paris, nachdem ein anderer Günſtling und Botſchafter des Kaiſer Alexander, Graf Orlow, im Sinn der Ultras große Beſorgniſſe ausgeſprochen hatte. Neſſelrode fand, die franzöſiſche Verfaſſung ſey das beſte Mittel, den König in Paris in der ruſſiſchen Vaſallenſchaft zu halten, ein König der Ultras würde ſo geſchmeidig nicht ſeyn. Alſo durfte Decazes mit ruſſiſcher Erlaubniß Freiheiten die Hülle und Fülle ausſtreuen. Am 1. Mai 1819 gab derſelbe Frankreich die Preßfreiheit, erließ eine Amneſtie für eine Menge bisher Verbannte, legte ſich ſelbſt und ſeinen Collegen durch ein Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter ſtrenge Pflichten auf und überſtimmte die unzufriedenen Ultras, als ſie in der Pairskammer Widerſtand leiſteten, durch die Ernennung von 60 neuen, ſeinem Syſtem ergebenen Pairs. Das waren nun alles Notabilitäten aus der Kaiſer-

zeit oder Conſtitutionelle, der König fand nicht einen einzigen Mann des Hofes darunter, ſtrich ein paar Namen aus und erſetzte ſie mit andern, damit ich, wie er lächelnd ſagte, wenigſtens Einen von den Meinigen unter den Ihrigen ſehe. Die Ultras waren außer ſich, hielten den König für wahnſinnig, daß er ſich ſo ganz ſeinen geborenen und geſchwornen Feinden hingebe und die ganze Familie verrathe, und tobten ihren Zorn im „Conſervateur“ aus, einem von Chateaubriand, Bonald und Lamennais geſchriebenen Journal. Chateaubriand vergaß dabei die Würde der Religion, die er früher ſo ſiegreich vertreten hatte, und die Grazie des Schönen, die dem berühmten Dichter geziemt hätte. Seine Leidenſchaftlichkeit und die Maßloſigkeit ſeiner Rede ſteckten die ganze Preſſe und die Kammer an. Die Pariſer Luft durchzog ein Miasma von Beſchimpfungen, von Gift des wüthendſten Haſſes. Die Fragen des Tages rechtfertigten dieſe furchtbare Aufregung der Geiſter nicht, aber jeder wußte, was für geheime Gedanken dahinter verborgen lagen, und daß man um die ganze Zukunft Frankreichs kämpfe. Decazes, früher im Dienſt von Napoleons Mutter, aus unbedeutendem Anfang plötzlich zur höchſten Macht emporgeſtiegen, war dem alten Adel grenzenlos verhaßt und wurde von den Ultras aufs boshafteſte verleumdet, während ihn die bürgerliche Oppoſition nur als Werkzeug für ihre anderweitigen Plane benutzte. Dieſe Oppoſition (deren Mitglieder ſich früher Independenten nannten) erhielt jetzt erſt den aus Spanien entlehnten Namen der Liberalen. Damals ſchon unterſchied man unter ihnen conſtitutionelle Syſtematiker nach engliſch-deutſchem Zuſchnitte, die man erſt etwas ſpäter die Doctrinäre genannt hat (Royer Collard ſtand an ihrer Spitze), und die mehr praktiſchen Liberalen, aus denen ſpäter die Radikalen hervorgingen, ſchon in geheimen Geſellſchaften conſtituirt. So die Geſellſchaft für Preßfreiheit, eine ſ. g. Union und noch eine dritte, die alle in Lafayette ihren Chef erkannten, und darin einverſtanden waren, die Bourbons durch ſich ſelbſt, zunächſt die Ultras durch Decazes zu ſtürzen.*)

*) Eitle Umtriebe des Königs der Niederlande, der in Brüſſel mit franzöſiſchen Liberalen heimlich tractirte und ſich überreden ließ, er könne durch

Aber die grimmigſten Feinde der Bourbons hatten ſchon keine Geduld mehr. Der Volksdichter Beranger tauchte ſeine chansons in das ſchwärzeſte Gift des Volkshaſſes gegen die Dynaſtie, und ſie wiederklangen durch ganz Frankreich, entzündeten in tauſend Herzen die feindſeligſten Entſchließungen. Die eben erſt gemaßregelte Stadt Grenoble ließ in den Abgrund von Haß hineinblicken, der hier wie in ſo vielen andern Gegenden Frankreichs das Volk gegen die Regierung einnahm. Sie wählte den alten Abbé Gregoire, eine weiland Größe der erſten Revolution, zum Abgeordneten in die zweite Kammer, obgleich (d. h. weil) er mit für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hattte. Dieſe freche Herausforderung der Krone erregte Beſtürzung unter allen Friedliebenden und rechtfertigte die Ultras gegen Decazes, indem ſie bewies, dieſes Miniſters Conceſſionen hätten das Volk keineswegs loyaler, ſondern nur revolutionärer geſtimmt. Die Kammer ſelbſt fühlte das Unſchickliche in der Wahl von Grenoble und ſchloß einſtimmig den Gewählten aus. Damals ſchickte der Kaiſer von Rußland den Grafen Capodiſtrias nach Paris, um zum Rechten zu ſehen, und derſelbe ertheilte den Rath, etwas einzulenken und durch abermalige Einſchränkungen im Wahlgeſetz die Liberalen zu ſchwächen. Ehe aber dieſe Angelegenheit vor die Kammer kommen konnte und während noch das Einverſtändniß der Kammermehrheit mit Decazes unerſchüttert war, wurde das künſtliche und trügliche Gewebe der Parteien plötzlich wie durch eine unterirdiſche Hand, durch einen kühnen Griff aus der Hölle heraus wieder zerriſſen. Als nämlich der Herzog von Berry am 13. Februar 1820 Abends aus der Oper kam, wurde er von einem gewiſſen Louvel, einem Sattler des k. Marſtalls, mit einem großen Meſſer todtgeſtochen. Der Mörder geſtand, dieſe That auf eigene Verantwortung, ohne Mitſchuldige, einzig im Gefühl und zum Zeichen des allgemeinen Nationalhaſſes gegen die Bourbons begangen zu haben, und mit der Abſicht, im jüngſten

ſie noch auf den franzöſiſchen Thron gelangen, gehören dieſem Zeitpunkt an. Der Vater ſelbſt und nicht etwa bloß der Sohn, Prinz von Oranien, war dabei betheiligt.

Prinzen, von dem allein Nachkommenſchaft zu erwarten war, die ganze Dynaſtie zu treffen.

Da ſah die fürchterliche Wahrheit dem täuſchenden Schein ins Geſicht. Chateaubriand ſagte von Decazes, der das wohlgemeinte, aber trügliche Vertrauen genährt hatte, ſein Fuß ſey im Blut ausgeglitten, er müſſe fallen. Alle Warnungen der Ultras kamen jetzt ſchnell wieder zur Geltung. Der König war unendlich betrübt und weinte bitterlich, denn er hatte alle Hoffnung auf den jungen Berry geſetzt. Der Gemordete hinterließ nur eine Tochter, aber ſeine Gemahlin noch in guter Hoffnung. Außer dem Schmerz um Berry quälte den König auch der um Decazes, denn dieſem Miniſter wurde nun allein die Schuld aufgebürdet, er allein habe die revolutionäre Geſinnung in Frankreich wieder groß gezogen, ja ein Kammermitglied nannte ihn geradezu den Mörder Berrys. Alle verlangten ſeine Abſetzung. Der König wollte lange nicht darein willigen. Erſt als ſich Richelieu bereit zeigte, die ſchwierige Regierung wieder zu übernehmen, und der Graf von Artois demſelben ſein Wort als Edelmann gab, gegen das neue Miniſterium keine Oppoſition zu machen, entſchloß ſich der König, ſeinen Liebling Decazes zu entlaſſen, den er mit Gunſtbezeugungen überhäufte, zum Herzog erhob und mit einer fürſtlichen Ausſtattung als Geſandten nach England ſchickte.

Richelieu, durch das Wort von Artois ſicher gemacht, nahm Villèle aus der Partei der Ultras mit ins Miniſterium und traf die nach der ſchrecklichen Mordthat unvermeidlich gewordenen Maßregeln, durch welche überall da, wo Decazes zu weit links gegangen war, wieder nach rechts eingelenkt werden ſollte. Aber die Regierung verlor damit alles Vertrauen; jeder, auch der kleinſte Rückſchritt wurde ihr ausgelegt, als ſey ſie ganz ins Lager der Ultras übergegangen, und alſo regiere eigentlich nicht mehr der König, ſondern Artois. Der König verlor den Nimbus der Freiſinnigkeit und erſchien als ein Heuchler oder Schwächling. Nicht minder büßte der ehrliche Richelieu die hohe Achtung ein, die ihm bisher alle Parteien gezollt hatten. Er ſchien nur noch

Werkzeug eines Haſſes, den er nicht theilte. Die von ihm und noch mehr von Decazes ſo liebevoll gepflegte Vereinbarung der Krone mit der bürgerlichen Mittelpartei war für immer zerriſſen. Die letztere aber war unter ihm und Decazes erſtarkt und ſchickte ſich an, die Macht, die ſie einmal errungen, jetzt gegen ihn zu gebrauchen. Die Oppoſition bedurfte des miniſteriellen Schildes nicht mehr, ſie focht von nun an unter der eigenen Verantwortung und auf eigene Rechnung. Die große Mehrheit des Volkes aber ſtand hinter ihr, denn die neue Reaction beleidigte es tief. Im April wurde die Cenſur wieder eingeführt, reclamirte die Regierung auch wieder das Recht, jeden Verdächtigen ohne Umſtände zu verhaften, und ſchränkte durch ein neues Wahlgeſetz wieder die Wahlrechte der Mittelklaſſe ein. Das gab nun den bürgerlichen Deputirten in der zweiten Kammer die erſte langerſehnte Gelegenheit, ihre Redefreiheit energiſch zu brauchen, im Namen der Nation ſich in begeiſterten Worten hören zu laſſen und die Augen der Welt auf ſich zu ziehen. Die neuen Maßregeln der Regierung überhoben die Redner der bisherigen Discretion. Der Abmarſch der fremden Truppen aus Frankreich trug auch nicht wenig bei, den Muth aufzufriſchen. So ſchlug denn in der Deputirtenkammer zuerſt General Foy den Ton mächtiger Gegenrede an, welcher immer mehr zum Donner anwachſen und in ganz Frankreich widerhallen ſollte. Er wagte es, die Ultras eine „Handvoll Elender" zu nennen, denen die ganze Nation gegenüberſtehe. Nicht mit Unrecht frug er, warum man dieſe ganze Nation wegen des Frevels eines einzigen Menſchen ſtrafe? und welches Spiel man mit einer Verfaſſung treibe, die vom Volk als Grundgeſetz und Palladium verehrt werden ſolle und die man heute gelten laſſe, morgen wieder nicht? Den Accent den er auf die Verfaſſung (Charte) legte, verſtand das Volk. Ueberall tönte damals dem König und dem Miniſter auf den Straßen der Ruf entgegen: vive la charte! Benjamin Conſtant aber verkündete damals ſchon den Sturz der Bourbons, indem er ausrief: „die Republik fiel durch die rothen, das Königthum wird durch die weißen Jacobiner fallen!" Ein ungerechtes Wort. Die alte Dynaſtie wäre unter

den Liebkoſungen der Volksmänner eben ſo gewiß erſtickt worden, als ſie dem Haß derſelben erliegen mußte. Die Ultras konnten nichts dazu noch davon thun und waren wenigſtens ehrlich, indem ſie mit notoriſchen Feinden nicht capitulirten, ſondern ſich wehrten.

Die Revolutionen, die im Lauf des Jahres 1820 in Spanien und Italien ausbrachen, und die gegen die daſelbſt regierenden bourboniſchen Dynaſtien gerichtet waren, und eine Verſchwörung, die das Schloß von Vincennes bei Paris in die Hände der Aufrührer liefern ſollte, rechtfertigten noch mehr das Mißtrauen und die bisherige Haltung der Ultras und nöthigten den Herzog von Richelieu zu größerer Nachgiebigkeit gegen die letzteren. Die ganze Strenge des Jahres 1816 kehrte zurück, und unter dieſen Eindrücken kam nach dem neuen Wahlgeſetz wieder eine reactionäre Kammer zu Stande, die den Forderungen der Ultras zuſtimmte und Richelieu (trotz des ihm vom Grafen von Artois gegebenen Verſprechens) am Ende zum Rücktritt nöthigte. Im Dezember 1822 war Villèle an der Spitze der Ultras erſter Miniſter.

Mittlerweile hatte die Herzogin von Berry am 29. September 1820 einen jungen Prinzen geboren, Heinrich, der zum Herzog von Bordeaux ernannt wurde. Der entzückte Adel ſchenkte dem neugeborenen Knaben das Schloß Chambord. Kaum hatte die altfranzöſiſche Lilie dieſe neue Knospe getrieben, ſo erfuhr man den Tod Napoleons in ſeiner Verbannung auf der Inſel St. Helena am 5. Mai 1821. Das ungeſunde Klima der Inſel und die täglichen Quälereien, die dem großen und weltberühmten Kaiſer durch ſeinen Kerkerwärter, den engliſchen Gouverneur Sir Hudſon Lowe, angethan wurden, rafften ihn vor der Zeit dahin. Die franzöſiſchen Gefährten Napoleons auf St. Helena haben in ihren Berichten von dieſen Quälereien vieles übertrieben und es überhaupt darauf angelegt, Aufſehen in Europa zu machen, den Enthuſiasmus für Napoleon zu erneuern und ſelbſt ſeine Feinde zu mitleidiger Theilnahme zu nöthigen. In gleicher Abſicht war es Napoleon ſelbſt, der durch ſein beleidigendes Benehmen gegen den Gouverneur deſſen Härte herausforderte. In den Augen Europas ſollte nicht nur den

Gouverneur, ſondern auch die, in deren Auftrag er die Hut des ſterbenden Löwen übernommen, der Fluch der Gemeinheit treffen. Eine zeitgemäße Berechnung. Auch anderwärts, ja in England ſelbſt, fing in der conſequenten Durchführung der Pentarchie etwas gar zu Nüchternes und Gemeines die genialeren Naturen zu langweilen an. Ein feuriger junger Dichter, Lord Byron, erklärte dieſer Gemeinheit offen den Krieg. Der Sinn der Anklage war: alle Poeſie der Weltgeſchichte iſt mit Napoleon und der Revolution begraben. Nichts waltet jetzt, als die ordinärſte Proſa, Mittelmäßigkeit an den Höfen, bloße Routine in der Diplomatie und unerträgliche Pedanterie in der Bureaukratie. Etwas ganz Andres verlange der Adel, der Geiſt, das tiefe Gemüth der Völker, die gleich ſchönen und hochgebildeten Sklavinnen in den Ketten barbariſcher und ſtumpfſinniger Gebieter ſeufzen. Eine ſüße poetiſche Wehklage ertönte von Byrons Saiten durch die Welt, ſich miſchend mit der Klage um den großen Todten von St. Helena. Alle Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, alle offne Erhebungen der Völker gegen die im Jahr 1815 getroffene Ordnung der Dinge war ſeitdem mit Poeſie umkleidet, und nicht weniger das Grab Napoleons. Der ungeheure Haß, der noch vor wenigen Jahren ganz Europa gegen ihn waffnete, war erloſchen. Man anerkannte wieder ſeine Größe, der Griffel der Geſchichtſchreiber zeichnete emſig ſeine Thaten auf, und alle Welt las ſie mit Begierde und verſenkte ſich von neuem in die begeiſterte Theilnahme, die ſie einſt dem General der Republik und dem erſten Conſul geſchenkt hatte. Darum fand auch ſein Teſtament warme Sympathien. „Ich wünſche, daß meine Aſche an den Ufern der Seine ruhe, mitten unter dem franzöſiſchen Volke, das ich ſo ſehr geliebt habe," ſo lautete das Abſchiedswort des ſterbenden Kaiſers und traf viele tauſend franzöſiſche Herzen. Die Freude in den Tuilerien über ſeinen Tod kam zu früh. An ſeinem Grabe reichte eine große Erinnerung großen Hoffnungen die Hand, indeß an der Wiege des Herzogs von Bordeaux unſichtbar die bleiche Sorge ſaß.

Zweites Buch.

Die Reaction in Deutschland.

Napoleon hatte das von Karl dem Großen gegründete römische Reich deutscher Nation zerstört. Der letzte deutsche Kaiser hatte sich Kaiser von Oesterreich genannt und begnügte sich damit auch nach dem Sturze Napoleons, weil er nicht einmal über die souveränen Mittelstaaten, geschweige über das mächtige Preußen eine kaiserliche Oberhoheit herzustellen vermocht hätte. Das begriffen auch die feurigsten Patrioten jener Zeit, weshalb sie nicht sowohl auf eine Wiederherstellung der Reichsverfassung und des deutschen Kaisers, als auf eine Stärkung und Erweiterung des deutschen Bundes drangen. Es schien ihnen über alle Begriffe ungerecht, daß die im Kampf gegen Napoleon vereinigt gewesenen Deutschen als Sieger nicht einmal das wiedererlangen sollten, was ihnen früher gehört hatte, die Niederlande, das Elsaß, Lothringen. Gleichviel, welchen Herren in Deutschland es zufiel, wenn es nur wieder dem deutschen Bunde einverleibt wurde. Vor allem war das Bedürfniß, die deutsche Westgrenze gegen Frankreich besser als bisher zu schützen,

ſo augenfällig, daß in der That die Nichtbefriedigung dieſes Bedürfniſſes als eine ſchwere Verſchuldung am deutſchen Volke angeſehen werden mußte.

Aber es ließ ſich nicht ändern. Oeſterreich und Preußen waren nicht einig und konnten mithin auch den übrigen Großmächten gegenüber für das deutſche Geſammtintereſſe nichts ausrichten. Noch weniger die Mittelſtaaten, wie eifrig auch damals der Kronprinz von Württemberg ſich der Grenzfrage annahm. Das Volk ſelbſt verhielt ſich paſſiv, indem es nach Staaten, Stämmen und Confeſſionen getheilt, den überſchauenden Standpunkt nicht zu gewinnen vermochte, von wo aus es ſeine eigene nationale Größe, ſeine Geſammtintereſſen und ſeine Zukunft hätte ins Auge faſſen können. Nur ein ſehr kleiner Theil der Gebildeten hatte dieſen Standpunkt gewonnen und Muth genug, die Wahrheit zu verfechten. Aber auf dieſe wenigen kam es bei der Entſcheidung nicht an.

Die Centralbehörde des deutſchen Bundes, der Bundestag zu Frankfurt a. M., hielt ſeine Eröffnungsſitzung erſt am 5. Nov. 1816. Der präſidirende öſterreichiſche Geſandte, Graf Buol-Schauenſtein, hielt eine kalte, formelle Rede, die längſt vergeſſen iſt und auf die ſchon die Zeitgenoſſen nicht hörten, denn der Bund war von ſeinem erſten Entſtehen an unpopulär und niemand ſchenkte ihm Vertrauen. Auch ſeine Thätigkeit war nicht geeignet, eine beſſere Meinung von ihm zu erwecken. Er that nämlich nichts oder negirte nur. Die mediatiſirten kleinen Fürſten und Grafen, der Johanniterorden ꝛc. überſchwemmten ihn mit Reclamationen, die alle zu ſpät kamen. Die kurheſſiſchen Domainenkäufer, denen der Kurfürſt die unter Jerome Napoleon von ihnen erkauften Domainen ohne Entſchädigung wieder abnahm, klagten über dieſes ſchreiende Unrecht, wurden aber gleichfalls vom Bundestag abgewieſen. Im folgenden Jahr kam die wichtige Frage einer am Oberrhein zu gründenden Bundesfeſtung zur Sprache, das aus der franzöſiſchen Contributionsſumme dafür beſtimmte Geld war vorhanden und beim Juden Rothſchild deponirt, wurde aber nicht angewandt. Man konnte ſich über die Wahl des Platzes nicht vereinigen. Der Jude

zahlte nur 2—2½ Procent gegen dreißig Jahre lang, so daß die Differenz des Zinses, den er gab, und des Zinses, den er aus dem Kapital zog, den Betrag der Depositen überstieg.

In Oesterreich erlitt das alte Regime durch die großen Erschütterungen der Napoleonischen Zeit keine Aenderung. Kaiser Franz I. hatte seinen Völkern nichts versprochen, brauchte also auch keine Aenderungen vorzunehmen. Da seine Völker nicht aufgeregt waren, bedurfte es auch keiner Reaction. Alles blieb im alten Geleise. Die Regierung war allmächtig und, trotz mancherlei Corruption in der Beamtenwelt, populär. Der Adel war im Reichthum erschlafft, in die Sphäre des Hofes gezogen und fern von Opposition. Die Kirche lag im Schlaf, die Bischöfe waren ergebene Diener der Krone, keinerlei Geist regte sich im niedern Klerus. Die Wiener waren durch Wohlleben, Theater und Spaß aller Art befriedigt; die Provinzen, wenn auch zum Theil verarmt und hart gehalten, doch an stummes Gehorchen längst gewöhnt. Wenn man dem Kaiser Franz I. schwerfälliges Phlegma und seinem ersten Minister, dem Fürsten Metternich, sanguinischen Leichtsinn im bequemen Genuß vorgeworfen hat, so ist doch die Passivität in Oesterreich nicht blos aus diesen persönlichen Charakterzügen der Regierenden zu erklären, sondern sie lag schon lange im Volke selbst und machte den Regierenden ihr Verhalten leicht. Metternich, von Jugend auf ein aimable roué, mit Weibern tändelnd und das Geld an sie verschwendend, stand ganz auf dem Niveau der Wiener.

Obgleich nun hier, was geschah, zunächst ganz natürlich schien, so mußte doch die schlechte Wirthschaft früher oder später zum Verderben führen. Oesterreich, so unerschöpflich reich an Naturschätzen, sank mitten im Frieden immer tiefer in Schulden *). Man war

*) In dem 1857 gedruckten Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller tauschten beide öfters ihre Befürchtungen gegen einander aus. Nicht ohne Entsetzen schrieb Gentz 1818, „die Ueberspannung des Rentensystems gehe schon so weit, daß man den Grundsatz aufstelle, bei jeder neuen Anleihe müssen die Renten steigen.“ Im Jahre 1820 schrieb ihm Adam Müller: „In dem Augenblicke, in welchem Metternich im Namen des alten Oesterreichs

zu faul und frivol, um die natürlichen Hülfsquellen zu öffnen. Man sperrte sich nicht nur durch ein kostspieliges peinlich strenges Mauthsystem vom übrigen Deutschland, sondern auch im Innern des österreichischen Kaiserstaates selbst eine Provinz von der andern ab. Man ließ die Donauschifffahrt im Argen, und Russen durften sich an den Niederungen des herrlichen Stromes festsetzen. Man ließ den Hafen von Venedig versanden, und Engländer durften mit ihren Dampfschiffen die Verbindung zwischen diesem Hafen und dem von Triest usurpiren. Dagegen borgte das jüdische Haus Rothschild *) in Frankfurt a. M. dem österreichischen Staate nach einander ungeheure Summen, durch die es das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte, die den Borger immer ärmer, den Verleiher immer reicher machten. Mit diesem Borgen steigerte sich zugleich der Schwindel des Börsenspiels. Es gab aber kluge Politiker, die in der ökonomischen Verschuldung Oesterreichs eine Bürgschaft für den europäischen Frieden und für den Sieg des con-

---

die Sprache der Ehre rede und eine würdige Politik der Religion und des Rechts verkünde, würdige sich dasselbe Oesterreich zur Gemeinschaft mit den schlechtesten Staatsadministrationen des Jahrhunderts herab und beschwöre die künftige Revolution herauf."

*) Gegründet von Mayer Amschel, der von seinem Hause in Frankfurt „zum rothen Schild" benannt wurde. Nach seinem Tode 1812 vertheilten sich seine fünf Söhne in fünf große Häuser zu Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel und mehrten ihren Reichthum ins Fabelhafte, sofern sie fast allen Staaten zu hohen Procenten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Curs verkauften, den Curs plötzlich sinken ließen, die werthlosen Papiere dann wieder kauften, wieder steigen ließen und verkauften. Sie brauchten, um eine Steigung und Nachfrage nach den Papieren zu bewirken, nur durch ihre Agenten eine kleine Parthie Papiere zu kaufen, so wollte alle Welt kaufen, und umgekehrt, wenn sie verkauften, wollte alles verkaufen. Zudem hatten sie überall ihre Agenten, erfuhren alle Staatsgeheimnisse zuerst und erhielten die Nachricht davon früher durch Taubenposten, später durch Telegraphen, eher, als jeder Andere, so daß sie, wenn die Staatspapiere fallen mußten, zuvor noch rasch verkaufen konnten, oder aber kaufen, wenn ein Steigen der Papiere bevorstand. Vergl. den Artikel Rothschild in J. Meyers Conversationslexikon, Supplementband V.

servativen Princips sahen, denn dem allmächtigen Juden müsse daran liegen, daß sein Schuldner in Frieden und in geordneten Zuständen bleibe, um zahlen zu können. Dem natürlichen Sinne mußte sich jedoch das Schuldenmachen bei Rothschild als eine kolossale Unnatur, als das systematische Aussaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Parasiten darstellen, und die Herrschaft eines Juden über die christlichen Kaiser und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Man pflegt heute noch das Schuldenmachen der Staaten beim Hause Rothschild als etwas anzusehen, was sich von selbst verstehe, aber die Folgezeit wird lehren, in welchem ungeheuren Irrthum man befangen ist. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc. alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts anderem führt, als daß die Staatsschulden immer kolossaler anschwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zusammenhäuft, so ist das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer niemand mehr wird täuschen können. Wenn die europäische Pentarchie in irgend etwas gefehlt und sich versündigt hat, so ist es in ihrer Protection des Börsenspiels.

Unter dem Schutze der reichen jüdischen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, sich in die höchste Gesellschaft eindrängten und in den Antichambres der Minister immer die Bevorzugten waren, tauchte das für die letzten vier Jahrzehnte so charakteristisch gewordene jüdische Literatenthum auf. Die Jugend Israels begann sich auf die schöne Literatur, auf die Redaction von Zeitungen, auf Theater und bildende Kunst zu werfen und durch alle dem jüdischen Stamm eigene Mittel und Wege, durch Geldmittel, durch Zusammenhalten, Lobassekuranz, unaufhörliches Selbstanpreisen und Unverschämtheit jeder Art sich emporzuschrauben. Diesem Treiben lag aber tiefer Haß gegen die christliche Religion und die deutsche Nationalität zu Grunde.

Die nächste Gefahr für Oesterreich lag in der allmälig beginnenden Reaction der böhmischen, ungarischen und italienischen

Nationalitäten gegen die deutsche. Unbestritten hatten bisher die Deutschen vorgeherrscht. Die erbärmliche Erschlaffung und Frivolität des deutschen Charakters aber, wie er sich in Wien kund gab und von da aus verbreitete, konnte das Erwachen des bessern Bewußtseyns bei den andern, Oesterreich unterworfenen Nationen um so weniger verhindern, als sich Oesterreich gegen das übrige Deutschland so schroff verschlossen, die Stärkung des deutsch-österreichischen Elementes von Preußen, Sachsen und dem deutschen Westen her erschwert und verpönt hatte. Zuerst fingen die Böhmen, später die Ungarn an, ihre Sprache und Alterthümer mit einem Eifer zu studiren, der erst nur eine gelehrte und unschuldige Spielerei schien, bald aber einen politischen Charakter annahm.

Nichts war lächerlicher, als daß man im übrigen Deutschland von Oesterreich immer kirchliche Reactionen, jesuitische Umtriebe und dergleichen besorgte. Sowohl der Kaiser als Metternich waren josephinisch gesinnt und haßten nichts so sehr, als Geist und Aufschwung in der Kirche *). Zu klug, um den Klerus zu verfolgen, hielten sie denselben nur in herkömmlicher Abhängigkeit, gesättigt mit Fleisch unter der Bedingung, keinen Geist zu haben. Der Kaiser betrachtete sich als einen großmüthigen Beschützer des Papstes, von dem er keine Befehle anzunehmen habe, der sich vielmehr nach ihm richten müsse. Als Papst Pius VII. sein Ansehen einigermaßen wieder geltend machen wollte und gegen das Investiturrecht des Kaisers Protest einlegte, ließ Oesterreich ihn den Druck seiner Macht fühlen, und er mußte sich bequemen, die vom Kaiser ernannten italienischen Bischöfe zu bestätigen, 1816. Die Jesuiten wurden erst 1820 und ausschließlich nur in der Lombardei und in Galizien geduldet, wo

*) Daher der giftige Haß, den Gentz gegen Görres hegte, und die geheime Verfolgung, unter der Jarke litt, während die Einfalt deutscher Philister ihn für ein hierarchisches Werkzeug Metternichs hielt. Jarke sagt in seinen Principienfragen: „der Staat haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, welche letztere er aber selbst provocirte, indem er keinen Geist und sittlichen Ernst weder in der Schule noch Presse aufkommen ließ und das Volk allen Einflüssen der schlechten Presse Preis gab."

sie eine ganz unbedeutende Rolle spielten. In Galizien durch die Jesuiten den Russen entgegenzuwirken, die im benachbarten Polen für die griechische Kirche Propaganda machten und den Katholicismus möglichst drückten, scheint der Gedanke gewesen zu seyn, der ihre Berufung erklärt, aber was konnten sie ausrichten, wenn andrerseits Oesterreichs auswärtige Politik eine entschieden russische Färbung trug?

Kaiser Franz mochte glauben, mit Rußland im Bunde am sichersten den europäischen Frieden erhalten und die Revolution niederdrücken zu können, vor deren Wiederaufkommen er sich immer noch fürchtete. Er hatte einen auffallenden Haß gegen das Verfassungswesen und äußerte ihn mehr als einmal bei öffentlichen Gelegenheiten. Sein guter Instinkt täuschte ihn deshalb weniger als andere Monarchen der Zeit. Aber es machte ihn mißtrauisch und bestärkte ihn in seiner Vorliebe für die geheime Polizei, deren Fäden überall gleichsam unter dem Boden gezogen wurden, und mit deren Funden er sich angelegentlich beschäftigte. Dieses vorsichtige Lauern war nur Sache des Kaisers, nicht die Metternichs. Der Letztere scheint sich in seiner auswärtigen Politik nur deshalb so eng an die russische angeschlossen zu haben, weil ihm Rußland am meisten schmeichelte. In St. Petersburg war die Sage verbreitet, Kaiser Alexander habe ihm während des Waffenstillstandes im Jahr 1813 die Theilnahme an der Allianz durch das Versprechen, künftig mit ihm im persönlichen Briefwechsel zu bleiben, und mit ihm vereint Europa zu regieren, und durch einen jährlichen Gehalt von großem Belange abgekauft. Ein Beweis liegt nirgends vor, und die Sage hat nur insofern Werth, als man daraus ersieht, wessen man den verschwenderischen und stets geldbedürftigen Lebemann in Wien für fähig hielt. Gewiß ist, daß er der russischen Politik nicht mit der Umsicht und Energie entgegentrat, die das österreichische Interesse erfordert hätte.

Preußen blieb noch Jahre lang durch den Krieg lebhaft erregt. Von hier war die Begeisterung, die Energie ausgegangen. Hier waren große Hoffnungen gehegt und gepflegt, hier waren

Verſprechungen gemacht worden. Je mehr Oeſterreich ſich allen patriotiſchen Hoffnungen in Deutſchland verſperrte, und den letzten großen Nationalkrieg nur als einen gewöhnlichen Cabinetskrieg, der die Nation nichts angehe, betrachtet wiſſen wollte, um ſo mehr war Preußen aufgefordert, im eigenen Intereſſe alle Herzen zu gewinnen, die ſich von Oeſterreich abwandten. Ein neues freies Deutſchland unter Preußen war der geheime Gedanke, wenigſtens das dunkle Gefühl ſeit den Verſprechungen von Kaliſch und ſeit dem Wiederauftreten Steins. Jede Ausſicht auf eine beſſere Geſtaltung und Erweiterung des deutſchen Reichs war verſchwunden, deſto mehr Werth legte man auf die Entwicklung im Innern mittelſt einer neuen Verfaſſung Preußens. Am 22. Mai 1815 hatte König Friedrich Wilhelm III. vom Wiener Congreß aus ein Decret erlaſſen, worin „eine Repräſentation des Volks“ zugeſagt wurde. Allein die dafür thätige Partei am preußiſchen Hofe wurde mehr und mehr durch ruſſiſchen und öſterreichiſchen Einfluß zurückgedrängt. Schon während des Krieges war der Rheiniſche Merkur, in welchem Görres zu Coblenz am feurigſten für Vaterland und Freiheit, und zwar in preußiſchem Intereſſe unter den Auſpicien des proviſoriſchen Gouverneurs für die Rheinprovinz, Juſtus Gruner, geredet, im Boten aus Tirol von Gentz, Metternichs berühmter Feder, heftig angegriffen und als revolutionär verdächtigt worden. Auch aus den ehemaligen Rheinbundſtaaten erhoben ſich bittere Klagen über den Merkur. Denn an einer Erhebung Preußens durch die Begeiſterung der deutſchen Nation war den ehemaligen Rheinbundſtaaten eben ſo wenig gelegen als Oeſterreich. Dieſem gemeinſchaftlichen Angriffe erlag nun Görres; die preußiſche Regierung ließ ihn fallen, ſtellte den Merkur im Juli 1815 unter Cenſur und unterdrückte ihn kurz darauf gänzlich, weil Görres ſich nicht fügen wollte. Görres wurde ſogar vor Gericht gezogen und mußte ſich vor den Aſſiſen von Trier vertheidigen. Er ſelbſt bemerkte damals, es ſey doch ſeltſam, daß ein deutſcher und preußiſcher Patriot, der unverſöhnlichſte Feind Frankreichs, zu franzöſiſchen Gerichten ſeine Zuflucht nehmen müſſe,

um sich vor denen zu schützen, für die er alles gethan und geopfert.

Unmittelbar darauf, im Spätjahr 1815 schrieb ein preußischer Beamter in Berlin, Schmalz, eine berüchtigte Schmäh- und Anklageschrift gegen den Tugendbund, behauptend, dieser Verein bestehe noch fort und sey durchaus revolutionär. Zwar erließen viele der hochgestelltesten Ehrenmänner der Monarchie, wie der Geschichtschreiber Niebuhr, der Theologe Schleiermacher ꝛc. Gegenschriften voll edler Entrüstung, und unter der patriotischen Jugend wurde „Schmalzgesell" das ärgste Schimpfwort. Aber der König entschädigte Schmalz mit einem Orden, schlug den ganzen Handel nieder, verbot jedes weitere Schreiben darüber. Schmalz erhielt auch von anderwärts Zustimmung und Orden.

Man muß erwägen, daß der König von Natur ein gemäßigter, zurückhaltender, ordnungsliebender Herr war, den sein trübes Schicksal nur zu oft und lange schon in die stürmischen Wogen der Zeit hinausgeführt hatte, und der sich nun Ruhe gönnen wollte, dem daher das Zureden der beiden Alliirten, Rußland und Oesterreich, in jeder Weise besser zusagen mußte, als die ungestümen und überdies unklaren Forderungen der preußischen und deutschen Bewegungspartei, die von ihm einen großartigen Aufschwung, eine neue Begeisterung, und am Ende Kampf für das, was sie die gute Sache nannte, verlangte. Dabei war er wieder zu ehrlich und gewissenhaft, um die Getreuen von sich zu stoßen, die ihm in der Noth so große Dienste geleistet hatten. Er behielt also Wilhelm v. Humboldt und Boien unter seinen vertrauten Dienern, und entzog den mürrischen Generalen, die nach Blüchers Beispiel mehr Gewinn für das Vaterland von ihren Heldenthaten gehofft hatten, seine Gunst keineswegs, nahm aber keinen Rath mehr von ihnen an. Fürst Hardenberg würde mit derselben vornehmen Leichtigkeit, mit der er sich früher in eine Nachahmung der patriotischen und liberalen Politik Steins gefunden hatte, auch jetzt mit den Patrioten gegangen seyn, wenn das der König geduldet hätte. Da es dem Könige nicht gefiel, neigte sich Hardenberg alsbald auf die andere

Seite. Daß in Preußen „nur der König Politik macht," wie man in neueſter Zeit ſo oft verkündet hat, war damals ſchon ganz richtig.

Die Begeiſterung, die auf dieſe Weiſe von oben her gehemmt wurde, glühte nun in den unterſten Kreiſen fort, denen es an jeder Autorität und Erfahrung gebrach, und nahm hier erſt den revolutionären Schein an, deſſen ſich ſofort die Feinde Preußens geſchickt bedienten, um im Könige vollends den letzten Gedanken an eine Erhöhung Preußens auf Grund der Begeiſterung von 1813 auszutilgen. Die von Profeſſor Jahn in Berlin während der franzöſiſchen Herrſchaft eingeführte Turnkunſt hatte nach dem großen Siege über Napoleon eine ſehr natürliche Verbreitung gefunden. Eine körperlich tüchtige und kriegeriſche Generation herzuſtellen und zu erhalten, lag einem Volke, das eben ungeheure Kriegsanſtrengungen gemacht hatte, des Sieges froh war und das Errungene wahren wollte, ſehr nahe. Aber die jungen Männer begnügten ſich nicht mit bloßen Körperübungen, ſondern bildeten eine Verbrüderung von Stadt zu Stadt und fingen in Proſa und Verſen zu politiſiren an. In ihrem guten Willen, in ihrer edlen Begeiſterung allein ſahen ſie die Berechtigung zur Kritik des Beſtehenden, und in jugendlicher Hitze und Selbſtüberſchätzung miſchten ſie Drohungen eines künftigen Umſturzes ein. Minder knabenhaft, ernſt und würdig faßten damals die Studenten ihre Stellung und Miſſion auf. Mit allen verjährten Corruptionen, die Deutſchland in Unglück und Fremdherrſchaft geſtürzt, war die Lüderlichkeit der Corps und Landsmannſchaften auf den Univerſitäten Hand in Hand gegangen. Die Jünglinge, die jetzt aus dem heiligen Kriege zu ihren Studien zurückkehrten, die dem Tod in's Angeſicht geſehen hatten, duldeten die akademiſche Beſtialität nicht mehr, ſondern ſtifteten die ſ. g. Burſchenſchaft, eine allgemeine Verbrüderung „chriſtlich-deutſcher" Jünglinge. Als nun im Jahr 1817 das dreihundertjährige Jubelfeſt der Reformation bevorſtand, lud die Burſchenſchaft von Jena alle andern zu einer großen Feier auf die Wartburg bei Eiſenach ein, auf welcher

Luther lange verborgen gelebt und die Bibel übersetzt hatte, als eine Warte der Freiheit und des Lichts. Man erkennt aus dieser Wahl, wie die Begeisterung von 1813 bereits von der großdeutschen Ausdehnung auf die kleindeutsche eingeschränkt wurde und einen einseitig norddeutsch-protestantischen Charakter annahm. Das Wartburgfest fand bei schönem Wetter am 18. Oktober mit Gottesdienst in aller Ordnung und in Anwesenheit der Ortsbehörden statt. Einige Professoren von Jena, der Naturforscher Oken, der Philosoph Fries, der Arzt Kieser, mischten sich unter die Studenten. Alles hatte einen feierlichen und ganz gesetzlichen Charakter. Erst am Schluß, als ein großes „Oktoberfeuer" zu Ehren des Schlachttages von Leipzig auf der Berghöhe angezündet wurde, überraschte Maßmann, Student aus Berlin, den versammelten Kreis durch Herbeiholung von Büchern, die er hier verbrannte, wie Luther einst die päpstliche Bulle verbrannt hatte. Es waren zum Theil Bücher, die allerdings des Verbrennens werth waren, wie Kotzebue's deutsche Geschichte, die Schrift von Schmalz; andere, die übel gewählt waren, wie Haller's Restauration der Staatswissenschaft, Kamptz Codex der Gensdarmerie, endlich ganz bedeutungslose. Am meisten Spaß machte, daß Maßmann zuletzt noch einen Corporalstock, Zopf und Schnürleib verbrannte, als Sinnbilder einer verhaßten Vergangenheit.

Welchen Werth die herrschende Politik nicht etwa auf diesen an sich ganz unwichtigen Vorgang, sondern auf dessen erst künstliche Wichtigmachung und Ausbeutung legte, geht daraus hervor, daß Fürst Hardenberg selbst mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Zichy, nach Jena und Weimar reiste, scheinbar, um dem Großherzog von Weimar Vorstellungen wegen des Studentenunfugs zu machen, in der That aber, um das größtmöglichste Aufsehen zu erregen und die Sache vor dem Ausland als hochwichtig erscheinen zu lassen. Der Großherzog Karl August konnte inzwischen keinen ernstlichen Grund zu Einschreitungen gegen die studirende Jugend finden. Erst ein neuer Vorgang führte zu Maßregeln gegen die Presse. Der weltbekannte Theaterdichter und russische

Staatsrath Auguſt v. Kotzebue hatte ſich in Weimar niedergelaſſen, redigirte ein Wochenblatt im ruſſiſchen Sinne und ſchickte dem Kaiſer Alexander regelmäßig Bulletins über die deutſchen Zuſtände zu, worin er jede patriotiſche und freiſinnige Regung verdächtigte und die würdigſten Männer verhöhnte. Man entwandte aus der Druckerei ein ſolches Bulletin, und Profeſſor Luden ließ es in ſeiner „Nemeſis“ abdrucken. Die öffentliche Meinung entrüſtete ſich um ſo mehr über Kotzebue, als man wußte, er ſey in der That nicht ohne Einfluß, und was er dem Kaiſer Alexander glauben mache, daß wiſſe dieſer auch am preußiſchen Hofe wieder geltend zu machen. In dieſem Handel trat viel mehr Spitze hervor, als beim Wartburgfeſt. Deshalb wurde auch ernſtlich eingeſchritten, und die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar unterdrückt, 1818.

Der Berliner Hof nahm für Rußland Partei. Im Jahr 1817 hatte der König von Preußen ſeine Tochter, Prinzeſſin Charlotte, dem Großfürſten Nicolaus, Bruder des Kaiſer Alexander, vermählt, und durch dieſes Familienband war die Allianz mit Rußland noch weit intimer geworden. In Berlin ſelbſt übte Fürſt Wittgenſtein, mit dem der König täglich umging, einen außerordentlichen Einfluß und ſoll, wie Stein erfuhr, den König insbeſondere gegen das Verfaſſungsweſen eingenommen haben. Daraus erklärt ſich zum Theil das dreiſte Vorgehen der Ruſſen. Um die öffentliche Meinung Deutſchlands ins Geſicht zu ſchlagen, übergab noch in demſelben Jahr der wallachiſche Bojar und ruſſiſche Staatsrath Stourza dem Aachner Congreß eine Denkſchrift, in welcher er den Geiſt der deutſchen Univerſitäten als revolutionär bezeichnete und ſtrenge Unterdrückung deſſelben empfahl. Was hatte ſich der Ruſſe um deutſche Univerſitäten zu bekümmern, da niemand in Deutſchland nach den ruſſiſchen frug? Die Burſchenſchaft von Jena ſchickte ihm eine Herausforderung zu. Ein hier Theologie ſtudirender frommer Jüngling aber, Sand aus Wunſiedel, wurde von patriotiſcher Entrüſtung über

die Macht, die der durch und durch frivole Kotzebue*) in Deutschland noch immer üben durfte, so übernommen, daß er ihm, der nach Mannheim übergesiedelt war, von Jena aus nachreiste, ihn in seiner Wohnung aufsuchte und mit einem einzigen Dolchstoß tödtete, am 23. März 1819. Ein unritterlicher Meuchelmord, an dem Wehrlosen begangen, und doch mit dem Charakter eines gerechten Gottesgerichts, enthüllte diese schauervolle That die ganze Unnatur der Zeit. Deutschlands edle Jugend, die ihr Heldenblut eben erst auf den Schlachtfeldern verspritzt hatte, schändete sich jetzt mit hinterlistigem Morde, und doch war der elende Kotzebue nicht einmal eines so noblen Mörders werth. Die öffentliche Meinung widmete dem letzteren das tiefste Mitleid.**) Sand, im sittlichen Gefühl seines unsittlichen Handelns, stach unmittelbar nach der That sich selbst den Dolch in die Brust und stieg, als er, nur schwer verwundet, doch nicht starb, im folgenden Jahre mit demselben Gefühl, Blut müsse Blut sühnen, mit festem Muth auf das Schaffot.

Nichts kam der Reaction gelegener als dieser Mord. Das ungeheure Aufsehen, was derselbe machte, und die Fiction, mit der man gleich bei der Hand war, Sand habe im Auftrag einer heimlichen Veme gehandelt, und es bestände eine weit verbreitete Verschwörung zu Mord und Umsturz, reichten hin, um die patriotische und freisinnige Partei am preußischen Hofe vollends zu discreditiren und dem russisch-österreichischen Einfluß daselbst die letzte Thüre zu öffnen. Schon im Frühjahr 1819 wurden in

*) Man darf nicht vergessen, daß Kotzebue schon früher, und ganz abgesehen von seinem russischen Amte durch die ungeheure Gemeinheit seiner Gesinnung, durch das Lächerlichmachen alles Ehrwürdigen und Heiligen, und durch die Beschönigung jeder Frivolität und Unsittlichkeit von den Bühnen aus das große Publikum der Halbgebildeten auf eine Weise bestochen und verführt hatte, die heute noch nachwirkt, und die jedes edlere Gemüth gegen ihn empören mußte.

**) Damit contrastirte die Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater, eine befohlene Comödie, bei der eine Theaternymphe als „Germania" weinen mußte.

Preußen alle Turnplätze geschlossen, Jahn und die Haupttheilnehmer am Wartburgfeste verhaftet, und weitläufige Untersuchungen eingeleitet. Zwei gar nicht damit zusammenhängende Prozesse, der mißlungene Mordanfall eines Apothekers auf den nassauischen Präsidenten v. Ibell, und ein Auflauf in Würzburg gegen die Juden,*) mußten doch auch dazu dienen, eine unruhige Stimmung in Deutschland zu constatiren und Maßregeln dagegen zu rechtfertigen.

Am Ende des Juli 1819 versammelten sich die deutschen Minister zu einem Congreß in Karlsbad in Böhmen, die Fürsten Metternich und Hardenberg, Graf Rechberg von Bayern, Einsiedel von Sachsen, Winzingerode von Würtemberg ꝛc., und verabredeten hier die Maßregeln, die der Bundestag am 20. September vortrug und zum Gesetz erhob. Das sind die berühmten Karlsbader Beschlüsse: 1) Die Censur wurde verschärft, die Presse auf's strengste überwacht, 2) die Selbständigkeit der Universitäten hörte auf, die Leitung ging vom Senat auf einen Regierungscommissär mit unumschränkter Vollmacht über, der sofort die Burschenschaft auflöste, 3) eine Centraluntersuchungscommission wurde zu Mainz niedergesetzt, um die eigentliche Verschwörung zu entdecken und alle Betheiligten zur Strafe zu ziehen. Bei diesem Anlaß hätte Metternich gerne auch die Verfassungen der Mittelstaaten beseitigt, und machte desfalls zu Karlsbad Anträge, aber die Regenten der Mittelstaaten hatten von Anfang an die Verfassungen als ein Mittel, bei ihren Völkern und in der öffentlichen Meinung populär zu bleiben, und als eine Schutzwehr gegen Oesterreich und Preußen angesehen, waren daher nicht gemeint, sie aufzugeben. Winzingerode übernahm das Gehässige der Gegenreden, die andern hatten den Vortheil davon. Metternich drang in dieser Frage nicht durch. Um aber seine Leute in Athem zu erhalten, berief er im November eine neue Ministerconferenz nach Wien.

*) Das Volk schrie hep hep! das Feldgeschrei bei der mittelalterlichen Judenverfolgung, warf aber nur einigen Juden die Fenster ein. Aehnliche muthwillige Demonstrationen gegen die verhaßten Juden wiederholten sich damals in vielen deutschen Städten, ohne Excesse.

Gleichzeitig begannen die Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse. Die Mainzer Commission verfügte viele Verhaftungen und häufte Berge von Acten an, konnte aber die große Verschwörung nicht entdecken, weil es keine gab. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Briefen, Reden, Gedichten bei vielen unmündigen jungen Leuten war alles, was sich auftreiben ließ. Die verdächtigen Professoren wurden entsetzt oder wenigstens außer Activität gesetzt. So der alte Patriot Arndt in Bonn, Fries in Jena. Oken sollte seine Zeitschrift Isis unterdrücken, wollte aber nicht und wanderte mit ihr nach der Schweiz aus. Görres war schon 1817 dem Fürsten Hardenberg mit einer Adresse der Stadt Coblenz, worin die Einführung der versprochenen preußischen Verfassung gefordert wurde, beschwerlich gefallen und hatte im Sommer von 1819 eine flammende Flugschrift „Deutschland und die Revolution" herausgegeben, worin er die deutschen Machthaber warnte, nicht so zu verfahren, daß am Ende die wirkliche Revolution hereinbräche. Diese Prophetenstimme, deren Worte erst dreißig Jahre später in Erfüllung gingen, wurde, eben weil die Gefahr noch nicht nahe war, verlacht. Gentz soll damals gesagt haben „uns hälts aus," und Metternich: après nous le déluge. Dem gegen ihn erlassenen Verhaftbefehl aber kam Görres zuvor, indem er nach Straßburg, später nach der Schweiz flüchtete. Noch mehrere jüngere Männer, Ludwig Follen, Redacteur einer Elberfelder Zeitung, damals berühmt als Dichter kühner Freiheitslieder, und viele Studenten wurden verhaftet oder flohen nach der Schweiz oder Amerika. Die freisinnigen Zeitschriften gingen ein. Auf den Universitäten wurde zum Theil durch die Regierungscommissäre selbst die alte Lüderlichkeit der Landsmannschaften wieder hergestellt. Wer den von Jahn für die Turner erfundenen „deutschen Rock" trug, war verdächtig.

Die patriotische Partei im preußischen Ministerium raffte sich noch einmal zusammen, um die Politik des Königs umzulenken, überzeugt, das Preußen sich Oesterreich und Rußland gegenüber auf die Sympathie aller Deutschen stützen müsse und als ein constitutioneller Staat, neben England und Frankreich, erst seine wahre Macht

und Bedeutung erlangen werde. Aber ihre Opposition war bisher nur geduldet worden, um sie allmälich abzunützen. Hardenberg war längst mit Metternich und Nesselrode (dem russischen Minister) einverstanden. Schon auf dem Aachner Congreß soll er dieselben völlig beruhigt haben*). Als nun die Minister Wilhelm von Humboldt und Boien und der Großkanzler Beyme die Karlsbader Beschlüsse, als hinter ihrem Rücken und ohne ihre Zustimmung vom preußischen Ministerium unterzeichnet, verwarfen, hörte auch die Duldung gegen sie auf. Sie hatten nur mitreden, aber nicht mithandeln dürfen. Auch auf den alten Feldmarschall Blücher brauchte man jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen, weil er im Laufe des Jahres gestorben war. Am Ende des Jahres 1819 wurden also Humboldt, Boien, Beyme und General Grolmann, die Seele des Kriegsministeriums, entlassen. Der frühere Minister Stein war längst beseitigt und privatisirte auf seinem Landgute. Die einflußreichsten Männer bei Hofe waren seitdem der in hohem Grad absolutistische Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der verstorbenen Königin Louise), der schon genannte Fürst Wittgenstein, der im Zorn gegen die Jugend verbissene Kamptz, der doctrinäre Absolutist Ancillon ꝛc., denen Hardenberg als Staatskanzler und nomineller Lenker des Staatsschiffs nicht entgegentrat. Und doch war er es, der die Bestürzung bei der Nachricht vom Ausbruch der spanischen Revolution rasch und geschickt benutzte, um sich vom König eine Erklärung unterschreiben zu lassen, wonach Preußen keine Staatsschulden mehr contrahiren sollte ohne Garantie der künftigen Reichsstände (17. Januar 1820). Im Uebrigen trug die musterhafte Verwaltung der preußischen Finanzen nicht wenig dazu bei, die Mehrheit der Gebildeten zu beruhigen, während die liberale

*) In den „Geheimnissen eines Mediatisirten, Hamburg 1836" liest man eine Erklärung, die Hardenberg damals an Metternich und Nesselrode abgegeben haben soll, wonach er „sich nur den Anschein gegeben, als unterstütze er das Volksverlangen;" das „in den Stürmen der Zeit gegebene Verfassungsversprechen werde dergestalt modificirt werden, daß daraus die Möglichkeit hervorgehe, es rückgängig zu machen."

Minderheit immer noch eine ferne Aussicht auf die Möglichkeit einer Verfassung hatte.

Im Allgemeinen ging die Tendenz in Preußen fortan dahin, den patriotischen und kriegerischen Geist als unnöthig, ja sogar gefährlich geworden, zu verdrängen durch eine neue Begeisterung für Wissenschaft, durch den Glanz der Universitäten und Schulen. Dieses löbliche Streben führte aber, gerade weil es zunächst nur als politisches Reactionsmittel diente, zu großer Einseitigkeit und Uebertreibung. Die natürliche Neigung der Nation wurde künstlich abgelenkt durch Sophisten. Schon im Jahr 1818 war der Philosoph Hegel (ein Württemberger) nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verstorbenen Fichte, und empfahl sich der damaligen Hofpartei ausnehmend durch die geschickte Art und Weise, mit welcher er der studirenden Jugend ihre „christlich-deutsche" Begeisterung ausredete. Kaum hat je in der altrömischen Kaiserzeit ein Hofsophist so gut seinen Platz auszufüllen und den Schein philosophischer Unabhängigkeit und Geistesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter seinen Schülern die Hoffahrt der Selbstvergötterung bei, indem er lehrte, Gott existire nur im Ich des Menschen. In dieser Hoffahrt wandte sich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringschätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel: „alles Wirkliche ist vernünftig" und wandte das auf die bestehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich schmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutsche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantasten lächerlich machte. Der Hochmuth der Anhänger Hegels war an sich nicht schlimmer, als er bei all den schwachen und schülerhaften Geistern zu seyn pflegt, die sich in ein philosophisches System verrannt haben, er wurde nur insofern gesteigert, als er zugleich auf hohe Gunst von oben und Beförderung im Staate pochen durfte. Neben Hegel wirkte Professor Lachmann in Berlin als Philologe in demselben Geiste einer allein privilegirten Schulpartei. Wie Hegel der christlich-deutschen Jugend-

begeiſterung das Chriſtenthum eskamotirte, ſo Lachmann die Deutſchheit. Indem er allein die altdeutſche Sprache und Literatur zu verſtehen prätendirte und das Studium derſelben mit der ängſtlichſten philologiſchen Pedanterei wie einen Gamaſchendienſt trieb, wußte er damit die bei einem großen Theil der Jugend herrſchende Liebe zur altdeutſchen Vorzeit, zum Heldenalter der Nation abzukühlen und namentlich in Bezug auf das damals hochgefeierte Nibelungenlied eine daſſelbe herabwürdigende Anſicht zur Geltung zu bringen, indem er es für die von einem Bänkelſänger veranſtaltete geiſtloſe Zuſammenſtoppelung älterer Volkslieder erklärte. Der einflußreichſte unter den Gelehrten Berlins, jenen andern allen überlegen, war Alexander von Humboldt, deſſen Ruhm als Reiſender und Naturforſcher ſich über den ganzen Umfang der Erde erſtreckte, der Liebling des Königs und das eigentliche Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts und ſofern er ſelbſt lieber franzöſiſch als deutſch ſchrieb, im eminenteſten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugsweiſe, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz“ erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wiſſens mehr gelten ſollte als die alte Einfachheit und Tugend des martialiſchen Preußenthums. Dieſe Tendenz erſtreckte ſich ſogar auf die tapfre Armee. Es wurde in Berlin Mode, ſelbſt noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorleſungen von Profeſſoren laufen zu ſehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher ſagte noch kurz vor ſeinem Ende in Betreff der neueingeführten Prüfungen: ich danke Gott, daß ich Feldmarſchall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr beſtehen. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Akademie wiederholt leſen muß, wie die gelehrten Herren am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts Beſſeres Reden zu halten wußten, als über den „Fötus des Affen“ oder über „eine neuentdeckte Art Springhaaſen“ und andere dergleichen Minutioſitäten. Dazu geſellte ſich ferner in Berlin ein wahrhaft entnervender Götheculturs, einer kriegeriſchen Nation wenig würdig, widrige äſthetiſche Wollüſtelei,

und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Posto zu fassen und sich durch die s. g. Rahel und Varnhagen von Ense an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen. In diesem Kreise wurde zuerst der kleine Jude Heine gefeiert.

Während die Philosophie, Philologie und Naturwissenschaft als gleichsam neue Dreieinigkeit in ihrer vollen Glorie strahlten, wurde das Fundament der norddeutschen Kirche untergraben. Von den Schullehrerseminarien aus unter der Leitung der damals hochgefeierten Dinter und Diesterweg drang die Freigeisterei in die Volksschulen selbst ein und suchte den Katechismus durch Kritik der Vernunft und Naturkunde zu ersetzen. Aus Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation forderte der König von Preußen am 29. September 1817 die Lutheraner und Reformirten dringend auf, ihren alten Streit zu vergessen und sich zu vereinigen. Der König selbst reiste, obgleich Calvinist, nach Wittenberg, um hier ein Denkmal Luthers einzuweihen. Die Aufforderung weckte, wenn sie auch nur mit Kälte aufgenommen wurde, doch keinen Widerstand. Die Mehrheit der Geistlichkeit war im Rationalismus befangen und gegen die Grundlehre beider Kirchen gleichgültig geworden. Die Union, welchen guten Zweck auch der König damit verband, hatte für die protestantische Welt doch nur die Bedeutung einer Auflösung alles noch feststehenden Glaubens in den Unglauben.

Während die kleine, aber begeisterte Partei der Patrioten, die noch vom Feuer des Jahres 1813 glühten und von dem großen Siege der deutschen Nation auch einen dauernden Gewinn für dieselbe gehofft hatten, zum Schweigen gebracht, zum Kerker oder zur Auswanderung verurtheilt, und zugleich die Erwartung, Preußen werde sich eine Verfassung geben und die erste Stelle unter den constitutionellen Staaten Deutschlands übernehmen, vereitelt worden war, bildete sich das Verfassungswesen in den deutschen Mittelstaaten aus. Der oben schon bezeichnete Zweck dieser neuen Constitutionen wurde insofern erreicht, als alle patriotischen und freisinnigen Männer, die bisher Feinde der Rheinbundsouverainetäten und warme Freunde Preußens gewesen waren, jetzt sich an

die erstern anschlossen und Preußen den Rücken kehrten. Die von Preußen abgelehnte und zurückgestoßene Popularität neigte sich jetzt denjenigen Fürsten des vormaligen Rheinbundes zu, die für das Verfassungswesen den meisten und aufrichtigsten Eifer zeigten. Diese Wendung in der öffentlichen Meinung ist beachtenswerth. Die große Opposition, die bisher eine echt deutsche, nationale gewesen war, wurde eine constitutionelle und nahm, weil das Verfassungswesen der deutschen Mittelstaaten nur mit dem französischen vorschreiten konnte oder zurückschreiten mußte, eine sehr französische Färbung an. Wenige Jahre nach dem großen Sieg über das damals allgemein gehaßte Frankreich wurde alles was in Frankreich geschah schon wieder Vorbild für die öffentliche Meinung in Deutschland. Die Magnetnadel der deutschen Sympathie war auf Jahrzehnte hinaus von Berlin abgelenkt nach Paris. Von den vielen Unnatürlichkeiten, welche die Zeit mit sich brachte, eine der größten.

Unter den deutschen Mittelstaaten war es das Königreich Würtemberg, dessen neues Verfassungswesen aller Augen auf sich zog und ein reiches Leben entwickelte. Auf diesem neuen Kampfplatze, der sich den Deutschen eröffnete, trug wieder der schwäbische Volksstamm die Sturmfahne voran. König Friedrich von Württemberg faßte nach dem Sturz Napoleons die neue Lage der Dinge mit schnellem Blicke auf, wußte recht gut, wie unpopulär er sich durch seinen Despotismus gemacht hatte, und glaubte durch eine Verfassung nach dem Muster der französischen nicht nur allen Klagen im Lande den Mund zu stopfen, sondern auch nach außen hin eine neue Basis seiner alten Politik gewinnen zu können. Wenigstens war er es, der zuerst begriff, daß sich die von den Rheinbundfürsten bisher genossenen Vortheile nicht besser erhalten ließen, als durch das constitutionelle System, durch gleiches Schritthalten mit Frankreich. Er ließ also Vertreter des mediatisirten Adels wie der Gemeinen (nur nicht der Kirche) nach Ludwigsburg einberufen und machte ihnen die einseitig von seinen Räthen ausgearbeitete Verfassung zum Geschenk, am 15. März 1815. Aber die Versammlung rührte, nachdem der König sich entfernt hatte, die von ihm

hinterlaſſene, in rothem Saffian gebundene Verfaſſung nicht an, ließ ſie liegen und erklärte, ſie nehme keine geſchenkte und einſeitig vom König octroyirte Verfaſſung an, vielmehr beſtehe die altwürttembergiſche Verfaſſung, die der König im Jahre 1806 eben ſo einſeitig aufgehoben habe, noch immer zu Recht. Der Abgeordnete Zahn entwarf eine Ueberſicht aller Landesbeſchwerden und hielt dem bisherigen Deſpotismus einen ihn ſelbſt erſchreckenden Spiegel entgegen, denn ſchlimmer war auf ein geduldiges Volk nirgends hineingehaust worden, wie in Württemberg. Nicht nur der geſammte Adel ſchloß ſich den bürgerlichen Abgeordneten an, ſondern auch die Agnaten des regierenden Hauſes ſelbſt empfahlen ſich dem Schutze derſelben. Zunächſt ſuchte man die Vermittlung zwiſchen dem alten Recht des Landes, dem der Adel ganz gefehlt hatte, und den Rechten und Anſprüchen des erſt in der Napoleoniſchen Zeit mediatiſirten und Württemberg unterworfenen Adels, der unter der bisherigen Deſpotie rechtlos geweſen war. Alle Betheiligten aber waren in merkwürdiger Einigkeit feſt entſchloſſen, auf dem „alten Recht“ ſo lange zu beſtehen, bis ſich der König bequemen würde, ein neues mit ihnen zu berathen, ein Recht, das nur auf Uebereinkunft beruhen und vom König ebenſo wie von den Ständen beſchworen werden ſollte. Im ganzen Lande wurde dieſer Entſchluß gut geheißen, der König mit ſeinen bisherigen Günſtlingen war vollkommen iſolirt. Sein eigener Bruder machte Partei gegen ihn.

Da gab der König nach und ernannte Commiſſäre, die mit einem ſtändiſchen Ausſchuß die Verfaſſungsfrage berathen ſollten. Aber man kam nicht überein, ſey es daß die Stände ihre Macht überſchätzten, ſey es daß der König Zeit gewinnen und die erſte Hitze der Oppoſition verfliegen laſſen wollte. Die im October verſammelten Stände wurden wieder heimgeſchickt. Im Dezember trat eine neue Commiſſion zuſammen, aber auch dem vom König dazu ausgewählten freiſinnigen Miniſter von Wangenheim war es nicht möglich, den „Eigenſinn des alten Rechts“ zu brechen. Die Zögerung ſchadete den Bürgerlichen. Der Adel machte Umtriebe auf eigene Hand. Graf Waldeck betrieb eine Vereinigung des ſchwäbi-

ſchen und fränkiſchen Adels, die aber durch ſchnelles Dreinfahren der Regierungen vereitelt wurde. Dabei compromittirte ſich auch der alte Schwätzer, Oberſt Maſſenbach, als Adjutant des Fürſten zu Hohenlohe bei Jena und Prenzlow in üblem Andenken, wurde in Frankfurt am Main verhaftet und ſtarb auf einer preußiſchen Feſtung. Die Verfaſſungsunterhandlungen ſchwebten noch, als König Friedrich in Folge einer Erkältung ſtarb, 30. Oct. 1816.

Sein Nachfolger, Wilhelm I., hatte ſich als Feldherr im letzten Kriege gegen Frankreich Ruhm erworben, war durch ſeinen Eifer für eine Deutſchland günſtigere Abrundung unſerer Weſtgrenze beim zweiten Pariſer Frieden in ganz Deutſchland, und durch ſeine conſtitutionelle Geſinnung in Württemberg insbeſondere ungemein beliebt. Daß er mit ſeinem königlichen Vater lange Zeit in Zwiſt gelebt, kam ihm um ſo mehr in der öffentlichen Meinung zu Gute, als er im Jahre 1807 von Paris aus, wohin er dem ſtrengen Vater entflohen war, gegen die Aufhebung der Verfaſſung ausdrücklich proteſtirt und die Geheimräthe des Königs dafür verantwortlich gemacht hatte. Gleich ihm war auch die Gemahlin, die er eben erſt heimgeführt hatte, die Großfürſtin Katharina, Schweſter des Kaiſer Alexander und Wittwe des Herzogs von Oldenburg, in hohem Grade beim Volke beliebt. Denn ſie war eine Dame von klarem Verſtand und liebenswürdiger Güte. Sie nahm ſich in den Theurungsjahren 1816 und 1817 des Volkes mit eben ſo viel Thatkraft als adminiſtrativem Genie an, centraliſirte die Wohlthätigkeitsanſtalten des ganzen Landes, förderte auch ſonſt gemeinnützige Anſtalten aller Art, übernahm gern ſelbſt den Vorſitz und leitete die Dinge mit ſeltenem Geiſte. Das Andenken dieſer Fürſtin, die, vom Auslande kommend, doch ganz nur eine deutſche Landesmutter war, iſt heute noch im Volke geſegnet. Dieſem königlichen Paare nun ſchlugen alle Herzen entgegen. Aber dem Zuſtandekommen der Verfaſſung traten dennoch Hinderniſſe in den Weg. Der König, an raſches Thun gewöhnt, wollte die bisher vergeblich gepflogene Unterhandlung abſchneiden und octroyirte eine Verfaſſung, deren Freiſinnigkeit dem Volke genügen ſollte. Wie ſehr man aber

ſtändiſcherſeits ſeine gute Abſicht erkannte, ſo wollte man doch auf der Form beſtehen und keine geſchenkte Freiheit haben. Die Stände wieſen alſo auch dieſe zweite Conſtitution ab, am 4. Juni 1817. Der König mußte ſich um ſo mehr verletzt fühlen, als auch die freiſinnigſten Männer in der Kammer, die ſeine Abſicht vertheidigten, Miniſter von Wangenheim, der berühmte Buchhändler Cotta und Advocat Grieſinger, kleinen Inſulten ausgeſetzt wurden. Allein der König übte Geduld, gab von ſeinem Wohlwollen den ſprechendſten Beweis dadurch, daß er, bis eine Vereinbarung mit den Ständen erfolgt ſeyn würde, einſtweilen eine Menge alter Mißbräuche abſchaffte, und geſtattete die Wiederaufnahme commiſſariſcher Unterhandlungen über die Verfaſſung. Nur eine damalige Verheißung des Königs: „er wolle das Schreibereiweſen, als Hauptübel des Landes, mit der Wurzel ausrotten," ging nicht in Erfüllung. Sein Antrag beim Bundestage, wenigſtens während der Theurung und für die Früchte die Zollſchranken zwiſchen den deutſchen Staaten fallen zu laſſen, wurde anfangs anerkannt, bald aber durch Oeſterreich beſeitigt. Nicht einmal der Hungertod ſollte die Deutſchen einig machen können.

Die Unterhandlungen ſchleppten ſich zwei Jahre lang hin Am 9. Januar 1819 ſtarb ganz unerwartet ſchnell die edle Königin. Im Lauf des Sommers wurde endlich die neue Verfaſſung fertig und am 22. September von den Ständen zu Ludwigsburg angenommen. Sie war unter der Leitung des Präſidenten, Advocat Weishaar, ein Compromiß zwiſchen dem mediatiſirten Adel und den Bürgerlichen. Dem erſtern wurden, um ſich ſeines Beiſtandes gegen die Krone zu verſichern, von den letztern viel mehr Conceſſionen gemacht, als unter andern Umſtänden geſchehen wäre. Nach der neuen Verfaſſung behaupteten nicht nur die (meiſt katholiſchen, Oeſterreich zugeneigten und dem regierenden Hauſe in Württemberg abgeneigten) vormals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen die Mehrheit gegenüber den königlichen Prinzen und wenigen vom König ernannten Pairs, ſondern ariſtokratiſche Elemente (13 Abgeordnete der vormaligen Reichsritterſchaft, der katholiſche Landes-

biſchof und 2 katholiſche Geiſtliche höhern Ranges, 6 evangeliſche Prälaten) bildeten wenigſtens eine ſtarke Minderheit auch in der zweiten Kammer. Der König ließ ſich die Theilung der Stimmen zwiſchen Adel und Bürgern gefallen, denn ſie mußte früher oder ſpäter der Krone zum Vortheil gereichen. Da in jener Zeit kaum etwas Ernſtes und Edles vorkam, dem nicht etwas Lächerliches anhing, ſo konnte dieſem Schickſal auch die württembergiſche Verfaſſung nicht entgehen. Sie wurde von den Ständen gerade während des Karlsbader Congreſſes endgültig berathen. Jeden Augenblick mußte man von dorther hemmende Befehle erwarten, man eilte alſo zum Schluß und hetzte die Paragraphen wie geängſtigte Haſen. Die Verfaſſung wurde nun glücklich fertig, und da ſie wegen ihrer Freiſinnigkeit und hauptſächlich wegen der Art ihres Zuſtandekommens dem Karlsbader Congreß unmöglich gefallen konnte, reiste der König unmittelbar nach Verabſchiedung derſelben nach Warſchau zum Kaiſer Alexander, ſeinem Schwager, um ihn zu Gunſten der Verfaſſung und überhaupt Württembergs gegen Metternich zu ſtimmen. Oeſterreich hatte, indem es nicht Raſtadt, ſondern nur Ulm befeſtigen und daſelbſt eine ſtarke Beſatzung halten wollte, einen Einfluß auf das ſüdweſtliche Deutſchland angeſprochen, der Rußland nicht lieb war. Rußland fand es ungleich mehr ſeiner Politik angemeſſen, ſich der Mittelſtaaten gegen Oeſterreich zu bedienen, mußte ſie daher protegiren. Ein ruſſiſches Circulair an die Geſandtſchaften bei den deutſchen Mittelſtaaten verſicherte die letztern damals des ruſſiſchen Schutzes gegen jede Anmaßung Oeſterreichs.

In den andern Mittelſtaaten wurden die neuen Verfaſſungen leichter gegeben, leichter genommen. Alle nach der Schablone der franzöſiſchen Charte, mit einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, mit vorwiegend monarchiſchem Schwerpunkt und, falls je die Oppoſition bedrohlich erſchien, mit anticonſtitutionellen Bundesmaßregeln im Hintergrunde. Eine ſeltſame Zwitterſchöpfung, aber den Fürſten genügend, um Oeſterreich und Preußen gegenüber freiſinnig zu erſcheinen und doch von der Oppoſition wenig fürchten zu müſſen, und andrerſeits auch dem Volke genügend, weil die Stände doch

alle billigen Wünsche zur Sprache bringen und mit der Zeit die Volksrechte erweitert werden konnten.

Bayern ließ die in Preußen vorherrschende Begeisterung für deutsche Einheit und Verfassung durch Aretin und andere Federn aufs gehässigste bekämpfen. Erst als König Max Joseph die Gewißheit erlangt hatte, Preußen schreite nicht mehr vor, sondern zurück und werde gar keine Verfassung geben, erst 1818 warf er sich mit einer Art von Ostentation in die constitutionelle Bahn und entließ seinen geliebten Montgelas, dem Wrede und der Kronprinz lange schon opponirt hatten. Aber die bayrische Verfassung war in dem Sinne, in dem sie gegeben wurde, nur Spiegelfechterei, ein schadenfroher Triumph in der öffentlichen Meinung über Preußen. Dem monarchischen Princip in Bayern sollte sie nicht Abbruch thun. Der König war nicht gesonnen, seinen alten Gewohnheiten zu entsagen, und ließ die gräulichsten Verschleuderungen im Hof- und Staatshaushalte fortdauern. Als Prof. Behr von Würzburg in der zweiten Kammer den ersten Widerspruch erhob, wurden die Stände gleich wieder heimgeschickt. Das Königreich Hannover erhielt vom König von England durch den regierenden Minister Graf Münster eine Verfassung, die dem Adel und den Beamten ihre Allmacht sicherten; die ständischen Sitzungen waren überdies geheim. Das Königreich Sachsen behielt unter Friedrich August seine alten, nur zu einem Ganzen verschmolzenen Provinzialstände. Hier heilte man an schweren Wunden und dachte nicht an Neuerungen. Auch in den Großherzogthümern Mecklenburg behielt der Adel sein altes Uebergewicht, obgleich die Leibeigenschaft hier 1820 gesetzlich aufgehoben wurde. Der Großherzog von Oldenburg versagte die Verfassung. Der alte Kurfürst Wilhelm I. von Kurhessen wollte von allem, was seit seiner Verbannung im Jahr 1806 geschehen war, nichts wissen, stellte in seinem Lande alles Alte wieder her, führte bei seinen Truppen sogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den sie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte sich ferner Herr

nennen lassen. Dabei schändete den Kurfürsten der schmutzigste Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern selbst noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden seines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domänen wieder an sich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, schmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfassung für gutes Geld an, erst für 4 Millionen Thaler, dann für die Hälfte und eine zehnjährige Trankſteuer. Die Stände aber lehnten den Judashandel ab. Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt beschäftigte sich Ludwig I. vorzugsweise mit der Oper, indem er selbst den Capellmeister machte. Als ihn endlich die Agitation der Advocaten im Odenwalde an die Verfassung erinnerte, gab er sie 1820.

Das Großherzogthum Baden war im Herbst 1813 nur unter der Bedingung in die Allianz aufgenommen worden, daß es sich den Abtretungen fügen werde, die ihm etwa könnten zugemuthet werden. Dieser Bedingung lag aber der zwischen Oesterreich und Bayern kurz vorher abgeschlossene Rieder Vertrag zu Grunde, in welchem Bayern Vergrößerungen (eine Entschädigung für Tirol) und ein ununterbrochener Zusammenhang seines Gebietes zugesichert worden waren. Wenn der badische Großherzog Karl und sein unvermählter Oheim Ludwig keine direkten Nachkommen hinterließen, so mußte, sofern sein jüngerer Oheim Leopold, Graf von Hochberg, aus einer unebenbürtigen späten Ehe seines Großvaters Karl Friedrich abstammend, zur Thronfolge nicht berechtigt war, der vormals pfälzische Theil von Baden an Bayern, der vormals vorderösterreichische an Oesterreich fallen. Ueberraschenderweise starben nun die Söhne des mit der Prinzessin Stephanie vermählten Großherzog Karl jeder schnell nach seiner Geburt. Das Mißtrauen aber, welches Bayern damals seinen Nachbarn einflößte, und die Mißgunst, indem ihm Niemand eine Machtvermehrung gönnte, vereitelte den Plan. Oesterreich hatte nie im Ernst eine Vergrößerung Bayrens wünschen können, Preußen

war aber erst von Bayern beleidigt worden. Frankreich konnte dem Elsaß gegenüber keine starke deutsche Macht, wie es Bayern geworden wäre, wünschen, und Württemberg, das alsdann ganz von Bayern umstrickt worden wäre, stützte sich auf Rußland. Der badische Großherzog proklamirte die Untheilbarkeit Badens und die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg und rüstete seine Armee, 1817. Bayern sah sich von allen Seiten verlassen und ließ sich endlich durch ein Paar Aemter (Geroldseck und Steinfeld) und eine Rente von 100,000 Gulden abfinden, 1818. Am Ende desselben Jahres starb der Großherzog, von dem man sagen kann, durch sein Haus sey ein finstrer Geist gegangen. Ihm folgte sein alter Oheim, Ludwig, der in sehr bequemer und etwas frivoler Weise regierte, noch in seinem Alter Maitressen ergeben. Den Adel gewann er durch ein neues Adelsedict, und obgleich er die Verfassung gab, so schickte er die Stände alsbald wieder fort, als in der zweiten Kammer Buchhändler Winter von Heidelberg das Adelsedikt als unverfassungsmäßig nicht anerkennen wollte, 1819. — Auch Braunschweig, Nassau, die sächsischen Herzogthümer in Thüringen, Lippe, und sogar das kleine Lichtenstein erhielten Verfassungen in Duodez.

Richteten sich nun auch die Mittel- und Kleinstaaten mit ihren Constitutionen auf einen gemeinschaftlichen Fuß ein, so schlossen sie doch keine engere Einigung unter sich, sondern jeder suchte seine besondere Stütze bei dem oder jenem Großstaat, und jeder sperrte sich vom andern durch Mauthen ab. Die freie Rheinschiffahrt stand in der Bundesakte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutsche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte der Bundesacte, wonach der Rhein jusqu' à la mer frei seyn sollte, nur bis „ans," nicht bis „ins" Meer übersetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordsee nahe an der deutschen Küste von tunesischen Corsaren vier deutsche (hamburgische, lübische und oldenburgische) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem sah der Bundestag geduldig zu. Zur Ostermesse

1819 vereinigten ſich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin ſie über die Hemmungen des deutſchen Handels bitter klagten, aber ſie wurden abgewieſen. Sie ſtifteten nun einen Handelsverein, deſſen Seele Friedrich Liſt von Reutlingen war, damals Profeſſor in Tübingen. Aber die Wiener Miniſterconferenz, an die ſich der Verein im Winter bittend wandte, wies denſelben als eine „ungeſetzliche Verbindung“ ab und nicht minder das Geſuch der Hanſeſtädte um eine deutſche Flagge und um Schutz derſelben. Liſt übernahm ſich bald darauf in der württembergiſchen Kammer als Agitator, verfehlte ſich in der Form, indem er Beſchwerdeſchriften drucken ließ und wurde zur Feſtungsſtrafe verurtheilt, der er ſich durch die Flucht nach der Schweiz entzog, 1821.

Sehr merkwürdig ſind die Beſtrebungen, die in Bezug auf die Kirche von einem kleinen Winkel Deutſchlands ausgingen. Der weiland Fürſt Primas von Dalberg hatte zum Verweſer des Bisthums Conſtanz den Freiherrn von Weſſenberg (einen Bruder des öſterreichiſchen Geſandten in London) gemacht, der die freie Auffaſſung der kirchlichen Dinge, wie ſie unter Napoleon allgemein geweſen war, mit einem ſittlich edeln Charakter und patriotiſchen Streben verband und in die erſte Begeiſterung der Freiheitskriege den kühnen Gedanken eines deutſchen Concordates warf, eines organiſch unter ſich zuſammenhängenden deutſchen Episcopats unter einem Primas, und einer Stellung der katholiſchen Geſammtkirche Deutſchlands zu Rom gleich der gallicaniſchen. Er verfocht dieſen Gedanken perſönlich nicht nur in Wien 1814, ſondern ſpäter auch in Rom. Allein er hatte vergeſſen, daß auch in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, eine Einheit unter den deutſchen Regierungen unmöglich zu erzielen war und daß ſein Streben, wie patriotiſch wohlgemeint, doch dem Weſen der katholiſchen Kirche zuwiderlief, welches gerade darin beſteht, daß ſie Kirche der Menſchheit und nicht einer Nation iſt. In Frankreich, wo die reformirte Oppoſition gleich Null iſt, konnte die gallicaniſche Kirche Erfolg haben, wenn auch nur in einer Zeit allgemeiner religiöſer

Erschlaffung. Aber in Deutschland wo die katholische Kirche sich der Ueberlegenheit protestantischer Bildung zu erwehren hatte, konnte sie den Rückhalt in Rom nicht entbehren. Zudem schlummerte in den ungebildeten Bevölkerungen des katholischen Deutschland ein Geist, den die protestantische oder vielmehr gegen alle Religion gleichgültige oder feindselige Bildung der Zeit für abgestorben hielt, ein Geist von ungleich höherem Adel und ewigerer Geltung, als der in den Gebildeten waltete. Es war dieser flachen und hoffärtigen Bildung unmöglich, die tiefe Grundfeste der katholischen Kirche im Volke zu erschüttern. — Als Dalberg 1817 starb, wurde Wessenberg vom Constanzer Domcapitel zum Bischof gewählt und vom badischen Großherzog bestätigt, aber Papst Pius VII. verwarf ihn.

Hauptsächlich aus diesem Anlaß vereinigten sich die Regierungen des südwestlichen Deutschland zu einer Conferenz zu Frankfurt a. M., um gemeinschaftlich ihre Stellung zu Rom ins Reine zu bringen, 1818. Hier trat nun der Commissär Württembergs, Herr von Wangenheim, sehr barsch und zuversichtlich gegen Rom auf, und nach langen Unterhandlungen bequemte sich der von Oesterreich nicht unterstützte Papst im Jahre 1822 zu großer Nachgiebigkeit. Jeder Staat erhielt ein eigenes Landesbisthum, aber der Erzbischof von Freiburg in Baden, der Bischof von Rottenburg in Württemberg wurden unter den ganz von der weltlichen Regierung abhängigen Oberkirchenrath gestellt. Die Universität Freiburg am Sitz des oberrheinischen Erzbisthums, war ganz Maschine der protestantischen Regierung und wurde fast ausschließlich mit Professoren besetzt, welche katholische Freigeister oder Protestanten waren. Auch auf der protestantischen Universität Heidelberg pflegte die Regierung den kirchenfeindlichen Geist. Hier durfte Kirchenrath Paulus, in Verbindung mit dem alten Voß, unumschränkt über Kirche und Schule gebieten und das Unkraut des Indifferentismus und Unglaubens systematisch um sich wuchern lassen. Alles das in stetem und einzigem Hinblick auf Rom, dessen Einfluß durch massenhaftes Geschrei aller Gebildeten beseitigt wer-

den ſollte. Der Zweck wurde nicht erreicht. Nie bewährte ſich der Werth und die Macht der katholiſchen, durch Rom bedingten Einheit beſſer, als gegenüber den frivolen Verſuchen, ganz Deutſchland kirchenlos zu machen und einer ſeichten Philoſophie zu überliefern.

Die Miniſterconferenz in Wien ſollte, nachdem in Karlsbad die patriotiſche Bewegung gezügelt worden war, auch die conſtitutionelle zügeln. In dieſer Frage aber hatte es Metternich nicht nur mit Volksparteien, ſondern mit den Regierungen der Mittelſtaaten ſelbſt zu thun, in deren Intereſſe es lag, Verfaſſungen zu geben, und die hierin von der ruſſiſchen Politik unterſtützt waren. Metternich gab endlich nach. Die ſ. g. Wiener Schlußacte, die am 15. Mai 1820 zu Stande kam, war eigentlich ein Compromiß zwiſchen Metternich und Württemberg, hinter welchem Rußland ſtand. In der Schlußacte, die eine Ergänzung der erſten deutſchen Bundesacte ſeyn ſollte, wurde gegen Metternichs Wunſch die Unabhängigkeit aller einzelnen Bundesſtaaten aufs ängſtlichſte gewahrt. Den Grundgedanken dieſer Politik ſprach der Kurländer Lindner, damals im Dienſt des Königs von Württemberg, in der Flugſchrift „Manuſcript aus Süddeutſchland“ aus.

Drittes Buch.

Die Unruhen in Italien.

Auch Italien wurde reſtaurirt. Es bekam mit den alten Herren auch die alten Einrichtungen zurück, wie ſie vor der napoleoniſchen Zeit geweſen waren.

Der greiſe ehrwürdige Papſt Pius VII., der ſo lange in Frankreich gefangen und auf alle Art moraliſch mißhandelt worden war, kehrte ſchon 1814 nach Rom zurück und ſtellte das geiſtliche Regiment wieder her, machte aus dem napoleoniſchen Polizeiſtaat wieder den Kirchenſtaat. Man hat ihm das bitter vorgeworfen als die Wiedereinführung aller alten Mißbräuche. Aber konnte man ihm zumuthen, die gefangen geweſenen Biſchöfe, die verbannten und beraubten Pfarrer und Mönche in ihrem Elend zu laſſen, und die Treuen alle, die ſich für ihn geopfert, die zerſtreute Heerde nicht wieder als Hirt um ſich zu ſammeln? Hätte er etwa ſeine Perſon und die Intereſſen der Kirche den franzöſiſchen Gensdarmen, den überall im Civil angeſtellten alten Republikanern und Freimaurern anvertrauen ſollen? Der Papſt hatte die beſten Abſichten, er theilte

das Kirchengebiet in 16 Legationen und verfügte die Reviſion unpaſſender alter Geſetze, wobei es freilich nicht möglich war, überall dem Vorurtheil und Schlendrian zu ſteuern. Der Engländer Wright ſagte ſehr wahr: „Die Erfahrung ſcheint bewieſen zu haben, daß kein Papſt die Schwierigkeiten überwinden kann, die er als weltlicher Herrſcher auf ſeinem Pfade findet.“ Daß die abgeſetzten Beamten und Kirchenplünderer ſchrieen, daß freche Geſellen die Schwäche der neuen Regierung benützten, um Räubereien zu begehen, gereicht dem h. Vater nicht zum Vorwurf.

Die ſchwächſte Seite der römiſchen Verwaltung war die finanzielle. Cardinal Conſalvi konnte nicht umhin, den Römern einen Gewinn durch die reichen fremden Gäſte zuzuwenden, die in Menge nach Rom ſtrömten und viel Geld dahin brachten, aber im Gegenſatz gegen die armen Pilger nicht Troſt für ihren Glauben, ſondern vielmehr für ihren Unglauben ſuchten, Schwärmer für das Heidniſche, für die großen Sammlungen antiker Kunſtwerke im Vatican und in den Paläſten und Villen der römiſchen Großen, meiſt Proteſtanten, engliſche Lords, deutſche Künſtler und Gelehrte. Dazu kranke fürſtliche Perſonen und Reiche, die der geſundern italieniſchen Luft nachzogen, reiſeluſtige Damen, die dem Strom der Mode folgten, daher auch vornehme Ruſſen ꝛc. Rom wurde ſo überfüllt mit dieſer Gattung von angeſehenen Fremden nichtrömiſcher Confeſſion, die insbeſondere bei den hohen Feſten ſich in die Nähe des Papſtes drängten, daß man ſich oft ſtaunend fragen mußte, ob das noch Rom, noch der Mittelpunkt der katholiſchen Welt ſey?*)

Das Wichtigſte für den Papſt war, die vielfach zerriſſenen Bande der katholiſchen Staaten mit dem h. Stuhle wieder anzuknüpfen. Oeſterreich war der einzige katholiſche Großſtaat in der

*) Die Römer hatten zu viel Vortheil von den reichen Fremden, um intolerant zu ſeyn. Sie faßten die Sache ſcherzhaft auf. Mercutio frug den Paſquino: warum haſt du dich heute ſo geputzt? P. antwortete: weil ich in die ſixtiniſche Capelle gehen will, in welcher der h. Vater Meſſe lieſt. M. rief: o Thor, dahin darfſt du ja nicht. O ja, antwortete P., ſeit heute darf ich, denn ich bin ein Ketzer geworden.

Allianz gegen Napoleon gewesen und übte nach dem Siege den größten Einfluß auf Rom. Der österreichische Gesandte, der den venetianischen Palast in Rom bezog, wurde der erste Rathgeber, aber auch Wächter des wiederhergestellten Papstthums. Der h. Vater, lange Zeit gefangen und von Rom entfernt, war im Fall, von Oesterreich mehr Gnade zu empfangen, als ihm gewähren zu können. Die Staatsgewalt in Oesterreich hatte sich längst, schon in der Zeit der Ferdinande nach dem Muster der spanischen von der Kirchengewalt emancipirt, dieselbe nur noch als Mittel zu ihren Zwecken gebraucht. Die kirchenfeindlichen Acte Josephs II. wurden von der späteren Regierung nicht durchaus annullirt, das Wesentliche davon blieb, und der s. g. josephinische Geist war in ganz Oesterreich vorherrschend. Die Wahl der Bischöfe hing ganz vom Kaiser ab, der Klerus wurde im Gehorsam und Interesse des Staats herangebildet. In Frankreich war schon vor der Revolution die Kirche als s. g. gallicanische gegen den Einfluß Roms gänzlich abgesperrt und ausschließlich unter die Gewalt des Königs gestellt worden. In der Revolution wurde die Kirche förmlich ausgerottet und durch Napoleon nur insoweit und in den Formen wiederhergestellt, wie es seiner Politik zusagte. In Spanien hatte die Staatsgewalt schon seit Philipp II. die Kirche unterjocht, wenn gleich in der Form der bigottesten Anhänglichkeit an die Kirche. Durch die letzten großen Kriege aber war die spanische Kirche schrecklich zerrüttet und verarmt. In Portugal herrschte englischer Einfluß, in Bayern das kirchenfeindliche System Montgelas. Die katholischen Niederlande waren an Holland, die alten rheinischen Erzbisthümer an Preußen gekommen, und somit protestantischen Herren unterthänig geworden. In England waren die Katholiken als solche aller Rechte baar und seufzte insbesondere das katholische Irland unter einem entsetzlichen Druck. In Schweden wurde gar kein Katholik geduldet. In Rußland wurden die katholischen Unterthanen vernachlässigt, bald sollte es ihnen noch schlimmer ergehen.

Die katholische Kirche war in der That von der Höhe des Mittelalters in tiefe Erniedrigung und Schmach herabgesunken,

zerklüftet, unterwühlt, in fremde Gewalt gegeben. Faſt überall hatte der Staat ſich wie das Gut, ſo auch das Recht der Kirche zugeeignet. Nur noch in einigen katholiſchen Ländern, und auch hier nicht unbeſtritten, beſaß die Kirche noch ihren Grund und Boden. In den meiſten Ländern waren die Kirchengüter ſäculariſirt und zu Staatsdomainen verwandelt oder verkauft worden, und erhielten die Geiſtlichen, ſelbſt die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, nur noch Beſoldungen aus der Staatskaſſe. Um aber den ganzen Umfang von Macht, die der Staat auf Koſten der Kirche an ſich geriſſen hatte, zu überblicken, wollen wir die ſ. g. jura circa sacra, welche der Staat übte und größtentheils noch übt, näher betrachten. Hierher gehört: 1) Das jus advocatiae, wonach der weltliche Regent Beſchützer der Kirche ſeyn ſoll, was aber nach und nach ſo verſtanden worden iſt, daß er Vormund, Aufſeher und eigentlicher Herr der Kirche wurde. 2) Das jus cavendi oder das Recht der Staatsgewalt, jedem auch nur entfernt gefürchteten Uebergriff der Kirchengewalt ſchon vorbeugend zu begegnen; ein Recht, welches die tiefſte Herabwürdigung und Demüthigung der Kirche in ſich ſchließt, weil es dieſelbe gleichſam wie einen aus der Strafanſtalt Entlaſſenen unter polizeiliche Aufſicht ſtellt und mit argwöhniſchen Augen überwachen läßt. 3) Das jus supremae inspectionis oder das Recht, auch die inneren Angelegenheiten und die Verwaltung der Kirche weltlicherſeits zu überwachen und ſich in alles, was ſie angeht, einmiſchen zu dürfen. 4) Das jus placeti regii oder das Recht, die Gültigkeit aller päpſtlichen Erlaſſe von der Zuſtimmung der Staatsgewalt (dem placet oder placetum) abhängig zu machen, womit auch das Verbot eines unmittelbaren Verkehrs zwiſchen dem Biſchof und dem Papſt verbunden wurde. 5) Die apellatio ab abusu oder das Recht der Unterthanen, gegen Beſchlüſſe der kirchlichen Amtsgewalt an die weltliche Gewalt zu appelliren. 6) Das jus reformandi oder das Recht der Staatsgewalt, der Kirche Bedingungen zu ſtellen, unter denen ſie allein geduldet werden ſoll. 7) Das Eigenthumsrecht über das geſammte Kirchengut. 8) Das Recht des Staats, die jungen Geiſtlichen zuerſt in Staatsſchulen

zu erziehen, und sodann auch noch die höheren Priesterseminarien zu überwachen, damit etwa nichts darin gelehrt werde, was dem Staatsinteresse nachtheilig wäre. Daraus folgt 9) das Recht des Staats, die Lehrer an solchen Anstalten zu ernennen. 10) Das Recht der Ernennung zu den geistlichen Aemtern selbst. Die höchsten Aemter, die des Bischofs und Erzbischofs, blieben zwar von der Bestätigung des Papstes abhängig, allein nur in den seltensten Fällen übte er Einfluß genug, um eine persona ingrata beseitigen zu können.

Man sieht hieraus, wie die alte Kirche ringsum von der Staatsgewalt umstrickt und gefesselt war, und es ist nothwendig, sich das klar zu machen, wenn man ein richtiges Verständniß der Vorgänge gewinnen will, durch welche später nach und nach jene herben Bande sich lösten und die Kirche mehr und mehr frei wurde.

Schon bei der Restauration des Papstes im Jahr 1814 kam der Kirche vieles zu Statten, zunächst ihr langes Unglück, ihre tiefe Erniedrigung selbst. Die einst Gefürchtete war ein Gegenstand des Mitleids und der Rührung geworden. Den Papst nach Rom zurückgeführt zu haben, freuten sich alle Alliirten, der schismatische Russe, wie der ketzerische Engländer und Preuße. Ueberall gab sich damals Wohlwollen für den h. Vater kund. Der Ernst der letzten Zeit hatte die Gemüther frommer gestimmt, viele Herzen der Religion wieder gewonnen. Von größtem Werth aber mußte dem Papst die Sympathie der restaurirten alten Dynastien seyn, die in der Zeit der vorangegangenen Revolution die Solidarität zwischen Thron und Altar zur Genüge kennen gelernt hatten und sich daher beeiferten, einen durch den andern wieder zu befestigen. So in Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien.

Die Rechte der Kirche wurden in mehreren Staaten durch besondere Concordate festgestellt und umgrenzt. Schon 1816 wurde ein Concordat abgeschlossen, wonach Frankreich in jedem seiner Departements einen Bischofsitz haben sollte. Da sich aber gegründete Einsprüche gegen so viele Bisthümer erhoben und Graf Portalis nach Rom geschickt wurde, um dem Papste Vorstellungen

zu machen, änderte derſelbe bereitwillig das Concordat dahin ab, daß Frankreich nur 66 Biſchöfe und 14 Erzbiſchöfe haben ſollte, dagegen wurden die niederen Kirchenſtellen beſſer bedacht und 500 neue Hülfskirchen und Caplaneien gegründet, 1821. Spanien zeigte nach der Reſtauration Ferdinands VII. dieſelbe Hingebung an den Papſt, der ſich dann auch gegen dieſes Reich in jeder Weiſe nachgiebig bewies und nachdem der Kirche die geraubten Güter zurückgegeben waren, der weltlichen Staatsgewalt die Beſteurung des Klerus erlaubte. Bayern ſchloß nach Montgelas Sturz 1817 mit Rom ein Concordat, welches die neuen Bisthümer feſtſetzte, dem Könige das Ernennungs-, dem Papſt das Beſtätigungsrecht der Biſchöfe, der Kirche das Eigenthumsrecht und die ausſchließliche Erziehung der Geiſtlichen ſicherte. So viel wollten die Nachbarn nicht nachgeben und ſchon deswegen konnte das von Weſſenberg beantragte allgemeine deutſche Concordat nicht zu Stande kommen. Preußen hatte ſo viele katholiſche Länder erworben, daß ihm ein Concordat noth that. Es hätte die erſte Zeit der allgemeinen Freude und Dankbarkeit wegen des Friedens dazu benutzen ſollen, aber der berühmte Geſchichtforſcher Niebuhr als preußiſcher Geſandter in Rom blieb ohne Inſtruction und war in gelehrte Streitigkeiten vertieft. Erſt als Hardenberg einmal nach Rom kam, wurde 1821 ein Uebereinkommen getroffen, das aber alle wichtigen Fragen unentſchieden ließ.

Um die katholiſche Welt, die ſich peripheriſch nach den Staaten und Gruppen vertheilte, wieder mehr zum Centrum nach Rom hinzuziehen, eilte der Papſt ſchon 1814 die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens in allen katholiſchen Landen, wo dieſelben zugelaſſen würden, zu erlauben. Dem gleichen Zweck diente das collegium de propaganda fide in Rom, und zur Erziehung deutſcher Prieſter insbeſondere das collegium germanicum. Da ſo viel alter Haß auf den Jeſuiten laſtete, ſcheuten ſich die meiſten Staaten, ſie öffentlich zuzulaſſen. Ein neuer Orden mit neuem Charakter und neuem unbeſcholtenem Namen würde dem apoſtoliſchen Zwecke beſſer zugeſagt haben. Die Kirche des 19. Jahr-

hunderts bewies nach so langen Leiden in ihrer Schwäche noch eine gewisse Unproductivität, indem sie nicht vermochte, wie die früheren Jahrhunderte, für neue Situationen neue Mittel zu finden.

Im Königreich beider Sicilien wurde der unfähige alte König Ferdinand IV. restaurirt, kam aber erst 1815 aus Sicilien nach Neapel herüber, und genoß noch den Schutz österreichischer Truppen, mußte sich jedoch auch die österreichische Vormundschaft gefallen lassen, die ihm keine unvernünftigen Rachemaßregeln gestattete. Als aber die Oesterreicher endlich abzogen, begannen die verborgenen Parteien ihr Spiel. Schon vorlängst waren die beiden Bestandtheile der Monarchie einander feind, die Sicilianer haßten die Neapolitaner und trachteten nach Unabhängigkeit. Während der ganzen napoleonischen Periode war die Trennung factisch eingetreten, in Neapel hatte Murat, in Sicilien der dahin geflüchtete König Ferdinand unter der Vormundschaft des englischen Gouverneurs, Lord Bentink, regiert. Der letztere hatte den Sicilianern eine freie Verfassung und ein Parlament gegeben, in dem die Carbonari ihre Theorien ausgekramt hatten, wie die spanischen Cortes, französischer und englischer Lectüre entnommen, dem Volke fremd, für das Volk nicht passend. Aber auch im Neapolitanischen, wie in Spanien, hatten die geheimen Gesellschaften nicht blos auf die gebildeten Classen, sondern auch auf einen Theil des Heeres Einfluß gewonnen, weil sie ihre Sache geschickt mit der Landesopposition verbanden, zuerst gegen die Franzosen und Murat, bald aber wieder für sie und gegen die Restauration. Der König verweigerte zwar dem Papste den weißen Zelter (den früher die Könige dem Papst als ihrem Lehnsherrn geschickt hatten), schloß aber ein neues Concordat mit ihm, wodurch die Geistlichkeit ihren ganzen alten Einfluß wieder gewann, und Murats weltliche Universität und Schule den ihrigen verlor. Um den heimlichen Carbonari entgegenzuwirken, bildete sich, wie früher schon in Sicilien, so jetzt auch in Neapel, ein loyaler Geheimbund der Calderari (Keßler) aus, deren Name bedeuten sollte, sie wollten die Carbonari einfangen, wie der Kessel die Kohlen.

Sobald die Oesterreicher 1817 fort waren, fanden sich zahlreiche Räuberbanden ein. Ein englischer Abenteurer, General Church, den der König vorzog, übernahm den Krieg gegen sie und ließ ihrer 1—200 hinrichten. Sein Werk vollendete Wilhelm Pepe, der früher schon unter Joseph Napoleon die Räuber gebändigt hatte. Aber dieser General war ein Carbonaro und organisirte in seinem Heere selbst die geheimen Gesellschaften.

Im Beginn des Jahres 1820 brach in Spanien eine große Militärrevolution los. Der König wurde von den Generalen gezwungen, die Verfassung von 1812 herzustellen und die Cortes einzuberufen. Dieses Beispiel electrisirte die neapolitanischen Truppen; in der Nacht des 1. Juni rief Lieutenant Morelli zu Nola, unfern von Neapel, an der Spitze einer Reiterschwadron die „Constitution" aus und eilte nach Avellino, wo die Militär- und Civilbehörden, längst eingeweihte Carbonari, sich ihm anschlossen. Eben dahin führte Wilhelm Pepe aus Neapel selbst ein Regiment, und General Carascosa, den der König mit 5000 Mann hinausschickte, den Aufruhr zu dämpfen, blieb unschlüssig stehen. Unterdeß kam aber Neapel selbst in große Aufregung, und ohne Schwertschlag fügte sich der König in alles, entließ seine Minister, ersetzte sie durch Freiheitsmänner, proklamirte die spanische Constitution von 1812, stellte sich aber für seine Person krank und übergab die Regierung einstweilen seinem Sohne Franz, Herzog von Calabrien. Carascosa kehrte nach Neapel zurück, bald darauf auch Pepe, und wie die Armee und das Volk, so nahm auch der Hof und der Kronprinz selbst die drei Farben der Carbonari an (schwarz, rosa und himmelblau). Die Freudenfeste, die man sofort feierte, wurden nur durch einen blutigen Kampf zwischen zwei Regimentern gestört, von denen das eine, zu Carascosa's Truppen gehörig, sich nicht wollte nach Gaëta schicken lassen, aber von dem andern, das zu Pepe's Truppen gehörte, überfallen wurde. Indem Pepe seine zuerst abgefallenen Truppen belohnte und die Truppen Caraseosa's, die nicht gleich hatten abfallen wollen, zurücksetzte, vermehrte er die innere Zwietracht im Heere. Die ganze Revolution

war ein muthwilliges und frevelhaftes Soldatenspiel, die Ausrufung der spanischen Verfassung, die das Volk kaum dem Namen nach kannte, eine Unnatur. Für das unwissende, bigotte, genügsame, im warmen Klima bedürfnißlose, an lokale Urzustände gewöhnte Landvolk und für die armen Lazaroni in der Hauptstadt paßte überhaupt das moderne Verfassungswesen gar nicht, und die außerordentlich kleine Minderheit von Gebildeten, die durch die milde Restauration diesmal nicht einmal gedrückt war, hätte um so weniger die Revolution machen sollen, als sie wissen konnte, daß Oesterreich und Frankreich sie nicht dulden würden. Wright macht eine artige Beschreibung von einem damaligen Festaufzug der Carbonari in Neapel. Man sah da 7000 derselben in der buntesten Mischung; Edelleute, Bürger, Pöbel, Banditen, und mitten darunter auch viele Priester und Mönche, voran den Abbate Menechini in geistlicher Tracht, aber bewaffnet und mit den drei Farben prangend. Eine Fastnachtsbande und kein constitutionelles Volk.

Was in Neapel nur Posse war, wurde in Palermo gefährlicher Ernst. Man hatte an Sicilien gar nicht gedacht, die Sicilianer gar nicht gefragt, und jetzt sollten sie sich der neapolitanischen Revolution anschließen. Als der Vicekönig, General Naselli, die drei Farben aufsteckte, nahm das Volk von Palermo die gelbe Farbe Siciliens an, und am 15. Juli, dem Fest der h. Rosalie, dem größten Volksfeste der Palermitaner, an dem eine ungeheure Menschenmenge durch die Straßen wogte, verlangte alles die Unabhängigkeitserklärung der Insel unter einem Prinzen des Hauses. Church, der als Militärgouverneur hier befehligte, wollte einschreiten, wurde aber vom wüthenden Volk überwältigt und rettete mit Noth sein Leben durch die Flucht. Naselli gab aus Ohnmacht nach, setzte eine provisorische Junta ein und floh ebenfalls. Die Junta genoß aber kein Ansehen, der Pöbel wurde Meister der Stadt, schlug die Truppen nach blutigem Kampf und plünderte zwei Tage (am 17. und 18. Juli), wobei es auch an Schlächtereien der Rache und Rohheit nicht fehlte. Die Principi

Cattolica und d'Aci wurden grausam ermordet und ihre Kö
auf Stangen durch die Stadt getragen ꝛc. Endlich entstand e
neue Junta, an deren Spitze der Prinz von Villa Franca t
und ein Mönch, Vaglica di Monreale, übernahm den Oberb
über die Volkswehr.

So spaltete sich die Revolution beider Sicilien schon in i
Beginn. Die revolutionäre Regierung in Neapel war zu
um ihrer Nebenbuhlerin in Palermo nachzugeben, und
Florestan Pepe (Wilhelms Bruder) mit 5000 Mann zu
nach Messina ab, von wo sie zu Lande gegen Palermo
Villa Franca wollte unterhandeln, da plünderte der Pöbel
Palast und setzte den Prinzen von Paterno an seine
Unter diesem vertheidigte sich die Stadt am 25. Septembe
Pepe, wurde aber durch ein heftiges Bombardement dahin
am 5. October zu capituliren.

Am 1. October wurde das Carbonariparlament i
mit großer Feierlichkeit durch den König selbst eröff
Präsident Galdi hielt eine pomphafte Rede voll Anspi
das classische Alterthum und seine politische und
Größe, eine wahre Satire auf das dam Neapel

Die Pentarchie säumte nicht, ihre ach
richten. Spanien, hinter den Pyrenäe
einstweilen auf sich beruhen lassen.
aber, die möglicherwe übrige I
gefährdete zunäch . Met
europäische Bewegun
Alexande , der Kr
Minist mberg
Pari
a

Fürſt Metternich brachte den Kaiſer Alexander auf andere Gedanken, indem er ihm in einer Verſchwörung ruſſiſcher Gardeoffiziere in St. Petersburg ſelbſt das Schreckbild der Revolution in ſeinem eigenen Reiche vorhielt. Rußland, Oeſterreich und Preußen ſchloſſen ſich nun eng an einander, Frankreich gab ebenfalls nach, und England konnte nur noch einen Proteſt einlegen, ohne daß es eine offene Unterſtützung der Neapolitaner gewagt oder gewollt hätte. Um Italien näher zu ſeyn, brachen die Monarchen den Congreß ab und erneuerten ihn im Januar 1821 in Laibach. Der neapolitaniſche Geſandte, Herzog v. Gallo, wurde nicht zugelaſſen und der Einmarſch eines öſterreichiſchen Heeres in's Neapolitaniſche beſchloſſen.

Als Gallo die ſchlimme Botſchaft nach Neapel brachte, erbot ſich der alte König Ferdinand, ſelbſt nach Laibach zu gehen, um die Großmächte mit der neapolitaniſchen Verfaſſung auszuſöhnen. Man wußte wohl, es ſey ihm nur darum zu thun, mit heiler Haut davon zu kommen; aber man ließ ihn ziehen, um die Großmächte nicht noch mehr zu reizen. Dagegen wurden die Befehle des Congreſſes, die Verfaſſung zu annulliren, nicht reſpectirt, und mit großer Prahlerei kühner Widerſtand beſchloſſen. Am 5. Februar überſchritten 60,000 Oeſterreicher unter General Frimont die lombardiſche Grenze; die Neapolitaner theilten ihre Armee, und Wilhelm Pepe übernahm die Vertheidigung der Gebirgspäſſe in den Abruzzen, während Carascoſa in der Ebene in einem Lager bei San Germano den Feind, wenn er dennoch durch die Gebirge dränge, empfangen ſollte. Pepe marſchirte am 7. März von Civita Ducale aus, und ſeine Vorpoſten erfochten bei Rieti einen kleinen Vortheil über die der Oeſterreicher; da die letzteren aber in großen Maſſen nachrückten, wollte ſich Pepe nach Civita Ducale in eine ſehr feſte Stellung wieder zurückziehen, als ſeine Truppen bei dieſer retirirenden Bewegung ſchon alles verloren glaubten und in wilder Flucht auseinanderliefen. Carascoſa mußte ſich nun in eine ſtarke Stellung bei Mignano zurückziehen, wo er die Oeſterreicher noch lange hätte aufhalten können, aber auch in ſeinem Lager

brach Meuterei aus, ſeine eignen Soldaten ſchoſſen auf ihn und er mußte ſich flüchten. Die Feſtung Capua ergab ſich den Oeſterreichern ohne einen Schuß zu thun am 20ſten, und ſchon am 24ſten hielt Frimont ſeinen Einzug in Neapel ſelbſt, von wo die compromittirteſten Carbonari entwichen waren. Auf eine ſo lächerliche Weiſe endete der große Spektakel, den man hier gemacht hatte.

Jetzt erſt holte der alte König Ferdinand die Rache nach, die er bei ſeiner erſten Wiedereinſetzung in Neapel geſpart hatte. Das ganze Volk wurde entwaffnet, jeder Verdächtige verhaftet, und Hinrichtungen und Güterconfiscationen richteten grauſame Verheerungen in den wohlhabenden und gebildeten Claſſen an. Frimont ſelbſt war unwillig über dieſe ausſchweifende Reaction, ohne ſie hindern zu dürfen. Einige tauſend Oeſterreicher unter Wallmoden wurden noch hinüber nach Sicilien geſchickt, um auch dort die alte Ordnung zu befeſtigen. Der Umſtand, daß die Polizei im Neapolitaniſchen überall öffentliche Verbrennung der Werke von Rouſſeau, Voltaire und andern Vätern der Revolution und des Unglaubens vornahm, beweist, wie ſehr dieſe Werke auch in Italien (wie in Spanien) verbreitet waren. Ueberall in den romaniſchen Landen bis tief ins ſpaniſche Südamerika hinein war dieſe Gattung von Büchern verbreitet, ein Haupthebel aller romaniſchen Umwälzungen. Wohlfeile Ausgaben davon wurden in ungeheurer Menge zu Paris fabricirt und meiſt von Bordeaux aus in andere Länder ſpedirt. Der gründliche Zorn des katholiſchen Klerus gegen dieſe literariſche Propaganda war nur zu ſehr gerechtfertigt. Mangelte dem romaniſchen Süden noch viel von der Bildung des Nordens, ſo hätte ihm dieſelbe doch durch edlere Geiſteswerke vermittelt werden ſollen.

In denſelben Tagen, in denen die Revolution in Neapel unterdrückt wurde, brach ſie in Piemont aus, im Rücken der Oeſterreicher. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hatte ſich in der napoleoniſchen Zeit nach der Inſel Sardinien zurückgezogen, erhielt aber 1815 nicht nur ſeine früheren Länder Piemont und Savoyen zurück, ſondern auch das ſchöne Uferland

von Genua dazu. Sein Reich ſollte als Grenzmacht gegen Frankreich verſtärkt werden. Der alte König gehörte aber den Greiſen des vorigen Jahrhunderts an und war ſo beſchränkt an Geiſt, daß er, gleich dem Kurfürſten von Heſſen, in ſeinem Lande alles wieder auf den Fuß wie vor dem erſten Einfalle der Franzoſen im Jahre 1796 ſetzte. Alle modernen Beamten und Univerſitätslehrer wurden entlaſſen, ſogar alle im Lande wohnenden Franzoſen vertrieben. Die ſchöne Straße Napoleons über den Mont Cenis mußte verlaſſen und eine alte ſchlechte wieder befahren werden. Alle neuen Geſetze wurden abgeſchafft und die alten, wie auch was vom alten Perſonal noch lebte, wiederhergeſtellt. Auch die Kirche erhielt ihre Macht zurück. Der König aber war alt und hatte nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Herzogs Franz von Modena. Dieſer letztere war ein Sohn des öſterreichiſchen Erzherzog Ferdinand (eines Oheims des regierenden Kaiſer Franz) und der Beatrix, Tochter des letzten Herzog Hercules von Modena aus dem Hauſe Eſte. Oeſterreich hegte nun den Wunſch, dem Herzog Franz die Erbfolge in Sardinien zu verſchaffen. In dieſem Königreich aber galt das ſaliſche Geſetz, welches die weibliche Nachfolge ausſchließt, und der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, Karl Albert, Prinz von Carignan. Dieſe Erbangelegenheit muß man im Auge behalten, um die feineren Motive in den folgenden Begebenheiten zu verſtehen.

Die Carbonari waren auch in Piemont thätig und unterhielten von hier aus Verbindungen wie mit Neapel, ſo mit den Unzufriedenen in Frankreich. Sie fühlten ſich indeß zu ſchwach, um die neapolitaniſche Revolution unterſtützen zu können. Daß ſie dennoch, und erſt, als es zu ſpät war, losbrachen, hatte eine zufällige Urſache. Drei ihrer Häupter, der Principe della Ciſterna, Marcheſe Priero und Ritter Perronne wurden durch revolutionäre Schriften, die ſie verbreiteten, verrathen und verhaftet. Durch dieſe Entdeckung ſahen ſich auch die meiſten andern Verſchwörer compromittirt und beſchloſſen lieber einen offenen Kampf zu wagen, als ſich wehrlos gefangen nehmen zu laſſen. Sie theilten ihre Abſicht dem

Prinzen von Carignan mit und ſchmeichelten ihm damals ſchon mit der Ausſicht, König von ganz Italien zu werden, ſobald die Revolution ſiege. Der Prinz war unentſchloſſen, denn er fürchtete die Oeſterreicher und wollte doch auch die nicht von ſich ſtoßen, die ſich ihm als wärmſte Anhänger aufdrängten. Endlich gab er ſeine Zuſage und Oberſt Arſaldi rief die ſpaniſche Conſtitution am 9. März in der Feſtung Aleſſandria aus. Die ganze Armee war hier wie im Neapolitaniſchen ſchon vorbereitet. Der alte König hielt Rath, aber in Turin ſelbſt empörten ſich die Truppen und pflanzten die dreifarbige Fahne auf. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Sturm auszuweichen, wie Ferdinand in Neapel, und die Regierung einſtweilen dem Prinzen von Carignan zu übergeben. Den Thron ſelbſt trat er ſeinem Bruder Karl Felix ab, der in Modena lebte. Karl Albert wurde nun als Regent genöthigt, mit der dreifarbigen Fahne auf den Balkon des Schloſſes zu treten und die ſpaniſche Verfaſſung zu proclamiren, wobei er jedoch diejenigen Abänderungen vorbehielt, die das einzuberufende Parlament und der König treffen würden. Der alte König hatte ſich zurückgezogen. Zu dem neuen aber nach Modena begab ſich eine große Deputation, um ihn zu bewegen, die Verfaſſung anzuerkennen, was er begreiflich abſchlug. Die Deputation hatte aber noch einen heimlichen Auftrag, nämlich den König zu verſichern, daß ſowohl der Prinz von Carignan, als die höheren Claſſen die Revolution mißbilligten und demgemäß handeln würden. Die Carbonari in Turin waren rathlos. Der Pöbel zwang den öſterreichiſchen Geſandten von Binder, die Stadt zu verlaſſen, aber einen raſchen Einfall in die Lombardei wagte man nicht, ſondern wartete die Oeſterreicher ab. Der Prinz von Carignan floh über Nacht nach Nizza. Nur der Kriegsminiſter Santa Roſa hielt den Muth der Carbonari noch aufrecht, aber nicht durch Handlungen, ſondern durch Reden und diplomatiſche Vorſpiegelungen. Der ruſſiſche Geſandte nämlich, Graf Macenigo, überredete ihn, die Oeſterreicher würden keinen Angriff auf Piemont wagen, wenn er die Vermittelung des Kaiſer Alexander annehme, von dem er übrigens keinen Auftrag hatte. So blieb Santa Roſa

unthätig und ließ sich sogar durch einen Angriff des General della Torre, der bei Novara ein dem König treues Truppencorps zusammengebracht hatte, überraschen. Della Torre brach am 4. April gegen Turin auf, Santa Rosa schickte ihm den Oberst Regis mit überlegenen Streitkräften entgegen, aber Regis, statt zu schlagen, unterhandelte. Unterdeß rückte auch ein österreichisches Heer unter dem Grafen Bubna heran, dessen Ankunft Regis so wenig ahnte, daß er ihm gerade in die Hände lief, während auch della Torre aus Novara hervorbrach und ihm in den Rücken kam, am 8. April. Regis erlitt großen Verlust und seine fliehenden Soldaten steckten mit ihrer Angst auch die hinter ihnen stehende piemontesische Armee an. Die Soldaten liefen in Vercelli auseinander, wie die Neapolitaner in Mignano. Alle Compromittirten suchten ihr Heil in der Flucht, und schon am 10. zog della Torre in Turin ein. Dem neuen König, dem schon alten, schwachen und kinderlosen Bruder Karl Felix, hatte der Prinz von Carignan dessen Rechte reservirt und durch seine Flucht seine loyale Gesinnung gerechtfertigt. Man strafte ihn daher nur mit Mißbilligung und entfernte ihn zwei Jahre lang vom Hofe. Ihm zu liebe wurde auch manche Untersuchung und Bestrafung anderer Hochgestellter unterdrückt. Karl Felix dachte gut sardinisch genug, um Oesterreich nicht zu viele Vorwände zum weitern Einschreiten zu bieten, und hielt daher auch die Erbfolge des Prinzen von Carignan gegen die modenesisch-österreichische aufrecht. Ohne Zweifel unter Mitwirkung von Frankreich und England, die eine Vergrößerung Oesterreichs durch das Königreich Sardinien nicht würden geduldet haben, und aus Abneigung gegen die österreichische Besatzung, die bis 1823 im Lande stehen blieb. Im Uebrigen war die Reaction hauptsächlich gegen die Presse und gegen die Schule gerichtet. Alle Schulanstalten im Lande wurden der Obhut der Jesuiten anvertraut. Auch hier sollte der Einfluß Voltaires und Rousseaus um jeden Preis abgesperrt werden.

Sowohl in Turin als Neapel wirkte die Abneigung gegen die österreichischen Hülfstruppen und das Mißtrauen gegen die eigenen

Truppen zu dem Entſchluß zuſammen, Schweizerregimenter anzuwerben, welche die Ruhe im Lande erhielten.

Die Lombardei war trotz der Nähe der piemonteſiſchen Revolution nicht aufgeregt worden, obgleich der in Mailand reſidirende Erzherzog Rainer im erſten Schrecken mit ſeiner ganzen Familie entflohen war. Nur heimliche Geſellſchaften verſuchten auch hier den Boden zu unterwühlen, aber ſie wurden von einem Polizeiſyſtem überwacht, das in geheimer Controle und Gegencontrole ſeines Gleichen ſuchte. Mehr aber als dieſe kleinlichen Polizeikünſte wirkte die große Furcht vor der Macht Oeſterreichs. Die Polizei entdeckte noch ſpät im Jahre 1821 eine geheime Verbindung in Mailand, deren meiſte Mitglieder noch Zeit fanden ſich zu retten. Nur einige wurden zur Haft gebracht, worunter Confalonieri und Silvio Pellico das größte Aufſehen erregt haben. Der erſtere wurde auf alle Arten gedrängt, Geheimniſſe zu offenbaren, durch welche man den Prinzen von Carignan zu compromittiren und von der Erbfolge auszuſchließen hoffte, aber er bekannte nichts, obgleich Fürſt Metternich ihn perſönlich ins Verhör nahm. Der andere, Silvio Pellico, ein ſanfter frommer Dichter, unfähig zur That, hatte höchſtens poetiſch für Italien geſchwärmt und mußte das jammervollſte Schickſal mit ſeinen Mitgefangenen theilen. Zum Tode verurtheilt, auf dem Schaffot begnadigt, unter den berüchtigten Bleidächern von Venedig, dann auf dem Spielberg in den engſten und härteſten Kerkern ſchmachtend, in den rauheſten Gefängnißkleidern, mit der roheſten Gefängnißkoſt kümmerlich genährt, zum Wollſtricken verdammt, in Krankheit ohne Pflege blieb der edle Pellico doch immer gleich ſanft und geduldig. Aber ſeine Leiden, von ihm ſelbſt beſchrieben und nach ſeiner Befreiung (1830 in Folge der Julirevolution) bekannt gemacht, weckten in ganz Europa das tiefſte Mitgefühl und haben mehr als alles Andere den europäiſchen Haß gegen Metternich geſchürt, obgleich dieſe Angelegenheit nicht Metternich, ſondern der Kaiſer ſelbſt in die Hand genommen hatte, der ſich beſtändig über die Gefangenen auf dem Spielberg Bericht erſtatten ließ und die Behandlung derſelben bis zur geringſten Kleinig-

keit vorschrieb. Der Zweck, Italien vor Revolutionen zu hüten, wäre durch eine minder grausame Behandlung der Gefangenen weniger verfehlt worden.

Nachdem die italienischen Revolutionen besiegt waren, erwartete man, die europäische Pentarchie werde nun auch bald die spanische unterdrücken. Das lag in ihrem Prinzip, sie durfte die revolutionären Elemente nirgends aufkommen lassen. Indessen hatte sich England schon sehr unzufrieden über das Verfahren der übrigen Großmächte in Italien geäußert und war eben so unzufrieden mit jeder Einmischung in Spanien. Die englischen Minister, wie reactionär und absolutistisch sie auch damals waren, wollten doch der alten englischen Politik gemäß die Freiheit auf dem Continent nicht ganz unterdrücken lassen und mußten auch die Verantwortung vor dem englischen Parlament und Volke scheuen. Daher ihr Widerstand in Troppau und Laibach, der übrigens ohne Nachdruck war, denn einen Krieg wollte England gegen die andern vier Großmächte um eine Handvoll Carbonari und Cortes doch nicht wagen. Die Initiative in Bezug auf Spanien wurde, wie eben erst in Bezug auf Italien wieder von den drei s. g. nordischen Mächten, Oesterreich, Preußen und Rußland ergriffen. Metternich war damals die Seele der Pentarchie, Rußland und Preußen folgten seinem Impulse. „Erhaltung des anerkannten Besitzstandes, Schutz der legitimen Dynastien und der absoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, wie gegen die parlamentarischen Oppositionen“ war das Loosungswort. Dem konnte die Dynastie der Bourbons überall nur zustimmen. Auch schmeichelte es ihr und diente ihrem besondern Interesse, daß die drei nordischen Mächte sich Mühe gaben, Frankreich zu einer Pacification Spaniens zu bewegen. Frankreich bekam dadurch Gelegenheit, wieder Waffenruhm zu ernten; es stellte vor ganz Europa seine Macht zur Schau; es consolidirte, indem es nach Wiederherstellung der bourbonischen Allgewalt in Neapel auch die spanischen Bourbons wiederherstellte, zugleich die der Bourbons in Frankreich selbst; es vereinte die Interessen sämmtlicher Bourbons und übte eine Art von Hegemonie

über dieſelben. Alle dieſe Vortheile leuchteten ein. Aber es gab noch Bedenken genug und Villèle wollte ſich keineswegs übereilen. Durch einen Feldzug, im Intereſſe der heil. Allianz unternommen, verfeindete ſich die Dynaſtie unverſöhnlich mit dem liberalen Bürgerthum, dem ſich der König doch bisher ſo ſehr zugeneigt hatte, und ſtieß auch England von ſich ab. Zudem war der Ausgang des Feldzugs ungewiß. Wenn der große Napoleon mit ſeiner ungeheuren Macht die tapfern Spanier nicht hatte bezwingen können, wie ſollten es die Bourbons vermögen? Aus dieſem Geſichtspunkt warnte auch die Oppoſition vor dem Kriege, von dem ſie in jeder Beziehung nur Schande für Frankreich vorausſagte, weil er gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker geführt werde und weil nur Niederlagen zu erwarten ſeyen.

Die geheimen Geſellſchaften in Frankreich blieben auch nicht unthätig, ſondern dachten auf einen Verſuch, der Expedition gegen Spanien, die ſeit der Aufſtellung des Geſundheitcordons an den Pyrenäen immer näher drohte, ehe ſie noch ausgeführt würde, eine Diverſion im Rücken zu machen. Das Beiſpiel der Spanier, Neapolitaner und Piemonteſen wirkte zurück auf die Offiziere des franzöſiſchen Heeres. Hauptſächlich unter ihnen und zum Theil ſelbſt unter den gemeinen Soldaten wurde complottirt. Faſt in allen Regimentern beſtanden geheime Logen, die ſich mit dem Großvater des Liberalismus, General Lafayette, und deſſen Anhang in den geheimen Geſellſchaften der Bürger in Verbindung ſetzten. Ein Soldatenaufſtand an verſchiedenen Punkten zugleich ſollte ausbrechen. Wenn man Herrn von Lamartine's poetiſcher Darſtellung glauben darf, ſo war Lafayette ſelbſt das Hinderniß des glücklichen Gelingens, weil er ſeine Abreiſe nach Béfort, wo der Hauptſchlag geſchehen ſollte, unerwartet um einen Tag verſchob, aus Pietät gegen ſeine verſtorbene Frau, deren Sterbetag er in ſtiller Feier beging. Die Verſchworenen wurden durch die Abbeſtellung des verabredeten Tages irre; der Commandant der Feſtung Béſort, de Touſtain, merkte ein Zuſammenſtecken der Köpfe, ging den Verſchworenen keck zu Leibe und ließ ſich auch durch einen Prellſchuß,

der ihn niederwarf, nicht abschrecken, sammelte seine Truppen und stillte den Aufruhr, ehe er noch recht beginnen konnte. Lafayette, der endlich abgereist war, befand sich nur noch wenige Stunden von Béfort, als er vom Mißlingen des Unternehmens Nachricht erhielt und eiligst eine andere Richtung nahm, als hätte er blos eine Erholungsreise zu Freunden in der Provinz unternommen. Auch Köchlin, der angesehenste Deputirte des Elsaßes, der in der Nähe war, blieb unentdeckt, und nur namenlose Personen, die das ganze Geheimniß nicht kannten, kamen in Verhaft. Gleichzeitig brach ein Soldatenaufstand unter Oberstlieutenant Caron in Colmar aus, wo Napoleon II. ausgerufen wurde, ein Beweis, wie tief Napoleon den Soldaten noch im Herzen saß. Aber Caron gerieth unter eine Schwadron, die andern Sinnes war und ihn gefangen nahm. Er wurde kriegsrechtlich erschossen. Denselben Tod fand General Breton, der in Saumure die Soldaten hatte empören wollen. Kleinere Verschwörungen wurden zu Marseille, Toulon, Angers, Tours entdeckt und mit der Hinrichtung einiger Soldaten bestraft. In Paris selbst wurden vier Unteroffiziere aus gleichem Anlaß erschossen. Alles in den ersten Wochen des Jahres 1822.

Die Vereitelung dieser Aufstände gab dem Ministerium Villèle mehr Festigkeit. Es setzte im Februar ein neues strenges Preßgesetz durch, was die Opposition noch mehr erbitterte. Bald darauf kamen die Missionäre nach Paris und predigten in der Kirche des petits pères. Da drang der Pöbel ein, verhöhnte sie, ließ Schwärmer in der heiligen Stätte los und erfüllte sie mit höllischem Schwefeldampf. Aber die frommen Brüder ließen sich nicht irre machen und predigten fort, während Gensdarmen die Ruhestörer hinaustrieben. Der Haß gegen die Kirche stieg bei der Opposition so hoch, daß auch die Arzneischüler den Abbé Nicolle, der unter ihre Lehrer aufgenommen worden war, beschimpften, weshalb die Schule aufgelöst werden mußte.

Inzwischen hatte die Diplomatie insgeheim vorgearbeitet, und im October 1822 versammelten sich die Monarchen abermals auf einem Congreß in Verona, um wegen Spanien einen endgül-

tigen Beſchluß zu faſſen. Metternich ſtand feſter als je, da Kaiſer Alexander damals ſchon alle ſeine Pläne auf den Orient zum Opfer brachte und die in der Türkei aufgeſtandenen Griechen im Stiche ließ, um thatſächlich die Revolution auch da zu mißbilligen, wo ſie ihm nützlich war. Preußen ſchloß ſich wieder eng an Rußland und Oeſterreich an. Die Hauptſache war für dieſe drei Mächte, das immer noch ſchwankende Frankreich zum Kriege gegen Spanien zu treiben und desfalls den engliſchen Widerſpruch zu bekämpfen. Der franzöſiſche Congreßgeſandte, Marquis von Montmorenci, ſchwärmte für den Krieg und ging viel weiter, als Villèle's Inſtructionen erlaubten, und ohne den ihm als Collegen beigegebenen gemäßigteren Chateaubriand zu fragen. Im Vertrauen nun, daß Frankreich die Execution in Spanien im Namen der nordiſchen Mächte übernehmen werde, beſchloſſen dieſe (trotz Englands Widerſpruch), eine Note an Spanien zu richten, in welcher ſie die Wiederherſtellung des abſoluten Königthums verlangten. Würde Spanien ſich weigern, ſo ſollte eine franzöſiſche Armee einrücken. Preußen verſprach Frankreich in dieſem Falle ſeine moraliſche, Rußland auch ſeine materielle Unterſtützung. Oeſterreich, aus Rückſicht auf England, wollte dagegen, falls Spanien ablehnend antworten würde, die Modalitäten der wirklichen Execution noch einmal von einem Congreß berathen laſſen. Die Beſchlüſſe wurden am 17. November gefaßt. Zehn Tage ſpäter ſtarb Fürſt Hardenberg, der ſchon körperlich leidend den Congreß verlaſſen hatte und ſich in der Luft des Südens erholen wollte, zu Genua.

Als Montmorenci nach Paris zurückkam, fand ſich, daß er nicht im Sinne Villèle's unterhandelt habe, er wurde desavouirt und entlaſſen. Wellington, der in Verona die engliſche Stimme geführt hatte, reiſte über Paris zurück und warnte den König dringend vor dem ſpaniſchen Kriege. Der König war ohnehin dem Kriege abgeneigt und hätte ihn gern vermieden. Wellington ſchickte den Lord Fitzroy-Somerſet nach Madrid, um die Cortes zu ſo viel Nachgiebigkeit zu bewegen, daß Frankreich mit Anſtand den Krieg unterlaſſen konnte, und der franzöſiſche Geſandte in

Madrid, Lagarde, erhielt von Villèle Instructionen im gleichen Sinne, während die drei nordischen Mächte allein am 14. December ihre gemeinschaftlich drohende Note an Spanien abgehen ließen.

Die englisch-französischen Bemühungen in Madrid scheiterten vollständig. Von den Spaniern fordern, sie sollen aus bloßer Furcht etwas thun, hieß ihren Charakter wenig verstehen, und selbst wenn sie Klugheit genug gehabt hätten, um mäßig zu seyn, würden sie es nicht gewesen seyn, blos weil man sie schrecken wollte, ihnen Furcht zutraute. Als die stolzen, ja höhnischen Antworten der spanischen Regierung bekannt geworden waren, befand sich Villèle in nicht geringer Verlegenheit. Chateaubriand aber, der unterdeß Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, ging rasch zur Kriegspartei über und half jetzt die Ansicht vertheidigen, die er noch in Verona bekämpft hatte. Die Sachlage war allerdings eine andere geworden, seitdem Spanien selbst den guten Rath Frankreichs zurückgewiesen hatte. Die nordischen Mächte, von Spanien schwer beleidigt, drängten; England blieb in seiner Halbheit, indem es für Spanien nur redete, aber nicht handelte. Villèle glaubte daher dem König den Krieg anrathen und dieser selbst nachgeben zu müssen. Lagarde wurde von Madrid zurückberufen.

Im Januar 1823 eröffnete der König die Kammer mit einer kriegerischen Rede und kündigte an, daß er Geld für die Ausrüstung einer Armee von 100,000 Mann verlangen werde. Vermöge des neuen Wahlgesetzes hatte Villèle eine große und sichere Mehrheit in der Kammer. Die kleine liberale Minderheit wehrte sich aber verzweifelt und suchte durch die Kühnheit ihrer Redner zu ersetzen, was ihr an wahrer Macht gebrach, oder benutzte wenigstens den Anlaß, um den geheimen Haß der Nation gegen die Bourbons immer mehr zu vergiften. Denn was war der bevorstehende Krieg anders als ein Familienarrangement der Bourbons diesseits und jenseits der Pyrenäen, um die Völker hier wie dort zu knechten? Unter den Rednern der Opposition glänzte Royer-Collard, unter denen des Ministeriums Chateaubriand; in beiden kreuzten sich die Spitzen der entgegengesetzten Doctrinen. Ein andrer Redner der

Opposition, Manuel, veranlaßte ziemlich unschuldiger Weise einen ungeheuern Lärm. Indem er sagte: „soll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die sich nur deshalb so häuften, weil fremde Heere in unser Gebiet einfielen und Frankreich zwangen, sich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen," — unterbrach ihn das Geschrei der Ultras, die darin eine Anspielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. sahen. Manuel durfte nicht weiter reden und wurde zur Ordnung gerufen. Nur in einer gedruckten Erklärung konnte er mittheilen, was er weiter hatte sagen wollen, daß nämlich das französische Volk damals zu „furchtbaren Excessen und zu einer beweinenswerthen Katastrophe" getrieben worden sey, die man vermieden hätte, wenn die Preußen nicht in die Champagne eingerückt wären, welcher Fall allerdings auf Spanien angewendet werden durfte, da Ferdinand VII. in Gefahr kam, wenn die Franzosen einrückten. Diese einfache Erklärung versöhnte aber die Ultras nicht. Manuel wurde durch einen Mehrheitsbeschluß auf ein Jahr aus der Kammer ausgeschlossen. Er kehrte sich nicht daran, sondern kam in die Sitzung. Der Präsident und alle Ultras verließen die Kammer und die Nationalgarde, wurde befehligt, Manuel mit Gewalt zu entfernen. Der Sergeant Mercier, der das Commando hatte, und seine ganze Mannschaft weigerte sich. Man mußte Gensdarmen rufen, die den Befehl vollzogen und von denen Manuel sich hinauszerren ließ, begleitet von allen Deputirten seiner Partei, an der Seite Lafayette's und Du-ponts de l'Eure. Eine Scene, die in Frankreich keineswegs als eine Niederlage der Opposition betrachtet wurde und zu welcher veranlaßt zu haben ein grober Mißgriff von Seiten der Ultras war.

Die Geldsumme wurde bewilligt und der Krieg gegen Spanien begann.

Viertes Buch.

Die ſpaniſche Revolution.

Das ſchöne Spanien, ſeit 1808 auf's furchtbarſte zerrüttet und verheert, ſollte auch nach der Wiederherſtellung Ferdinands VII. keine Ruhe und Erholung finden. Denn der König kam nicht als Verſöhner, nicht als liebreicher Vater ſeiner Unterthanen, ſondern benützte die ihm wiedergeſchenkte Macht nur wie ein böſer Knabe, um Rache zu üben, um ſeine Luſt an Strafen und Peinigungen zu ſättigen. Abſchreckend häßlich, ungeſund, der Sohn eines blöden, völlig einfältigen Vaters und einer ehebrecheriſchen, niedrig gemeinen und an Geiſt kindiſchen Mutter, von früher Jugend an bald geſchmeichelt und verführt, bald erſchreckt und bis zur Todesangſt eingeſchüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in ſeiner langen Haft in Frankreich nie zur Beſinnung über ſich ſelbſt gekommen, hatte nie einen großherzigen Entſchluß gefaßt, nie ernſte Studien gemacht, ſondern unter albernen Beſchäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn ohne ſein Zuthun das Glück wieder auf den ſpaniſchen Thron führte.

Auch kein Glied seiner Familie übte auf ihn einen besonderen Einfluß. Der spanische Zweig der Bourbons war der welkeste und verfaulteste von allen.

Wenn die liberalen Cortes den Rechten der Krone zu nahe getreten waren und gegen die Kirche und gegen den im spanischen Volk tief eingewurzelten Glauben feindlich gehandelt hatten, so konnte doch weder der Thron noch der Altar wieder gehoben, gekräftigt und geheiligt werden durch ein Rachesystem, wie es Ferdinand VII. übte; die Lust am Bösen, die bei ihm so auffallend hervorblickte, war vielmehr des echten Königs, wie des frommen Sohnes der Kirche gleich unwürdig. Die Schattenseiten des Liberalismus erschienen verzeihlich und wurden gleichsam wieder Lichtseiten, wenn man erleben mußte, wie Spanien in die schwärzesten Schattenseiten des Absolutismus und der kirchlichen Verfolgung eintrat, sobald Ferdinand die Zügel der Gewalt ergriffen hatte. Um Ludwig XVIII. zu rechtfertigen, darf man nur sein Verfahren mit dem Ferdinands vergleichen. Dort waltete Verstand und Güte, hier nur Unverstand und Bosheit.

Die Cortes waren gesprengt, das absolute Königthum proklamirt. Durch Dekrete, die der König schon im Mai 1814 erließ, wurden alle Afrancesados oder Josefinos (Anhänger und Diener der früheren französischen Regierung) aus Spanien verbannt und man rechnete deren 10,000, die nach Frankreich entflohen. Ferner wurden alle Liberalen und Freimaurer, alle Anhänger der Cortes und die Beamten, die von denselben angestellt worden waren, theils zur Flucht gezwungen, theils eingekerkert, theils wenigstens abgesetzt, und alle Nationalgüter dem Käufer ohne Entschädigung wieder entrissen, ja dem als wohlhabend bekannten Käufer noch besondere Geldstrafen auferlegt. Alle Klöster wurden wieder hergestellt, desgleichen die berüchtigte Inquisition, deren neuer Chef, der Großinquisitor Mir Campillo, Bischof von Almeria, mit fanatischer Strenge verfuhr. Man rechnete, daß 50,000 blos wegen ihrer Meinung Verfolgte in den spanischen Kerkern schmachteten, in denen sie die übelste Behandlung, selbst grausame Folterung er-

fuhren. Dieſe Maßregeln waren nur geeignet, die Liberalen zu Martyrern zu machen, und in der That überſah man ihre bisherigen Fehler und widmete ihnen Theilnahme und Mitleid. Da der König auch alle Guerillas auflöste, die tapfern Führer derſelben ohne Gehalt entließ und auch die Armee dergeſtalt neu organiſirte, daß wieder nur der Adel zu Offiziersſtellen berechtigt wurde, fanden ſich viele der tapferſten Herzen Spaniens gekränkt und ſchloſſen ſich den Liberalen an. Die Inquiſition aber trug ohne Zweifel dazu bei, das Anſehen der Kirche, das ſie verbreiten ſollte, auch bei denen zu ſchwächen, die ihr früher eifrig zugethan waren. Nur der Pöbel konnte in den Prieſtern Henker ſehen, ohne zu ſchaudern.

Das königliche Schreckensſyſtem entbehrte ſogar den Adel des rohen Fanatismus, der ſelbſt des Martyriums fähig iſt, indem er andere zu Martyrern macht. Der König war perſönlich ohne allen ſittlichen Muth, feig und falſch. Seine nächſten Günſtlinge, die ſ. g. camarilla, waren größtentheils aus der Hefe des Bedientenvolks ausgewählt, wie ſie dem gemeinen Sinn und Geſchmack des Königs zuſagten, mit denen er zum unſaubern Witz des niedrigſten Pöbels hinabſtieg. Voran ſein Hofnarr Chamorro, ſein Kuppler Alagon, ſein Beichtvater Ben Como, der ſich nicht ſcheute, mit jenen Schurken gemeine Sache zu machen, und andere, die minder hervorſtachen. Dieſe Elenden regierten das Land. In ihrem Kreiſe gefiel ſich Ferdinand, ſeine Miniſter, wenn ſie nicht der Camarilla gehorchten, zu verlachen und zu verrathen. Indem er die letzteren außerordentlich oft wechſelte, machte es ihm Spaß, ſie in volle Sicherheit einzuwiegen, ſie mit Vertraulichkeiten und Liebkoſungen zu überhäufen, und wenn ſie zur Thüre hinausgegangen waren, ihnen die ſchimpfliche Entlaſſung oder gar einen Verhaftsbefehl nachzuſchicken. Dann lachte er ſich unter ſeinen vertrauten Bedienten halb todt, wenn ihm der Streich gut gelungen und der Miniſter recht einfältig ins Garn gelaufen war. Die Camarilla hatte auch über das Recht und über die Anſtellungen zu verfügen. Wer dieſe Lakeien reichlich beſtach, bekam Recht vor Gericht und

wurde befördert; wer nicht, nicht. Indeſſen waren doch auch die Günſtlinge nicht immer vor Ferdinands Laune ſicher. Die in Frankreich während ſeiner Gefangenſchaft ihm am liebſten und vertrauteſten geweſen, wurden mit Undank und Bosheit von ihm verſtoßen; ſo Escoiquiz, ſein Lehrer, dem Recht geſchah, weil er ſeinen Zögling zum abgefeimten Lügner erzogen hatte, Macannaz, den er zum Juſtizminiſter gemacht hatte, aber plötzlich vor ſeinen eigenen Augen verhaften und in den Kerker werfen ließ, und Amezaga, den er bis zum Selbſtmord ängſtigte.

Die Miniſter, entweder Creaturen der Camarilla, oder ſtets in Angſt, gleich wieder abgeſetzt zu werden, konnten an Reformen oder großartige Maßregeln zur Hebung des Wohlſtandes, des inneren Friedens und der äußeren Macht Spaniens gar nicht denken. Außer dem Vielerlei der Reformen der früheren Cortes, die für das ſpaniſche Volk nicht ganz getaugt hatten, waren auch die wirklich brauchbaren Reformen eingeſtellt worden, blos weil ſie von den Cortes kamen. Kein vernünftiger Menſch konnte zweifeln, daß die Kirche früher zu überreich an Gütern geweſen war, wie überhaupt, daß es in Spanien nach Maßgabe der Bevölkerung viel zu viel Geiſtliche gegeben hatte. In der Franzoſenzeit war die Kirche geplündert, der Klerus durch grauſame Morde gelichtet worden. Eine beſonnene Reſtauration hätte davon Vortheil ziehen ſollen, um die Zahl und den Güterreichthum der Geiſtlichkeit in ein natürliches Maaß zu bringen. Der Klerus hätte in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe die Hand dazu bieten ſollen. Aber unter Ferdinand ſollte der Kirche alles wieder erſtattet, und ſie ſollte durch ihren Reichthum auch wieder in den Stand geſetzt werden, ihre Zahl zu ergänzen. In der Wirklichkeit wurde freilich wenig geändert, denn ein ſehr großer Theil des urſprünglich der Kirche gehörenden Grund und Bodens war in der Franzoſenzeit, wenn auch der Kirche abgeſprochen, doch nur verheert und verödet, aber nicht veräußert worden, weil ſich keine Käufer fanden. Daraus folgte, daß auch der wiedererlangte Beſitztitel der Geiſtlichkeit doch wenig wahren Gewinn brachte. Der Ackerbau war ſchon ſeit Jahr-

hunderten in Spanien vernachläſſigt, theils durch die ſ. g. Meſta, eine große Verbindung der Schafweideberechtigten, vornehmlich der Klöſter und der adeligen Grundbeſitzer, die um der Schafzucht willen auf ihren weiten Landſtrecken keinen Ackerbau duldeten, theils durch die Colonien in Mittel- und Südamerika, in welchen ſich der ausgewanderte junge Spanier ſchneller bereicherte, als hinter dem heimiſchen Pfluge, und wo auch ſein romantiſcher Trieb zu Abenteuern mehr befriedigt wurde. Die Cortes hatten, ohne Zweifel durch engliſche und franzöſiſche Belehrung darauf aufmerkſam gemacht, die Meſta aufgehoben; allein während des blutigen Krieges gegen Napoleon waren dem Ackerbau die Arme entzogen worden, und es hatte ſich niemand gefunden, der eine Theilung des Weidebodens in Aecker hätte vornehmen können. Kaum aber war Ferdinand nach Spanien zurückgekehrt, ſo ſtellte er auch die Meſta wieder her.

Der König verrieth ſeinen Unverſtand auch durch ſein Verfahren gegen die abgefallenen Colonien in Amerika. Anſtatt ihre Unabhängigkeit anzuerkennen und einen für Spanien vortheilhaften Handelsvertrag mit ihnen abzuſchließen, erſchöpfte er ſeine ohnehin zerrütteten Finanzen durch eine Expedition, die 1815 unter General Morillo die Colonien wieder erobern ſollte, aber mißglückte, und überließ alle Handelsvortheile den Engländern. Ja er brachte Spanien ſelber in Gefahr, denn die Südamerikaner rüſteten unter Englands geheimer Hülfe Caper, welche die ſpaniſchen Handelsſchiffe dicht vor dem Hafen von Cadix wegnehmen durften. Rußland arbeitete damals auf eine ungeſchickte Weiſe den Engländern in die Hände, denn der ruſſiſche Geſandte in Madrid, Tatiſchef, glaubte von ſeinem eigenen ſcythiſchen Naturell den paſſendſten diplomatiſchen Gebrauch zu machen, indem er ſich unter die Lakaien der Camarilla einſchmuggelte und dadurch großen Einfluß auf den König gewann. Allein er mißbrauchte dieſen Einfluß auf doppelte Weiſe, einmal ſofern er durch ſein Aufhetzen zum Kriege gegen die Colonien niemand als den Engländern nützte, und zweitens, ſofern er veranlaßte, daß König Ferdinand um vieles

Geld 8 ruſſiſche Kriegsſchiffe kaufte, um ſie gegen Amerika zu brauchen, 1818. Die Schiffe waren ſo alt oder ſchlecht gebaut, daß nur ein einziges benutzt werden konnte, aber auf dem halben Wege wieder umkehren mußte, während Tatiſchef und Urquart (einer von der Camarilla) die den Kauf beſorgt hatten, allein den Nutzen davon zogen.

Spanien hatte früher zum Theil von ſeinen Colonien gelebt, und nur darum Ackerbau und Induſtrie im eigenen Lande ſinken laſſen. Nun war dieſe Nahrungsquelle verſchloſſen, und da die politiſche Verfolgung vorzugsweiſe die gebildeten Claſſen, den Handels- und Gewerbeſtand der Städte traf, ſank der Wohlſtand Spaniens immer tiefer. Die Staatskaſſen waren ſo erſchöpft, daß Offizieren und Soldaten nicht einmal der Sold bezahlt werden konnte, und man ſie barfuß und mit zerriſſenen Kleidern herumziehen ſah. Dieſe Geldnoth führte bald zu Soldatenaufſtänden.

Schon 1814 mußte eine Meuterei im Heere Morillo's zu Cadix, ehe derſelbe nach Amerika abfuhr, erſtickt werden. Dann 1815 eine Schilderhebung des tapferen Mina, der nach Frankreich flüchten mußte, und des eben ſo berühmten vormaligen Guerillero Polier, der gefangen und gehenkt wurde, beide im Norden Spaniens. Eine dritte Erhebung ſcheiterte 1817 in Catalonien unter General Lacy, der ſtandrechtlich erſchoſſen wurde. Eine vierte 1817 unter Oberſt Vidal, der ſich gegen die Schreckensherrſchaft des General Elio in Valencia empörte, aber verrathen und gehenkt wurde. Seine Gefährten erlitten den Tod durch Erſchießen von hinten, und über hundert andere wurden gefoltert, weil man ihnen Enthüllungen über eine weiter verbreitete Militärverſchwörung auspreſſen wollte.

Eine ſolche beſtand wirklich und hatte ihren Ausgangspunkt in der Armee, die abermals zu Cadix zuſammengezogen worden war, um unter O'Donnel, Grafen von Abisbal, die frühere Expedition Morillo's zu ergänzen und nach Amerika überzuführen. Die wenigſten Offiziere hatten Luſt, für elende Bezahlung die Henker Ferdinands in der neuen Welt zu werden. O'Donnel ſelbſt ließ

ſich in die Verſchwörung ein, beſann ſich aber eines Andern, als er dem Ausgang nicht traute, verſammelte das ganze Heer und ließ 5 Oberſte und 118 Offiziere als Verſchworene verhaften. Der König aber traute ihm ſelber nicht, nahm ihm das Commando und gab es dem alten General Calleja. Nun kam ein langerſehntes Schiff mit Silber aus Amerika und um das ſo nothwendige Silber zu faſſen, achtete man nicht auf Quarantaine. Die Mannſchaft des Schiffs ſchleppte das gelbe Fieber ein, welches ſich auch des Lagers bemächtigte. Um ſo weniger konnte jetzt die Expedition abgehen. Die Unterſuchung wurde ſo geführt, daß viele der Gefangenen, unter andern die Oberſten Quiroga und Riego, wieder frei gelaſſen wurden. Der letztere erhob nun am Neujahrsmorgen 1820 die Fahne der Empörung, ließ in einer Kirche zu Las Cabezas de San Juan die Conſtitution von 1812 vorleſen und ſeine Soldaten darauf ſchwören. Dann zog er an der Spitze ſeines Bataillons ins Hauptquartier, nahm den alten General Calleja gefangen und überließ den Oberfehl, wie ſchon verabredet war, an Quiroga, dem die halbe Armee auf der Inſel Leon vor Cadix folgte. Aber ſie mußte vor der Stadt ſtehen bleiben, da in dieſer ſelbſt die königliche Partei in der andern Hälfte der Armee unter General Freyre die Oberhand behielt. Quiroga hatte Mühe, dieſen zu beſchäftigen, während ein kleines Corps Riegos, das durchs Land zog, um überall aufzuregen, durch einen Bruder O'Donnels verfolgt und aufgelöst wurde. Aber O'Donnels zweiter Bruder ging bald darauf zu den Empörern über; indem er nämlich den neuen Aufſtand des Venegas in Corunna zu ſtillen verſprach, ſchloß er ſich demſelben an. Auch Mina kam wieder über die Pyrenäen und proclamirte die Verfaſſung in Navarra. Eben dazu wurde der alte General Caſtaunos in Barcelona vom Volk gezwungen. Auch in Valencia ſtand das Volk auf und nahm den berüchtigten Schlächter General Elio gefangen. Saragoſſa, Murcia, Granada folgten dieſem Beiſpiele. Ueberall wurde die Verfaſſung ausgerufen, wurden die ſervilen Behörden vertrieben oder gefangen und dagegen die Kerker der

Inquiſition geöffnet. In Madrid ſelbſt gährte es, und als General Balleſteros hier erſchien und von Volk und Soldaten mit Jubel begrüßt wurde, war kein Halten mehr. Der General erklärte dem erſchrockenen König: nachgeben oder abdanken! Da gab Ferdinand, feig wie immer, nach und verkündete die Verfaſſung am 8. März. Zwei Tage ſpäter verſchuldete Freyre in Cadix noch ein Blutbad. Nachdem er nämlich bereits mit Quiroga unterhandelt und die Annahme der Verfaſſung zugeſagt hatte, wurde bei dem großen Verfaſſungsfeſt plötzlich von ſeinen Truppen ſcharf unter das Volk geſchoſſen, und die betrunkenen Soldaten ſtürmten die Häuſer. Man zählte 400 getödtete, 1000 verwundete Bürger. Freyre aber behauptete, es ſey ohne ſeinen Befehl geſchehen.

Am 9. Juli traten die neugewählten Cortes in Madrid zuſammen. Das waren wieder die Philoſophen und Schönredner, die Rouſſeaus Abſtraction auf das durch und durch concrete Volk der Spanier anwenden wollten, und die Freigeiſter, welche von Voltaire inſpirirt, Kirche und Moral gründlich verachteten. Allerdings befanden ſich unter ihnen viele wohlwollende Männer, die das Unglück ſelbſt beſonnen gemacht hatte, wie Graf Toreno, den die Inquiſitoren auf die Folter gelegt, Martinez de la Roſa und viele andre, die eben erſt aus dem Kerker befreit worden waren. Allein die große Mehrheit, als früher geſtürzte und mißhandelte, jetzt wieder zur Herrſchaft gelangte Partei, brachte alle ihre alten Maximen und eine neue Leidenſchaft der Rache mit. Die Eitelkeit der Redner, worin der Spanier den Franzoſen faſt noch übertraf, ſcheint an einem gewiſſen Wetteifer mit der franzöſiſchen Deputirtenkammer einen neuen Sporn erhalten zu haben. Am poetiſchen Schwung blieben die Redner der Cortes, vor allen der „göttliche“ Arguelles, und an leichter Erregbarkeit die ſpaniſchen Zuhörer den Franzoſen unſtreitig überlegen, aber an praktiſchem Tact und productiven Ideen ſtanden ſie hinter ihnen zurück. Das Unnatürlichſte in den Verhandlungen der Cortes war die conſtitutionelle Fiction, vermöge derer ſie den König, wie ungern derſelbe auch in die Revolution ſich gefügt hatte, doch als einverſtanden und

als den Träger der revolutionären Idee anzuſehen und zu behandeln ſich verabredet hatten. Selbſt der neue liberale Juſtizminiſter Garcia de la Torre, der eben aus dem Kerker kam und ſo grauſam gefoltert worden war, daß er nur mit zitternder Hand ſchreiben konnte, theilte dieſe conſtitutionelle Hingebung. Ein Deputirter wollte dem König ſogar den Beinamen des „Großen" decretiren laſſen. War es auch ſcheinbar klug, die geſchlagene ſervile Partei durch den König ſelbſt noch tiefer zu demüthigen, noch mehr zu ſchwächen, ſo konnte doch niemand verkennen, wie heuchleriſch die Loyalität der Liberalen war. Sie gaben dadurch dem König ein Recht, in gleicher Unwahrheit mit ihnen zu wetteifern, und in der Verſtellung war er geübter als ſie. Der König eröffnete die Cortes mit einer übertrieben liberalen, durch und durch erlogenen Rede, welche die Deputirten anhörten, als ob ſie an die Wahrheit glaubten, beide wetteifernd in Unnatur. Der erſte Act der Cortes war, alle Klöſter mit einemmal wieder aufzuheben und ſogar die Weltgeiſtlichen des Zehnten zu berauben, denn man mußte Geld haben, und das ſeit 1808 ſo oft ſchon geraubte und wiedergeſchenkte, ſchändlich von den Parteien hin- und hergezerrte Kirchengut mußte abermals die Lücke büßen. Auch die Majorate und Fideicommiſſe des Adels und die Meſta wurden abgeſchafft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Inquiſition aufgehoben, die Preßfreiheit, das Verſammlungsrecht (der Clubs) wiederhergeſtellt, daß eine Menge von Beamten entfernt und durch Liberale erſetzt wurden. Heute mir, morgen dir. Das Platzwechſeln war in Spanien ſchon zur Gewohnheit geworden, die Staats- und Kirchendiener nomadiſirende Schaaren, die heute kamen, morgen gingen. Das Neue und Außerordentliche an dieſer Revolution aber war, daß ſie von der Armee ausging, die keineswegs nach einem politiſchen Princip, ſondern nur im Inſtinkt der Selbſterhaltung handelte und ſich nur zufällig den Conſtitutionellen anſchloß, weil ſie, wenn auch nur aus ökonomiſchen Gründen, die Mißſtimmung derſelben gegen die damalige Regierung theilte. Man konnte daraus ſchließen, daß ſie ein andermal ſich der ſervilen Oppoſition gegen eine conſtitu-

tionelle Regierung aus ähnlichen Motiven anſchließen würde. Denn die Armee hat kein politiſches Princip, ſie hat nur körperliche Bedürfniſſe, die unter allen Umſtänden befriedigt ſeyn wollen, und einen Ehrgeiz, der in dem Maaße wächst, in welchem ſie ihre Macht fühlen und gebrauchen lernt. Die ſpaniſchen Generale begannen in den Revolutionskämpfen ihres Vaterlands eine Rolle zu ſtudiren, in der ſich in den altitalieniſchen Ghibellinenkämpfen zuletzt die Condottieri und in den deutſchen Religionskämpfen zuletzt die großen Heerführer des dreißigjährigen Kriegs ihren ſchrecklichen Ruhm erworben hatten.

Riego hatte den Muth gehabt, den Anfang zu machen, und wollte nun auch Lorbeern einernten. Da der König den Verſuch wagte, die Armee vor Cadix aufzulöſen und Riego nach Gallizien zu verſetzen, proteſtirte der letztere nicht nur, ſondern benutzte auch dieſen Anlaß, um ſelbſt nach Madrid zu gehen, wo man ihn mit Jubel empfing und im Theater faſt vergötterte. Seine Anhänger ſangen hier das berühmte wilde Lied: tragolo, perro (ſchnappe das, Hund!). Die Polizei wollte einſchreiten, es kam zum Kampf, und Riego, dem die andern Generale den Vorrang nicht laſſen wollten, wurde als ein Unverſchämter nach ſeiner Vaterſtadt Orviedo im fernen Aſturien verbannt.

Madrid aber wimmelte ſeitdem von Clubs, die ſich begreiflicherweiſe die Frage aufwarfen, was Europa zur ſpaniſchen Revolution ſagen werde, und was zu thun ſey, um ſie glücklich und auf die Dauer durchzuführen? Es bildeten ſich drei Parteien aus, die Decamiſados (Hemdeloſen, den Sansculotten der erſten franzöſiſchen Revolution nachahmend), die das Heil nur im Terrorismus und in der Republik ſahen; die Communeros, die es in der Mäßigung und in einem gewiſſenhaft durchgeführten conſtitutionellen Syſtem erkannten, und die Annilleros (die als Zeichen einen Ring trugen), die am meiſten Vorausſicht hatten und ſich vorzugsweiſe bemühten, eine Vermittlung des Neuen mit dem Alten, eine Verſöhnung nicht nur der Volkspartei mit der Krone, ſondern auch Spaniens überhaupt mit dem übrigen Europa

zu ermöglichen, weil ſie wohl begriffen, wenn Spanien der Pentarchie nicht ein wenig entgegenkomme, würde die europäiſche Execution nicht ausbleiben. Dieſe conſtitutionellen Spanier waren faſt alle zugleich Freimaurer und trugen maureriſche Formen auch auf die politiſchen Geheimbünde über.

Die oben bezeichnete conſtitutionelle Illuſion, vermöge welcher die ſiegreiche Partei den König ſchonte, bedingte auch einen Schutz der Servilen.*) Die Eingekerkerten, Gefolterten erwarben den ſchönen Ruhm, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Servilen wurden nur aus ihren einflußreichen Stellen gedrängt, ſonſt aber nicht verfolgt, die Opfer einiger leidenſchaftlicher Exceſſe an einzelnen Orten ausgenommen. Die ſervile Partei war niedergeſchlagen und hatte ſich noch nicht wieder gefaßt. Die dem König ergebenen Gardes du Corps, die am 1. März 1821 bei Wiedereröffnung des Cortes deſſen Wagen begleiteten und beim Abhalten des Volksgedränges einen Mann verwundeten, konnten nur mit Mühe vor der Volkswuth gerettet werden. Den Domherrn Vinueſa, der eine Contrerevolution eingeleitet hatte, aber vor der Ausführung verhaftet worden war, ſuchten die wüthenden Decamiſados im Kerker auf und brachten ihn auf grauſame Weiſe mit dem Hammer um, mit dem ſie ſeine Thüre erbrochen hatten, ja ſie ſtifteten zu Ehren des Frevels einen „Orden vom Hammer.“ Dieſe Greuelthat empörte die beſſern Bürger Madrids und der König konnte den aus Amerika zurückgekehrten General Morillo zum Gouverneur der Hauptſtadt ernennen. Unter ſeinem Schutz ernannte er auch ein ihm zuſagendes Miniſterium, das man aber contrerevolutionärer Abſichten verdächtigte und durch eine allgemeine Aufregung wieder zur Abdankung zwang.

Hatten die Soldaten allein die Revolution gemacht, und die Liberalen, die gebildete Claſſe in den Städten ſie ausgebeutet, ſo

*) Man nannte ſie damals „Perſer,“ weil der Marquis von Mata Florida eine ſervile Denkſchrift an den König mit dem Wort „die Perſer“ angefangen hatte. Dieſer Marquis war der einzige Servile, der ſich flüchten mußte.

war es natürlich, daß beim Landvolk und im mißhandelten Klerus endlich der Muth zum Widerstand erwachte. Im Lauf des Sommers bildeten sich im Norden und Süden Spaniens neue Guerillas unter größtentheils schon bekannten Führern, welche den König für unterdrückt und gefangen, den Glauben für gefährdet erklärten, die Autorität der liberalen Regierung nicht mehr anerkannten und den Krieg gegen ihre Beamten eröffneten. In Navarra sammelte sich unter Quesada, Santos-Ladron und Juanito ein s. g. Glaubensheer, eine große Schaar unter dem berühmten Merino in Altcastilien, viele große und kleine Banden unter dem Baron d'Eroles, dem Trappisten (Antonio Maranon), und andre in Catalonien, noch andre in Aragonien, Valencia und noch tief im Süden von Granada und Andalusien. In Seo d'Urgel tauchte sogar schon eine „Regentschaft während der Gefangenschaft des Königs" auf, an deren Spitze Mata Florida und d'Eroles traten. Aber diese Bewegungen erstickten zum Theil im gelben Fieber, welches von neuem im Norden ausbrach und in Barcelona allein 20,000 Menschen hinraffte. Diese Pest veranlaßte die französische Regierung, einen bewaffneten Cordon an den Pyrenäen zu ziehen, dem die spanische Regierung sofort aus Mißtrauen ein spanisches Beobachtungsheer entgegenstellte.

Martinez de la Rosa, den der König zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, war ein Moderado (Gemäßigter) und suchte die Exaltados (die Radikalen) in den Cortes zur Vernunft zu bringen. Aber der König, auf ihn und Morillo zu viel trauend, glaubte, die Zeit zur Contrerevolution sey schon gekommen, es bedürfe nur eines Staatsstreichs in Madrid, und mit Hülfe des Glaubensheeres werde die Revolution besiegt werden, noch ehe die Franzosen kämen, oder aber ein Staatsstreich werde auch im Fall des Mißlingens die Hülfe von außen beschleunigen. Er betrieb also heimlich einen Aufstand seiner Garden, die auf alle Art durch die Damen des Hofes, durch Wein und Geschenke entflammt wurden. Aber die Sache blieb nicht geheim genug. Riego kehrte plötzlich nach Madrid zurück, um die Cortes zu schützen,

die ihn ſogleich zu ihrem Präſidenten wählten; auch Morillo wollte die Verfaſſung nicht verletzen laſſen und ebenſo Balleſteros. Dieſem berühmten Generale folgten die übrigen Truppen, und als die Garden am 7. Juli 1822 dennoch einen Angriff verſuchten, wurden ſie in einer Straßenſchlacht beſiegt. Der König beging damals die Infamie, in die Hände zu klatſchen, die Sieger zu beglückwünſchen und ihnen für ihre „Treue" zu danken, während ſeine Garden im Blute lagen. Darauf entließ er die Moderados aus dem Miniſterium und erſetzte ſie durch Exaltados. Auswärtiger Miniſter wurde San Miguel aus Riegos Generalſtab, und Kriegsminiſter Lopez Bannos, der dem Glaubensheere einige glückliche Gefechte geliefert hatte. Der berühmte Mina, aus Frankreich zurückgekehrt, wurde nach Catalonien geſchickt und trieb nun ſeinerſeits den Baron d'Eroles über die franzöſiſche Grenze. Die neuen Miniſter übten einen Act grauſamer Rache, indem ſie den ſeit dem Beginn der Reſtauration gefangen gehaltenen General Elio zur Garotte (einem Werkzeug der Erdroſſelung) verurtheilen ließen. Dieſer General hatte allerdings bei der erſten Reſtauration des Königs nicht minder leidenſchaftlichen Haß gegen die Liberalen bewieſen. In allen Einzelkämpfen bei den Emeuten in den Städten, wie bei den Zügen der Guerillas auf dem Lande kamen von beiden Seiten abſcheuliche Morde und Grauſamkeiten vor; überall verrieth ſich das kochende Blut der Spanier.

Die Centralregierung des Landes ſelbſt war von einem Extrem ins andre übergeſprungen und hatte erſt die eine, dann die andre Hälfte der Nation aufs erbittertſte bekämpft, dadurch alle Kraft des Landes gelähmt und jede fruchtbare Reform unmöglich gemacht. Es war daher begreiflich, daß ſich dieſelbe Extremität in den einzelnen Landestheilen wiederholte. Jeder Spanier hing zähe an ſeiner Provinz und machte ſie im Kleinen wieder zu einem Centrum, ohne ſich um die übrigen zu kümmern. Wie in der Franzoſenzeit in jeder Provinz, faſt in jeder Stadt eine beſondere Junta die Regierung übernommen und auf eigene Fauſt gehandelt hatte, ſo geſchah das jetzt wieder. Die Regentſchaft von Seo d'Urgel

war nicht im Stande, ſich die Gleichgeſinnten in andern Provinzen unterzuordnen. Die Guerilleros waren von früher her an Selbſtändigkeit gewöhnt, die empörten Generale der Armee ſuchten ſich eben ſo frei zu halten, die der Regierung, z. B. Mina, folgten gleichfalls nur ihrem eigenen Willen. Sie alle wurden nämlich unterſtützt und getragen vom ritterlichen Geiſt der Bauern. Sonderlich in den nördlichen Provinzen war faſt jeder Bauer altadeligen gothiſchen Blutes, waffengeübt, waffenſtolz und folgte gern dem angeborenen Hang zu kriegeriſchen Abenteuern, ſowie der angeborenen Rachluſt. Die Prieſter und Mönche ſelbſt vergaßen in dieſem heißen Lande die Pflicht der Friedensboten, bewaffneten ſich, ſtürzten in den Kampf und waren nicht ſelten geſchickte und berühmte Anführer. In dieſen heroiſchen aber barbariſchen Einzelkämpfen rieb ſich die Nation auf, ohne daran zu denken, daß es ein fortgeſetzter Brudermord ſey. Die Menſchen hatten keine Geduld, Gegengründe anzuhören, ſie ſchwiegen murrend, oder ſie griffen zum Schwert und trachteten den Gegner nicht zu überzeugen, ſondern zu vernichten. Aber wie konnte das Volk anders ſeyn, da ſeine höchſten legitimen Autoritäten ihm ſelbſt das Beiſpiel der Unduldſamkeit und rohen Gewaltthätigkeit gaben und es, anſtatt ſein Wohl zu fördern, nur zu Parteizwecken mißbrauchten.

Durch nichts verrieth ſich die Schwäche der Cortes ſo ſehr, als durch die Apathie, mit der ſie den italieniſchen Revolutionen und den drei Congreſſen zuſahen. Die ganze große Bewegung der Pentarchie war für ſie nicht vorhanden. Die Neapolitaner oder Piemonteſen mit einer Hülfsarmee zu unterſtützen, daran dachte niemand, und fehlte dazu auch das Geld. Alles was man that, war die Entſendung Minas mit einer im Ganzen ſchwachen Armee, um die Pyrenäen vorläufig gegen den franzöſiſchen Geſundheitscordon zu decken.

Als im Winter auf 1823 der engliſche und franzöſiſche Geſandte der liberalen Regierung in Madrid Mäßigung anriethen und die drohende Note der drei nordiſchen Mächte ankam, änderte ſich nichts weder in der Geſinnung noch Haltung der herrſchenden

Partei. Mit echt ſpaniſchem Stolze wurde der gute Rath wie die Drohung verachtet. Der Miniſter des Auswärtigen, San Miguel, erklärte den Geſandten der drei nordiſchen Mächte: „die ſpaniſche Conſtitution ſey dieſelbe, die im Jahre 1812 vom Kaiſer Alexander anerkannt geweſen ſey; König Ferdinand übe frei die Gewalt, die ihm gemäß dieſer Verfaſſung zuſtehe; die Spanier hätten ſich in die Angelegenheiten keines andern Staates eingemiſcht, verbäten ſich daher auch jegliche fremde Einmiſchung in ihre Angelegenheiten; die Uebel, an denen Spanien leide, würden nicht durch die Conſtitution, ſondern durch deren Feinde verſchuldet; die ſpaniſche Regierung werde handeln, wie ihr die Nationalehre und die Conſtitution vorſchreibe.“ Hierauf (11. Januar) verlangten die drei Geſandten ihre Päſſe, der ruſſiſche in unverſchämten Ausdrücken, die San Miguel mit der Bemerkung erwiderte, „nur ſeine Ignoranz entſchuldigte dieſen Mißbrauch des Geſandtenrechts.“ Alle drei reiſten ſchleunig ab. Die Cortes billigten die Haltung des Miniſteriums, und der „göttliche“ Arguelles hielt wieder eine ſeiner ſchönen Reden voll patriotiſcher Hochherzigkeit, an deren Schluß ihn ſein bisheriger politiſcher Gegner Caliano umarmte. Beide wurden vom Volk im Triumph durch die Straßen getragen und auf Galianos Antrag ein Manifeſt erlaſſen, welches den ſtolzen Entſchluß der Spanier ganz Europa verkündete. In Folge deſſen, was in Paris verabredet wurde, mußte nun auch der franzöſiſche Geſandte ſeine Päſſe nehmen, nur der engliſche blieb in Madrid zurück, nicht um den Spaniern irgend eine Hülfe zu gewähren, ſondern im Gegentheil, um durch ſeine unabläſſigen Mäßigkeitsreden die Energie des Widerſtandes zu lähmen.

Mit dieſem Widerſtand war es überhaupt elend beſchaffen und die That entſprach den großen Worten nicht. Nach dem Plan des Kriegsminiſter Lopez Bannos ſollte Mina Catalonien behaupten, Balleſteros Aragonien und Navarra, Abisbal aber in Neucaſtilien in Reſerve ſtehen, um den einen oder andern beim Angriff der Franzoſen zu unterſtützen. Aber alle dieſe Generale hatten nur wenig und ſchlecht disciplinirte und verpflegte Truppen, deren Treue

nicht einmal ſicher war, ja die Generale ſelbſt waren nicht alle zuverläſſig. Auch regten ſich die Glaubensbanden aufs neue. Um den Einmarſch der Franzoſen zu erleichtern, bildeten ſich im Rücken der ſpaniſchen Generale wieder große Guerillas des Pfarrer Merino in Altcaſtilien, des Franzoſen Beſſières und des Ruſſen Ullmann im untern Aragonien. Die letztern bemächtigten ſich der Feſtung Megnenenza durch geheimes Einverſtändniß und drangen, 8000 Mann ſtark, gegen Madrid vor, Abisbal hielt ſie nur mit Mühe auf. König Ferdinand ſelbſt freute ſich ſeiner baldigen Erlöſung durch die franzöſiſche Hülfe und bot einer Intrigue des engliſchen Geſandten gern die Hand in ſeinem eigenen, nicht aber im engliſchen Sinn und Intereſſe. Der Engländer rieth ihm nämlich, unter dem Eindruck des Schreckens, den der nahe bevorſtehende Einmarſch der Franzoſen und die Frechheit der Glaubensſchaaren erregten, ſein allzu liberales Miniſterium zu entlaſſen und ein gefügigeres zu ernennen. Der Engländer hoffte, wenn der König wieder ſelbſtändig erſcheine, werde Frankreich vor dem Thore ſtehen bleiben. Ferdinand ſelber that gern alles, was ihn je eher je lieber von den Liberalen befreite, und entließ die Miniſter. Die Intrigue ſcheiterte indeß an der Wuth des Volkes, welches den Palaſt umringte und die Abſetzung des treuloſen Königs forderte. Dieſer rief nun ſchnell die bisherigen Miniſter wieder ins Amt. Dadurch aber gewarnt, beſchloſſen dieſe und die Cortes, den König von Madrid zu entfernen. Man konnte nicht wiſſen, wie das Kriegsglück ſich wenden und wie raſch Madrid vom Feinde erreicht werden würde. Um einen neuen Verrath des Königs unmöglich zu machen, erſchien es beſſer, ihn nach Sevilla zu ſchicken, wohin die Cortes nachfolgen ſollten. Der König ſträubte ſich, ſtellte ſich krank und that alles Mögliche, um die Reiſe nicht machen zu müſſen. Aber man zwang ihn, am 20. März 1823 abzureiſen.

Nur fünf Tage früher war der zum Generaliſſimus der franzöſiſchen Executionsarmee beſtimmte Herzog von Angoulême von Paris abgereiſt und hatte ſich zur Armee begeben, die urſprünglich gegen das gelbe Fieber an den Pyrenäen aufgeſtellt, unterdeß aber

bis auf 100,000 Mann verſtärkt worden war. Der Herzog von Angoulême wurde zum Oberfeldherrn auserſehen, um ihm die Lorbeern dieſes Krieges zuzuwenden und ihn wo möglich bei der franzöſiſchen Armee populär zu machen. Er zeigte den beſten Willen, aber ſeine angeborne Schüchternheit eignete ihn nicht zum Befehlshaber, weshalb ihm General Guilleminot an die Seite gegeben wurde. Die franzöſiſche Armee war in fünf Armeecorps getheilt, die vom Marſchall Oudinot, General Molitor, Prinz von Hohenlohe, Marſchall Moncey und General Bourdeſoulle commandirt waren. Aus Bayonne erließ der Prinz Generaliſſimus eine Proclamation an die Spanier, worin er ihnen verkündete, er komme nicht, ſie anzufeinden, ſondern nur um den gefangenen König zu befreien und Hand in Hand mit den Freunden der Ordnung in Spanien ſelbſt Thron und Altar wieder aufzurichten. Am 7. April ging er über die Bidaſſoa. Hier ſtellte ſich ihm Oberſt Fabvier mit einer dreifarbigen Fahne an der Spitze einer Bande franzöſiſcher Flüchtlinge entgegen und machte einen Verſuch, die franzöſiſchen Soldaten zu verführen, aber ein paar Kartätſchenſchüſſe verjagten ihn und ſeine Leute. Indem nun die Franzoſen vorrückten, fanden ſie nur in Catalonien bei Mina einen hartnäckigen Widerſtand und wurden außerdem vor den Feſtungen San Sebaſtian und Pampelona aufgehalten, denn Balleſteros war viel zu ſchwach, um gegen die große franzöſiſche Armee eine Schlacht zu wagen, und zog ſich zurück. Die Franzoſen hielten ſtrenge Mannszucht, benahmen ſich freundlich gegen die Einwohner und wurden von der großen Mehrheit als Befreier begrüßt und willkommen geheißen. Der Nationalhaß von 1808 war verſchwunden vor dem Glaubens- und Parteihaß. Die Berechnung derer, die immer den Krieg gewollt hatten, beſtätigte ſich vollkommen, und die franzöſiſchen Liberalen, die immer vor dem Kriege gewarnt und an den furchtbaren Widerſtand Saragoſſas erinnert hatten, ſahen ſich beſchämt. Saragoſſa ergab ſich den Franzoſen nicht nur ohne Schwertſtreich, ſondern als Molitor daſelbſt einzog, umſcholl ihn der lauteſte Jubel des Volks. O'Donnel, Graf von Abisbal, der alte Verräther,

ſpielte auch diesmal wieder ſeine treuloſe Rolle, vertheilte ſeine Truppen, ſchickte ſie dahin, wo ſie nichts nützten, unterhandelte mit dem Feinde, unterſtützte Balleſteros nicht, vereitelte dadurch die Vertheidigung der Somoſierra und öffnete den Franzoſen den Weg zur Hauptſtadt. Als ſeine Offiziere ſich gegen ihn empörten, war es zu ſpät. Sie verjagten ihn, aber das Unglück war geſchehen. Nun gab auch Balleſteros jede Hoffnung auf eine wirkſame Vertheidigung mit den Waffen auf, zog ſich noch weiter zurück nach Valencia und hoffte allein noch Heil von Unterhandlungen. Er war immer einer der Gemäßigten geweſen und hatte ſich zu den Communeros und zu denen gehalten, die viel von der engliſchen Vermittlung hofften. Auch General Morillo an der Nordküſte Spaniens zog ſich vor der Uebermacht des Feindes zurück und benahm ſich zweideutig.

Der Herzog von Angoulême war mit dem Gros der franzöſiſchen Armee unaufhaltſam vorgerückt und befand ſich nicht mehr weit von Madrid, als der daſelbſt commandirende General Zayas, bisher der Untergebene Abisbals, eine Capitulation anbot. Mittlerweile hatte der bisher verſteckt geweſene Beſſières ſchon wieder eine ſ. g. Glaubensbande verſammelt und wollte an Madrid Rache üben. Es gelang Zayas, ihn zurückzuſchlagen. Die Franzoſen, um die Ruhe der Stadt zu erhalten, rückten raſch ein, am 23. Mai, am folgenden Tag der Herzog von Angoulême ſelbſt. Es war ihm jedoch nicht möglich, die gewünſchte Ruhe und Mäßigung bei der ſervilen Partei durchzuſetzen. Die neue Regentſchaft, die ſich unter dem Herzog von Infantado für ſo lange bildete, als der König noch in den Händen der Liberalen ſeyn würde, begann auf der Stelle eine maaßloſe Reaction. Da der franzöſiſche Feldherr ſich in die inneren Angelegenheiten Spaniens nicht miſchen durfte, mußte er die üble Wirthſchaft gewähren laſſen. Seine Aufgabe war, die militäriſche Beſetzung Spaniens zu vollenden. Da ſich nun Mina allein ritterlich wehrte, wurde dem Marſchall Moncey noch das Corps von Molitor nach Catalonien nachgeſchickt, um Mina vollends zu überwältigen, während Bourdeſoulle bereits

südwärts gegen Sevilla vordrang. Hier hatten die Cortes am 23. April ihre Sitzungen wieder eröffnet, als aber die schlimmen Nachrichten aus dem Norden eintrafen und die Franzosen immer näher kamen, beschlossen sie weiter nach Cadix zurückzugehen. Der König wollte wieder nicht, wurde aber für geisteskrank erklärt, interimistisch bis zu seiner glücklichen Ankunft in Cadix abgesetzt und von einer provisorischen Regentschaft begleitet den 12. Juni abgeführt. Bourdesoulle fand auf seinem Marsch nach dem Süden nur an der Brücke bei Talavera de la Reyna einen tapfern Widerstand, weil hier der energische Zayas befehligte, der jedoch der Uebermacht weichen mußte. Als die Franzosen in Sevilla ankamen, waren die Liberalen schon alle von dort fort, und die Servilen hatten schon die Oberhand. Mittlerweile war Mina in Catalonien eingeengt worden, und Molitor konnte sich gegen Ballesteros wenden, den er aus Valencia bis Granada trieb. Zwar vereinigte sich Zayas mit Ballesteros, aber es war dem letztern nicht rechter Ernst, die Truppen waren schon entmuthigt. Erst in einem Reitergefecht, dann in einem größern Kampf in den Gebirgen bei Compillo de Arenas wurden sie von Molitor geschlagen, worauf Ballesteros capitulirte und die Regentschaft in Madrid anerkannte. Fast gleichzeitig capitulirte Morillo in Corunna, und Quiroga, der unter ihm diente und vergebens sich empörte, mußte zur See nach England flüchten, im August.

So hinderte den Generalissimus nichts mehr, mit dem Gros der französischen Armee gegen Cadix aufzubrechen, um auch noch dieses letzte Bollwerk der spanischen Constitution einzunehmen. Er langte am 16. August vor dieser Stadt an, deren Vertheidigungswerke sehr vernachlässigt waren. Nur der s. g. Trocadero, ein Schanzwerk, welches die Landenge von Cadix schützt, war zu erobern, und schon am 31. wurde derselbe trotz der ausdauernden Tapferkeit der Spanier mit Sturm genommen, bei welchem Anlaß man des Prinzen von Carignan mit Auszeichnung gedachte. Derselbe diente in der französischen Armee, um im Kampf gegen die spanische Constitution den Mißgriff, sie zwei Jahre früher selbst

in Turin proclamirt zu haben, wieder gut zu machen. Nach dem Falle des Trocadero war es nicht mehr möglich, Cadix lange zu halten. Die Franzoſen hätten raſcher vorgehen können, ſcheinen aber abgewartet zu haben, bis man in der Stadt mürber geworden ſeyn würde, wenigſtens bis der König außer Gefahr war, noch zuletzt der Parteiwuth zum Opfer zu fallen. Auch vertheidigte der ſpaniſche Gouverneur Valdez die Stadt mit großem Geſchick und hielt einen Aufruhr des ſervilen Pöbels nieder. Erſt am 20. September eroberten die Franzoſen das Fort St. Petri, von wo aus ſie die Stadt bombardiren konnten.

Wohl wiſſend, daß Cadix fallen müſſe, wenn es nicht entſetzt werde, hatte Lopez Bannos, der Kriegsminiſter, in Eſtremadura einige Truppen geſammelt, und Riego, der bisher kein Commando übernommen, eilte zur See nach Malaga, um die wenigen Truppen zu übernehmen, die Zayas noch dahin geführt hatte. Riego hoffte, durch den Zauber ſeines Namens auch die Truppen zu gewinnen, die Balleſteros befehligte. Aber ſein Verſuch mißglückte, denn Balleſteros wies alle Zumuthungen Riegos ab, und als dieſer ihn verhaftete, befreiten ihn ſeine Truppen, bei Priego. Nun mußte Riego flüchten, wurde von der franzöſiſchen Reiterei unter Bonnemaiſon verfolgt und gehetzt wie ein Wild. Durch ſeine Roheit gegen den Klerus, den er bei jeder Gelegenheit und noch zuletzt in Malaga mißhandelt und ausgeplündert hatte, durch die Laſt von Kirchenbeute, die er auf der Flucht nicht mehr fortſchleppen konnte, war er dem Volke ſelbſt furchtbar verhaßt worden. Nachdem er faſt alle ſeine Leute verloren hatte, mit nur noch wenig Getreuen durchs Gebirge ans Meer zu gelangen hoffte und einen Einſiedler mit Gewalt nöthigte, ihm den Weg zu weiſen, verrieth ihn dieſer an die Bauern, die ihn und die Seinen gefangen nahmen und gebunden nach Madrid ſchickten.

Da kein Entſatz kam, und Cadix ſchon von St. Petri aus bombardirt zu werden begann, beſchloſſen die Cortes endlich, ſich aufzulöſen, ihr Heil in der Flucht über See zu ſuchen und den König an die Franzoſen auszuliefern. Sie nöthigten ihn zwar

noch, eine ihm dictirte Proclamation und Amneſtie zu unterzeichnen, aber Jedermann wußte, daß er ſich nicht daran binden würde. Am 10. October führte ihn Valdez auf einem Boot ins franzöſiſche Lager hinüber, ſtieß aber gleich wieder ab und kehrte um, ohne ſich an die Einladung des Königs zu kehren, mit auszuſteigen. Der Herzog von Angoulême empfing den König, der ihn umarmte. Auch Balleſteros war gekommen, aber Ferdinand warf ihm einen tödtlichen Blick zu, und er fand gerathen, ſich ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen, wie Valdez. Als die Capitulation von Cadix bekannt wurde, gab Mina jeden weiteren Widerſtand auf und ſicherte ſich freien Abzug durch eine Capitulation, die den Franzoſen die noch von ihm in Catalonien beſetzten Feſtungen übergab, 2. Nov. Auch Lopez Bannos fügte ſich. Ganz Spanien war wieder der abſoluten Gewalt Ferdinands VII. unterworfen. Die Conſtitution ſtarb in demſelben Cadix, wo ſie 1820 wiedergeboren worden war.

Die Art, wie jetzt der König verfuhr, war dieſelbe wie 1814. Schon gleich nach ſeiner Befreiung erließ er eine racheſchnaubende Proclamation, worin er alles widerrief, was ſeit 1820 geſchehen war. Nur die Inquiſition ſtellte er nicht wieder her, ſey es, daß er hierin den Vorſtellungen Frankreichs nachgab, oder aus eigener Vorſicht. Die weltlichen Gerichte ließ er dagegen zahlreiche und grauſame Verfolgungen verfügen und hatte nichts dagegen, wenn die Privatrache der Serviles und die Wuth der Glaubensbanden unter den Liberalen ihre Opfer ſuchte. Der Herzog von Angoulême war empört über die Roheit der Reaction und erließ einen Befehl, niemand zu verhaften ohne Ermächtigung von Seiten des franzöſiſchen Militärcommandos. Aber die franzöſiſche Regierung ſelbſt desavouirte ihn, weil ſie jeden Schein vermeiden wollte, als maße ſie ſich eine Regierungsgewalt in Spanien an. Nun kehrte der Herzog mit traurigen Empfindungen heim, ſeine noch zurückbleibenden Truppen aber ſahen oft mit Zähneknirſchen den Grauſamkeiten zu, die im Namen Ferdinands begangen wurden, ohne daß ſie es hindern durften. Am 7. November wurde der

früher allzu hoch gefeierte Riego in Madrid zum Tode verurtheilt, nachdem er unterwegs vom Volk auf alle Art verhöhnt und mißhandelt worden war. In einem weißen Hemde, festgeknebelt, mit einer grünen Spottmütze auf dem Kopfe wurde er in einem alten Korbe voll Staub und Schmutz von einem Esel zu dem überaus hohen Galgen geschleift, den man eigens für ihn hatte machen lassen, und unter dem Wuthgeheule der Menge gehenkt.

Sechs Tage später hielt der König mit der Königin seinen feierlichen Wiedereinzug in Madrid. Sie saßen beide auf einem 20 Fuß hohen antiken Triumphwagen, den hundert (grün und rosa gekleidete) Menschen zogen und Tänzer und Tänzerinnen umschwärmten. Dem Einzug folgte Fest auf Fest, aber auch Schrecken auf Schrecken. Die ganze spanische Armee wurde aufgelöst, und an ihre Stelle traten einstweilen die bewaffneten Glaubensbanden, die sich nach und nach als s. g. „königliche Freiwillige" zu einer Miliz ausbildeten, welche jedoch gegen alle Constitutionellen wüthete und nach Herzenslust mordete, plünderte, einkerkerte. Die von den Cortes gemachten Anleihen wurden vom König nicht anerkannt. Die französischen Soldaten, die allem zusehen mußten, was sie mißbilligten, wurden vom Volk, die Gesandtschaften von Frankreich und England, die aufs neue Mäßigung predigten, von der Camarilla ausgelacht. Victor Saez, der Beichtvater des Königs, war die Seele dieser Camarilla und der ganzen neuen Regierung. Nur zum Scheine ließ man ein neues Ministerium, an dessen Spitze Ofalia stand, ein gemäßigtes System annehmen. Als dasselbe 1824 wagte, die unbändigsten Führer der Glaubensbanden, wie Bessières, Merino, den Trappisten zu verhaften, wurde es rasch wieder gestürzt, und die Verfolgung begann von neuem. Da wagte Valdez in Andalusien einen neuen Aufstand zu Gunsten der Constitution. Aber die französischen Truppen mußten ihn vertreiben. Die Hälfte dieser Truppen wurde am Ende des Jahres nach Frankreich zurückgezogen. Die Finanznoth und die englisch-französischen Vorstellungen führten abermals zu einiger Mäßigung zurück unter dem neuen Minister Zea-Bermudez; als

derſelbe aber Klerus und Adel beſteuern wollte, wurde auch er wieder heftig angefeindet.

Auch das benachbarte Königreich Portugal erlebte damals, wie Spanien, revolutionäre Erſchütterungen. Wie aber Spanien durch Frankreich bevormundet und gehofmeiſtert wurde, ſo Portugal durch England, wobei England ſich in dem Maaße kräftiger erwies, um welches Portugal kleiner und zugänglicher war.

König Johann VI. von Portugal war im Jahr 1808, um der napoleoniſchen Gewaltherrſchaft zu entrinnen, nach Braſilien, der großen Colonie Portugals in Südamerika, übergeſiedelt und reſidirte in Rio de Janeiro. Seine Rückkehr verzögerte ſich, nicht ohne Zuthun der Engländer, die ſeit dem großen Krieg feſten Fuß in Portugal gefaßt hatten, und deren Agent, Lord Beresford, eigentlich engliſcher Statthalter in Liſſabon war. Er bekleidete nämlich das Amt eines Obergenerals der portugieſiſchen Landmacht und war Mitglied der in Abweſenheit des Königs von demſelben beglaubigten Regentſchaft, welcher zwar der alte Patriarch von Liſſabon vorſaß, die aber nur Beresford wirklich lenkte und leitete. Liſſabon und Oporto wimmelten von Engländern, welche hier faſt ausſchließlich die großen Handelsgeſchäfte trieben. Auch im Heere waren eine Menge, man ſagt ein Drittel der Offiziere Engländer. Gegen dieſe Fremdherrſchaft regte ſich nun bald eine lebhafte Oppoſition. Schon im Frühling 1817, als portugieſiſche Truppen nach Braſilien übergeſchifft werden ſollten, um die dortigen republikaniſchen Gelüſte zu bekämpfen, verſchwor ſich General Freyre mit einer Anzahl Offizieren, Beresford und die engliſchen Offiziere umzubringen. Aber der Anſchlag wurde vor der Ausführung entdeckt (am 25. Mai), und Freyre mit noch 11 anderen erſt gehenkt, dann geköpft, und zuletzt verbrannt.

Ein ſo ſchreckliches Exempel ſicherte die Ruhe. In demſelben

Jahre wurde die österreichische Erzherzogin Leopoldine nach Brasilien geschickt, um mit Johanns VI. ältestem Sohne, Don Pedro, vermählt zu werden. Aus dieser Ehe entsproßte die nachmals berühmt gewordene Prinzessin Maria da Gloria als Erstgeborene. Mit der Braut gingen auch deutsche Naturforscher ab, welche reiche Naturschätze nach Wien und München mitbrachten (Spix, Martius, Natterer). Bereits im Jahre vorher (1816) waren aus Rio de Janeiro zwei Töchter Johanns VI. in Lissabon angelangt, Donna Maria Isabella, die mit Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Franzisca, die mit dessen Bruder, Don Carlos, vermählt wurde.

Als 1820 die spanische Revolution siegte, stieg auch die nationale Opposition in Portugal gegen die Engländer allmälig bis zum Siedepunkt. Lord Beresford befand sich damals in Brasilien. Und doch brach die Empörung erst am 23. August und nicht in der Hauptstadt, sondern in Oporto aus, wo Oberst Sepulveda eine provisorische Regierung niedersetzte und Einberufung der Cortes verlangte. General Amarante, der von Lissabon abgeschickt wurde, den Aufruhr zu dämpfen, wurde von seinen eigenen Soldaten gezwungen, sich der Junta von Oporto anzuschließen, 7. September. Acht Tage später wurde in Lissabon selbst die Constitution ausgerufen und eine Junta im Namen des Königs eingesetzt. Im Anfang October kam zwar Lord Beresford zurück, fand aber keinen Gehorsam mehr und mußte sich mit allen englischen Offizieren und einigen Portugiesen, die ihm anhingen, nach England flüchten. Die englische Regierung unterstützte ihn nicht, sondern fand es gerathener, um sich ihren moralischen Einfluß in Portugal zu sichern, sich jedes eigenen Urtheils über die Vorgänge daselbst zu enthalten und die Entscheidung allein dem König Johann zu überlassen.

Dieser Fürst wurde aber im Jahr 1821 durch eine Revolution in Brasilien selber vertrieben. Sein Sohn Don Pedro blieb dort zurück und wurde am 25. September 1822 zum Kaiser erhoben, weniger um selber zu herrschen, als um den Parteien zum Werk-

zeug zu dienen. Die Verbindung mit dem Mutterlande Portugal wurde bei dieſem Anlaß gelöst, das Kaiſerthum Braſilien erklärte ſich für ſelbſtändig und machte in ſeiner Conſtitution den demokratiſchen Elementen, die in den benachbarten neuſpaniſchen Republiken Südamerikas herrſchten, Conceſſionen. Der alte abgeſetzte König, Johann VI., ſchiffte ſich mit ſeiner übrigen Familie ein und kehrte am 3. Juni 1822 nach Liſſabon zurück. Ein ſchwacher Herr und ſchon an Nachgeben gewöhnt, nahm er die in ſeiner Abweſenheit beliebte Verfaſſung an und war mit allem Geſchehenen zufrieden. Aber ſeine leidenſchaftliche Gemahlin Carlotta, Schweſter Ferdinands VII., mit nichten. Sie weigerte ſich, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, und hoffte auf den Umſturz der Conſtitution in Spanien. Schon am 26. Februar 1823 empörte ſich ihr vornehmſter Anhänger, Graf Amarante, zu Villa Real, und mehrere Regimenter traten zu ihm über. Am 27. Mai entfernte ſich Don Miguel, jüngerer Sohn des Königs und Liebling ſeiner Mutter, heimlich aus Liſſabon und begab ſich in das Lager des ihm vorangegangenen Oberſt Sampayo, um ſich gegen die beſtehende Verfaſſung zu erklären. Zu ihm ging auch Sepulveda über; der zuerſt die Freiheit ausgerufen, verrieth ſie jetzt. Der Pöbel von Liſſabon folgte dem Impulſe der Soldateska. Die Cortes ſahen ſich verlaſſen und vertagten ſich, die Miniſter dankten ab, der König gab nach wie immer, und die bisherige Verfaſſung wurde vernichtet, 5. Juni. Wenn nicht gleichzeitig die Franzoſen unter dem Herzog von Angoulême in Spanien geſiegt hätten, würden die Dinge in Portugal nicht ſo raſch gegangen ſeyn.

Von dieſem Zeitpunkt an trachtete Carlotta, den König, ihren Gemahl, aus dem Wege zu ſchaffen, zu entthronen und ihren Liebling Don Miguel zum König ausrufen zu laſſen. Spanien war im Zuge der Reaction, Portugal ſollte ihm nachfolgen. Da der Marquis v. Loulé, Kammerherr und Liebling des Königs, für liberal galt, fand man ihn am 1. März 1824 ermordet daliegen. Der Kriegsminiſter empfing Briefe, worin ihm der gleiche Tod gedroht wurde. Am 30. April verſammelte Don Miguel die

Truppen in Liſſabon, forderte ſie auf, die Freimaurer (Liberalen) auszurotten, ließ die Miniſter, Generale und Offiziere, die des Liberalismus verdächtig waren, feſtnehmen, und den König, ſeinen Vater, ſelbſt im Schloſſe bewachen, und würde denſelben ohne Zweifel zur Abdankung gezwungen haben, wenn nicht der franzöſiſche Geſandte, Hyde de Neuville, das ganze diplomatiſche Corps verſammelt und an der Spitze deſſelben den Eingang ins Schloß überwacht hätte. Einmal beim König, verließ er denſelben nicht eher, bis derſelbe die Truppen zum Gehorſam ermahnt und in ihre Caſernen zurückgewieſen hatte. Sie leiſteten Folge. Aber Carlotta und Don Miguel wurden durch das Mißlingen ihres Plans nur um ſo gereizter und es gelang ihnen, den König abermals abzuſperren. Am 9. Mai jedoch, unter dem Vorwand, in die Meſſe gehen zu wollen, entwiſchte er den Schergen ſeines gottloſen Sohnes und rettete ſich auf ein engliſches Schiff im Hafen. Dorthin folgten ihm alle fremden Geſandten, und von hier aus erließ er Befehle, die jedermann verboten, fernerhin einen Befehl ſeines Sohnes anzuerkennen. Da wandte ſich ein Theil der Truppen von Don Miguel ab, der in der Angſt nichts Beſſeres zu thun wußte, als zu ſeinem Vater zu eilen und ihn fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der Vater ertheilte ſie ihm auch, ſchickte ihn aber auf Reiſen, und Don Miguel nahm ſeinen Aufenthalt in Wien. Portugal hatte nun Ruhe bis zum Tode des guten ſchwachen Königs am 10. März 1827.

Als rechtmäßigen Erben des Reichs betrachtete ſich ſein Erſtgeborener, der Kaiſer von Braſilien, Don Pedro, welcher aber durch die braſilianiſche Verfaſſung verhindert war, den portugieſiſchen Thron ſelbſt einzunehmen, daher ſeine minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin von Portugal ernannte. Dagegen nun that Don Miguel in Wien Einſpruch, indem er ſelbſt als der alleinige männliche Nachkomme Johanns VI., der für den Thron in Portugal verfügbar ſey, Anſpruch auf denſelben machte. Beide Prätendenten waren abweſend. In Portugal ſelbſt war die Meinung ſehr getheilt. Die Liberalen waren für Maria, die Ser-

vilen für Miguel. Zu den erſteren gehörten die gebildeten Stände, die Kaufleute, ein Theil des Heeres; zu den letzteren der Klerus, das Volk auf dem Lande und gleichfalls ein Theil des Heeres. Eine conſtitutionelle Verfaſſung, wie in England und Frankreich, paßte für die Portugieſen ſo wenig, wie für die Neapolitaner. Allein viele ſtimmten ihr zu, weil ſie ſich vor dem unvermeidlichen Deſpotismus eines ſo bösartigen Fürſten, wie Don Miguel, fürchteten. An der Spitze der Liberalen ſtand der Graf v. Villaflor, den Servilen ſtand der Marquis von Chaves voran. Beide Parteien waren ſchon handgemein geworden, als 6000 Engländer unter Clinton landeten, um das Recht der Donna Maria da Gloria aufrecht zu erhalten. Miniſter Canning nämlich hatte ſich für die letztere entſchieden und wollte um keinen Preis Don Miguel in Portugal regieren laſſen, den er mit Recht als den unverſöhnlichſten Feind Englands anſah. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich ſofort der Servilen; Chaves wagte nicht die Engländer anzugreifen, und ohne Mühe wurde jetzt die Regierung des Kindes anerkannt, eine Cortesverſammlung vom 2. Januar 1828 eröffnet und die neue Charte des Don Pedro angenommen. Der letzte Reſt bewaffneter Migueliſten mußte nach Spanien flüchten.

Allein die Charte Don Pedros taugte nicht für die Portugieſen. Sie war nur auf den gebildeten Mittelſtand berechnet, für ein ungebildetes, armes Volk paßte ſie nicht. Der Klerus ſah ſich durch dieſelbe bedroht, dem Volke war ſie als etwas Fremdartiges, ganz Unherkömmliches verhaßt. Donna Iſabella, Don Pedros und Don Miguels Schweſter, wurde an die Spitze der Regentſchaft geſtellt, welche die Verfaſſung handhaben ſollte, bis Donna Maria da Gloria würde ſelbſt regieren können. Dieſe ſchwache Dame nun trat wie zwiſchen die Brüder, ſo zwiſchen die Principe und Parteien in der Nation, ohne ſie bemeiſtern zu können.

Fünftes Buch.

Die griechiſche Revolution.

Die Revolution pflanzte ſich wie ein Lauffeuer an den Südſpitzen Europas in weſtöſtlicher Richtung fort. Von Cadix war ſie nach Neapel übergeſprungen, von da nach Morea.

Mehrere Umſtände wirkten zuſammen, um gerade damals den Aufſtand der chriſtlichen Griechen gegen ihre alten muhamedaniſchen Unterdrücker, die Türken, zu ermöglichen. Auf den griechiſchen Inſeln, hauptſächlich Hydra, Ipſara, Spezzia, Samos und in Smyrna, war nach und nach unter dem handeltreibenden und reich gewordenen Griechenvolk ein neuer Geiſt erwacht. Junge Männer von dort waren nach Paris geſchickt worden, um dort zu ſtudiren, auf den Inſeln ſelbſt waren Schulen entſtanden, und man las in jeder die altgriechiſchen Claſſiker. Die Erinnerung der Vorzeit weckte eine poetiſche Sehnſucht nach Wiederherſtellung der althelleniſchen Freiheit, Bildung, nationalen Größe. Wie dieſe Kreiſe mit Frankreich, zum Theil mit England und Deutſchland in Verbindung ſtanden, ſo ein anderer griechiſcher Theil mit Rußland.

Das waren die Phanarioten (ſogenannt von Phanar, dem Stadttheil Conſtantinopels, in dem ſie wohnten), eine Art Patriciat, das ſich immer nur aus Dolmetſchern, Aerzten, Agenten und ſchlauen Rathgebern der türkiſchen Sultane, aus Emporkömmlingen aller Art rekrutirte und bei allbekannter Argliſt, Abgeſeimtheit und Corruption doch zum Theil durch der Sultane Gunſt zur Würde und zu dem Reichthum von Fürſten erhoben worden war. Aus ihnen insbeſondere pflegten die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ernannt zu werden, die immer in Berührung kamen mit dem benachbarten Rußland. Mit dieſer Macht ſtanden ſie auch durch die Rolle, die ſie in der Diplomatie Conſtantinopels ſpielten, und durch das gemeinſchaftliche Intereſſe der griechiſchen Kirche längſt in der mannigfachſten Beziehung, und nicht ſelten dienten ihre Söhne in Rußland ſelbſt. Nun ſtrebte aber Rußland ſchon vorlängſt nach dem Beſitze Conſtantinopels. Die Kaiſerin Katharina II. hatte ihren Nachfolgern auf dem Throne dieſes Ziel geſteckt. Als ſie die Krim erobert hatte, ließ ſie über die Thore von Cherſon ſchreiben: Weg nach Conſtantinopel! Ihren zweiten Enkel ließ ſie Conſtantin taufen und dachte ihm ſchon im Geiſt das den Türken zu entreißende griechiſche Reich als ruſſiſche Secundogenitur zu. Kaiſer Alexander ſelbſt hatte ſchon 1808 die Dardanellen den „Schlüſſel ſeines Hauſes" genannt. Die Phanarioten durften darauf rechnen, daß eine Erhebung der Griechen gegen die Türken wie beim ruſſiſchen Volke ihres gemeinſchaftlichen Glaubens wegen, ſo beim ruſſiſchen Herrſcherhauſe ſeiner Politik wegen warme Sympathien finden würde. Es gab unter den Griechen aber auch noch einen dritten Kreis, der den Kampf um die Nationalunabhängigkeit aufzunehmen noch kecker als die beiden andern war, nämlich jene Gebirgsſtämme, die aus ihren ſichern Schlupfwinkeln heraus ſchon ſeit Jahrhunderten Räubereien zu treiben pflegten, wie die Mainotten auf Morea, die Sulioten auf dem Feſtlande. Sie brauchten nur eine gute Gelegenheit, um ſich zu erheben, wobei es ihnen freilich mehr um Beute als um die Wiederherſtellung irgend welcher althelleniſchen oder byzantiniſchen Staatsordnung zu thun war.

Die Vorausſetzung überhaupt, daß die heutigen Neugriechen noch immer die echten Nachkommen der alten Griechen ſeyen, war eine poetiſche Täuſchung, die ſie zum Theil auch nur um der Sympathien willen pflegten, welche ihnen desſalls aus dem gebildeten Europa entgegen kamen. Die echten alten Griechen waren ſchon in der maceboniſchen, noch mehr in der römiſchen Zeit mit fremden Elementen gemiſcht worden. Dann zur Zeit der gothiſchen Wanderungen war ihr Land wiederholt durch barbariſche Einfälle und noch mehr durch Seuchen entvölkert worden. In das verödete Land waren ſlaviſche Völker eingedrungen und hatten ſich dauernd hier niedergelaſſen und Bergen, Flüſſen, Ortſchaften ſlaviſche Namen gegeben. Morea ſelbſt iſt ein ſlaviſcher Name, vor dem der des alten Peloponnes verſchwand. Die in der neuen Zeit volkreichſten und wohlhabendſten griechiſchen Inſeln, wie Hydra, Ipſara, Spezzia, waren in der althelleniſchen Zeit gar nicht bewohnt, ſondern rauhe Felſen, und es ſind kaum hundert Jahre her, ſeitdem ſie von Schiffern und Seeräubern angebaut wurden. Von den übrigen Inſeln, die früher mehr bevölkert waren, wiſſen wir, daß ſie durch die zu Schiffe kommenden Gothen und durch eine Peſt nach der andern eben ſo menſchenleer geworden waren, wie das Feſtland. Die heidniſchen Slaven, die bis vor die Trümmer Athens und Spartas ihren Pflug trieben, wurden erſt nach und nach von Conſtantinopel aus unterworfen und bekehrt und nahmen nach und nach die griechiſche Kirchenſprache an. Conſtantinopel ſelbſt aber, das alte Byzanz, war urſprünglich nur eine griechiſche Colonie unter thrakiſchen Barbaren geweſen und hatte, ſeitdem es unter Conſtantin dem Großen Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reichs und ſehr erweitert wurde, mehr römiſche als griechiſche Elemente in ſich aufgenommen. Das römiſche Element wurde vom griechiſchen erſt wieder verdrängt oder verſchlungen, als der Gegenſatz der römiſchen Kirche gegenüber der griechiſchen in den Vordergrund trat. Kaiſer Juſtinian verfaßte ſeine Geſetze noch im fünften Jahrhundert lateiniſch. Das griechiſche Element in Conſtantinopel wurde noch mehr verſtärkt durch die vom Islam vertriebenen Flüchtigen aus

Alexandrien. Aber die Alexandrier, wie alle andern griechiſch redenden und ſchreibenden Unterthanen der aus Alexanders des Großen Reich hervorgegangenen macedoniſchen Staaten, waren ſicher nur zum kleinſten Theil echtgriechiſcher Abſtammung, zum weit überwiegenden Theil waren es nur helleniſirte Barbaren, welche das Griechiſche zuerſt als macedoniſche Hofſprache, ſpäter als Kirchenſprache redeten. Aus dieſen Thatſachen erhellt, daß die Sprache allein den Anſpruch auf helleniſche Abſtammung bei den Neugriechen des heutigen Morea und der Inſeln des Archipels nicht rechtfertigt.

Eben ſo unbegründet iſt der Anſpruch der Neugriechen auf das Erbe der geſammten europäiſchen Türkei. Denn wenn man auch die Türken, die ſeit vierhundert Jahren als Eroberer darin angeſiedelt ſind, wieder nach Aſien zurückwerfen oder ausrotten wollte, ſo bliebe doch in dem Reiche, wie ſie es heute noch inne haben, eine überwiegende Mehrheit von Völkerſchaften zurück, die von den Griechen durchaus verſchieden ſind und gar nicht einmal griechiſch reden.

Indeß wurde der Plan, die Türken aus Europa zu vertreiben, immer mit der Vorſtellung in Verbindung gebracht, die Griechen müßten alsdann als herrſchendes Volk an die Stelle der Türken treten. Der Plan ging von Frankreich aus, wurde aber in Rußland zur Reife gebracht, dort althelleniſch, hier byzantiniſch verſtanden. Schon unter dem großen Napoleon hatten junge Griechen in Paris einen literariſchen Verein gebildet, in dem patriotiſche Hoffnungen angeregt und die Sympathien Europas in Anſpruch genommen wurden durch Verbreitung und Ueberſetzung der Lieder von Rhigas, dem erſten griechiſchen Freiheitsſänger, den die rohen Türken lebendig zerſägt hatten. Beim Wiener Congreß fanden ſich wieder Griechen und Griechenfreunde zuſammen, die unter den Auſpicien des Grafen Capodiſtrias den Pariſer Verein unter dem Namen eines Bundes der Muſenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) erneuerten. Capodiſtrias, ein Grieche von Corfu, war Günſtling des Kaiſer Alexander und ein einflußreicher ruſſiſcher Diplomat erſten Ranges. Indem er ſich für die Emancipation des griechi-

schen Volkes interessirte, mißfiel er seinem Kaiser nicht. In seinem Kopfe verschmolz sich die poetische Sehnsucht der Inselgriechen nach dem alten Hellas mit der Realpolitik des russischen Czaarenthums, das sich längst als natürlichen Erben des alten byzantinischen Thrones ansah. Ganz abgesehen davon, ob in Rußland irgend etwas vorbereitet wurde, die bloße Theilnahme des Grafen Capodistrias gab der Hetärie eine politische Bedeutung. Bekannt wurde, daß ein gewisser Gagis schon 1816 in Morea heimlich für die Hetärie agitirte, daß 1817 der berühmte serbische Held Czerni Georg aus Rußland, wo er in der Verbannung lebte, heimlich entfloh und nach Serbien zurückkehrte, wo ihn aber der regierende Fürst Miloſch sogleich ermorden ließ; daß 1819 die Primaten der griechischen Inseln gewonnen wurden, und daß von dort eine Summe von 25,000 Pfund Sterling durch ein Handelshaus in Constantinopel dem in Moskau tagenden Comité der Hetärie zugeschickt wurde. Doch schwebt noch immer Dunkel über den Umtrieben in Moskau. Capodistrias soll damals den Rath ertheilt haben, zu warten, und es ging ein Gerücht, erst im Jahre 1825 solle die Erhebung Statt finden. Es ist wahrscheinlich, daß die spanische und italienische Revolution ein Hemmschuh für die griechische geworden sind, sofern sie die Sympathien des Kaiser Alexander änderten. Allein die Hetärie war schon zu weit gegangen, das Feuer glühte schon heimlich, und das Aufbrennen ließ sich nicht mehr hindern.

Wir müssen, um die griechische Bewegung ganz zu verstehen, noch einen Blick auf das türkische Reich überhaupt werfen. Dasselbe war in sichtbaren Verfall gerathen. Im Serail zu Stambul (Constantinopel) verweichlicht und durch griechische Laster verdorben, waren die Sultane schon lange nur noch Spielball der Janitscharen, einer militairischen Aristokratie, die selbst wieder im alleinigen Genuß großer Privilegien erschlafft war. Sultan Selim hatte den ersten Reformversuch (1807) mit seinem Leben büßen müssen. Sein Neffe, Sultan Mahmud II., war nur durch die Gnade der Janitscharen auf den Thron gekommen und mußte die Ränke ehrgeiziger alttürkischer Familien an seinem Hofe gewähren lassen. Bei der schlechten Wirth-

ſchaft gerieth die Armee in Verfall. In allen Kriegen erlitt die hohe Pforte Verluſte, und oft waren die Heerführer Verräther. Die Paſchas (Statthalter) in den Provinzen gehorchten daher auch nicht mehr der höchſten Autorität. Mehemed Ali in Aegypten hatte ſich ſo gut wie unabhängig gemacht. Kein Jahr verging, ohne daß ſich nicht hier oder dort ein Paſcha empört hätte. Wie hätten ſich da nicht auch die unterdrückten Nationalitäten regen ſollen! Die Türken ſelbſt haben ſich als Eroberer und Herrn des Landes überall zerſtreut und leben nur in den Städten in größerer Zahl beiſammen, auf dem Lande meiſt nur vereinzelt als Grundherrn. Sie herrſchen aber nicht blos durch die Macht der Gewohnheit oder durch ein immerwährendes Schreckensſyſtem ſondern auch durch Tugenden, worin ſie die Unterworfenen übertreffen. Der Türke iſt, obgleich ein Barbar und im Kriege grauſam, doch der nobelſte und ehrlichſte Menſch in der Türkei. Die Nation iſt beſſer, als es in der Regel die Paſchas und die Vornehmen in Conſtantinopel ſind.

Unter den unterworfenen Völkern nehmen die Neugriechen nur das ehemalige Altgriechenland, d. h. die türkiſche Provinz Livadien mit der daranhängenden Halbinſel Morea, die Inſeln des Archipel und die ioniſchen Inſeln ein. Doch ſpricht das Landvolk in Morea und Attika heute noch ſlaviſch. Außerdem bilden die Neugriechen noch einen großen Theil der Einwohner von Conſtantinopel und anderer größerer Seeſtädte, wie Smyrna; auch gehört ihnen der berühmte Berg Athos mit ſeinen vielen Klöſtern und einige benachbarte macedoniſche und theſſaliſche Thäler, wo indeß nur die griechiſche Sprache herrſcht, die Abſtammung ſehr zweideutig iſt. Daſſelbe gilt von den Armatolen, chriſtlichen Räubern in den Gebirgen von Theſſalien und Macedonien, von denen nur ein kleiner Theil Griechen ſind.

Neben der griechiſchen gibt es in der europäiſchen Türkei drei unterdrückte Nationalitäten, die alle ſchon früher, als die griechiſche, Emancipationsverſuche gemacht hatten. Die altromaniſche noch heute eine lateiniſche Mundart redende Bevölkerung

in der Moldau und Wallachei, den einzigen Provinzen, welche die Türken noch jenseits der Donau besitzen, lebte in tiefer Sclaverei unter slavischen Boyaren (Grundherren) und wurde im Namen der Pforte von meist phanariotischen Hospodaren regiert, von denen der eine für die Wallachei in Bukarest, der andere für die Moldau in Jassy residirte. Durch das russische Vordrängen gegen die Türkei waren diese Hospodare schon mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig geworden. Dem griechischen Kirchenglauben gehören die Wallachen und Moldauer wie die Russen an, in der Nationalität aber sind sie sich sehr entgegengesetzt. Die slavische Bevölkerung der europäischen Türkei ist weitaus die größte. Sie umfaßt Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Montenegro, wo überall noch slavisch gesprochen wird, und reicht noch tief nach Süden in die Gebiete hinein, wo griechisch gesprochen wird. Allein diese Slaven waren niemals einig, und die Serbier allein haben sich durch große und oft wiederholte Kämpfe eine Art von Selbständigkeit unter einem einheimischen Fürsten errungen, die Montenegriner die ihrige von uralter Zeit her in ihren unzugänglichen Gebirgen behauptet. Unter den Bulgaren ist eigentlich nur der Adel slavisch, das gemeine Volk war ursprünglich ein den Finnen und Magyaren verwandter Stamm. Unter den Bosniern ist der slavische Adel muhamedanisch geworden und nur der in Sclaverei gehaltene Bauer christlich geblieben. Dieser Adel ist stets rebellisch gegen den Sultan und tyrannisirt die Bauern auf eine Weise, die ungleich mehr das Mitgefühl und die Hülfe des christlichen Europa verdiente, als das angebliche Sclavenjoch, unter dem die Griechen sollen geseufzt haben. Die albanesische oder arnautische Bevölkerung nimmt den Westen der europäischen Türkei ein, das alte Epirus. Sie haben eine eigene Sprache, und es ist noch nicht erwiesen, ob in ihnen mehr altillyrische und macedonische, oder aber vom Kaukasus eingewanderte Bestandtheile vorwalten. Gewiß ist, daß sie ein ganz eigenthümliches, von allen Nachbarn durchaus verschiedenes und allen an Tapferkeit weit überlegenes Volk von nobeln patriarchalischen Sitten sind, aber ihre

Uneinigkeit iſt Urſache, daß ſie mit Ausnahme der großen, aber kurzen Glanzzeit ihres Skanderbeg, niemals zu der Macht gelangt ſind, zu der ihr Heroismus ſie befähigt. Sie werden von den Chriſten Albaneſen, von den Türken Arnauten genannt; ſie ſelbſt aber nennen ſich Stepetaren (Felſenbewohner) und theilen ſich in zwei Hauptſtämme, Ghegen und Tosken. Die Ghegen ſind theils Chriſten (katholiſche Mirditen), theils Muhamedaner (wie die Türken von der Sekte der Sunniten). Auch die Tosken ſind theils Chriſten (aber griechiſcher Confeſſion), theils Muhamedaner (aber von der perſiſchen, den Türken feindſeligen Sekte der Schiiten). Dieſe letztern nennt man vorzugsweiſe Arnauten. Zu ihnen gehören noch zwei kleinere ſunnitiſche Stämme, die Schamiden und die Lapen. Dieſe tiefgreifenden Glaubensunterſchiede nähren die gegenſeitige Feindſchaft der Stämme. Im Uebrigen herrſchen unter ihnen überall tapfere und begüterte Geſchlechter vor, die auf ihren Felſenburgen wie Ritter des Mittelalters hauſen. Man kennt die Arnauten an ihrer Fuſtanella (dem weißen kurzen Hemd), am Handſchar (großen Meſſer) und an der Arnauka (der langen mit 30 Ringen umfaßten Flinte). Sie ſind geborene Krieger und als Soldtruppen von den Paſchas und den Sultanen ſelbſt überaus geſucht, gleich den Schweizern, wie ſie denn auch als Thürhüter im ganzen Orient beliebt ſind. Als glückliche Soldaten gelangen ſie nicht ſelten zur Würde der Paſchas. Der gewaltige Mehemed Ali von Aegypten war ein Arnaute. Von Epirus oſtwärts in den Gebirgen von Macedonien und Theſſalien hauſen noch griechiſch-chriſtliche Albaneſen, die oben genannten Armatolen. Sie ſind abwechſelnd Räuber und Söldner, wie ihre Nachbarn im Oſten.

Unter dieſen kriegeriſchen Gebirgsvölkern nun hatte ſich, indem er immer einen Stamm gegen den andern in Sold nahm und die Habgier aller zu befriedigen verſtand, ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts Ali Paſcha von Jannina eine unabhängige Macht gegründet und fortwährend dem Sultan getrotzt, ſich auch eine Zeitlang der beſondern Protection des großen Napoleon erfreut. Als nächſter Nachbar der ioniſchen Inſeln und der Gebirge

von Suli hatte er ſich durch die grauſamſte Verfolgung der Griechen den ſchlechteſten Ruf erworben. Als die Engländer nach den großen Kriegen in Beſitz der ioniſchen Inſeln kamen, blieb die denſelben auf dem Feſtland gegenüberliegende griechiſche Stadt Parga vertragsmäßig den Türken, was den Ali, als nächſten türkiſchen Paſcha veranlaßte, die Stadt aufs grauſamſte auszuplündern und zu entvölkern. Eben ſo unbarmherzig griff er die Sulioten an und ſuchte ſie förmlich zu vertilgen. Die Sulioten reden griechiſch, ſind aber urſprünglich Flüchtlinge von allerlei Abſtammung, die ſich in jene faſt unzugänglichen Gebirge retteten, die der Acheron durchſtrömt und die ſchon von den alten Griechen als Abgründe des Todtenreichs angeſehen wurden. Ihren Sitten und ihrer Kriegsluſt nach ſind die Sulioten die nächſten Brüder der chriſtlichen Arnauten, ein ritterliches Räubervolk unter tapfern Häuptlingen. Sie wehrten ſich zwölf Jahre lang gegen Ali, bis ſie erſt im Jahre 1819 ſeiner Uebermacht unterlagen und ihre bisherigen Sitze verließen. Der Heldenmuth ihrer Frauen, die ſich, um Alis Horden zu entrinnen, in die ſchauerlichſten Abgründe ſtürzten, iſt weltberühmt und öfters beſungen worden. Inzwiſchen blieben ſie in der Nähe und fanden eine Zuflucht auf den ioniſchen Inſeln. Als Ali im Frühjahr 1820 in ſeiner Frechheit ſo weit ging, einen perſönlichen Feind, den Paſcha Bey, einen der höchſten Beamten des Sultans, in Conſtantinopel ſelbſt durch Meuchler erdolchen zu laſſen, gerieth der Sultan in Zorn, ließ alle Paſchas in der Nachbarſchaft Janninas gegen ihn rüſten und eine große Streitmacht unter Pehliwan Paſcha vor Jannina rücken. Da fielen die ihm bisher untergebenen Bevölkerungen, die ihn längſt wegen ſeiner Grauſamkeit haßten, von ihm ab, und auch die Sulioten verließen die Inſeln und dienten 6—800 Mann unter Marko Bozzaris dem Sultan gegen Ali, wofür ſie das Verſprechen erhielten, daß ihnen nach Alis Beſiegung ihre Heimathberge zurückgegeben werden ſollten. Ali aber war ſchon als älteſter Feind des Sultans von der Hetärie ins Intereſſe gezogen worden.

Die Häterie hatte ein Centralcomité in Moskau niedergeſetzt,

an deſſen Spitze der Sohn eines frühern phanariotiſchen Hoſpodars der Wallachei ſtand, Alexander Ypſilanti, jetzt ruſſiſcher General und Adjutant des Kaiſers. Im Beginn des Jahres 1820 hatte derſelbe den Sitz des Comités der türkiſchen Grenze näher nach Kiſchneff in Beſſarabien verlegt und Agenten nach allen Richtungen ausgeſendet, um die Griechen zum Aufſtande zu reizen. Einer dieſer Agenten, Galati, wurde von ſeinen eigenen Gefährten, weil man ihm nicht traute, umgebracht. Ein zweiter, der in Serbien geheime Verbindungen ſuchen ſollte, fiel dem Paſcha von Widdin in die Hände, der ihn hinrichten und ſeine Papiere nach Conſtantinopel ſchicken ließ, wo ſie aber viel zu ſpät ankamen, als der Aufſtand ſchon im Gange war. Ein dritter wurde an Ali Paſcha geſendet, aber unterwegs von den Türken aufgefangen und hingerichtet. Andere waren glücklicher und bewogen nicht nur die reichen Griechen der Inſel Hydra, ihre Schiffe zum Kampf gegen die Türken zu rüſten, ſondern knüpften auch mit Ali Paſcha Verbindung an, der ſchon lange in das ganze Geheimniß des Aufſtandes eingeweiht war und der Ueberzeugung lebte, Kaiſer Alexander ſelbſt leite die Hetärie und wolle die Türkei erobern. In wie fern die zahlreichen und einflußreichen Griechen in Conſtantinopel ſelbſt ins Complott gezogen worden ſind, iſt nicht ermittelt worden. Die Türken behaupteten ſpäter, die Beweiſe in Briefen gefunden zu haben, die aber nicht veröffentlicht worden ſind. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Griechen der Hauptſtadt nicht die letzten waren, an welche die Hetärie ſich wandte; gewiß aber iſt nur, daß ein hydriotiſcher Capitain ein großes Complott zur Zerſtörung des Arſenals in Conſtantinopel angelegt hatte.

Ali verſammelte die Häupter der ihm noch untergebenen Chriſten und ermahnte ſie, ihm gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Türken, beizuſtehen. Sie trauten ihm zwar nicht, aber als die türkiſchen Heerſchaaren, die gegen ihn heranzogen, chriſtliche Dörfer verbrannten und große Greuel begingen, fielen die Armatolen unter Odyſſeus von dem türkiſchen Heere ab und traten zu Ali über. Dieſer knüpfte ſodann auch geheime Unterhandlungen

mit Bozzaris an, weihte ihn in das Geheimniß der Hetärie ein und warb ihn wirklich um eine halbe Million Piaſter und augenblickliche Einräumung der Gebirge. Die Sulioten zogen nun jubelnd in ihre Heimath wieder ein und fielen den Türken in den Rücken. Ali war bereits in große Noth gekommen und ſah ſich in ſeiner Inſelburg bei Janina von allen Seiten eingeſchloſſen, aber die Feſte war faſt uneinnehmbar, die türkiſchen Befehlshaber waren, ihrer Gewohnheit nach, uneins (einer wurde im Lager vergiftet), und als die Chriſten ſich gegen ſie wandten, gerieth das ganze Unternehmen ins Stocken. Bozzaris verſtärkte ſeine anfangs kleine Suliotenſchaar auf 3000 Mann.

Nun blieben auch die in die Hetärie eingeweihten Moreoten nicht mehr zurück. Am 18. März 1821 entfernten ſich Biſchof Germanos und der Primate Longos von Patras, beſetzten die kleine Stadt Kalabryta und erhoben hier zum erſtenmal die Fahne des Kreuzes. Am 4. April empörte ſich das griechiſche Volk in Patras ſelbſt und die Türken flohen in die Feſtung. Gleichzeitig war ganz Morea aufgeregt worden, und ſchon am 9. April traten die Kodſchabaſchis (Primaten, eine Art von Magiſtraten) und die Häuptlinge oder Beys der Klephten (Räuber) zu Kalamata in eine Art von Senat zuſammen, deſſen Vorſitz Pietro Bey, Häuptling der Mainotten, übernahm. Die Mainotten, Bewohner der Maina, des ſüdlichſten Vorgebirges von Morea, waren längſt als tapfere Räuber zur See wie zu Lande berüchtigt, ein Völkchen von derſelben Sinnesart, wie die Arnauten, Sulioten, Armatolen, nur von etwas noch mehr ſlaviſcher Verſchmitztheit. Eine empfindſame Schwärmerei, von der ſie ſelbſt am weiteſten entfernt ſind, hat echte Nachkommen der Spartaner aus ihnen machen wollen. Sie wohnen, wie die Arnauten, in unzugänglichen Felſenburgen und ſind ganz unabhängig, ſo daß ſie auch nur freiwillig je den reichſten und kühnſten Häuptlingsfamilien ſich bei Raubzügen unterordnen. Die mächtigſte Familie der Maina war damals die der Mauromichalis, deren Haupt Petros als Räuberhauptmann Pietro Bey genannt wurde, ein übrigens behaglicher und üppiger

Lebemann, der nicht gern das Schwert zog, außer um ſichere Beute.*) Kaum hatte Germanos in Patras das Zeichen gegeben, ſo brachen die Mainotten aus ihren Bergen hervor und verbreiteten ſich in die Thäler Moreas, wo ſie alle Türken erſchlugen, aber auch die Chriſtenhäuſer plünderten. Andrerſeits ſammelte Kolokotronis, ein großer heroiſcher Mann, die Männer im arkadiſchen Gebirge und vertrieb die Türken, wo er ſie fand. Bald ſahen ſich alle Türken gezwungen, ihre Zuflucht in den Feſtungen zu ſuchen, deren es eine gute Zahl überall an den Küſten gab. Aber Juſſuf Paſcha, vom großen türkiſchen Heere von Janina entſendet, kam nach Patras, von wo Germanos feig entfloh, und ließ die Einwohner, die ſich nicht in die Gebirge retten konnten, köpfen oder ſpießen, die Stadt verbrennen. Germanos war ein Maulheld, verließ ſich immer auf andere, brachte ſeine Perſon ſtets frühe genug in Sicherheit und führte einen anſtößigen Lebenswandel in Pracht und Ueppigkeit. Eine andere türkiſche Truppe unter Kichaya-Bey plünderte und verbrannte die Stadt Voſtizza, eine dritte unter Achmed Bey die Stadt Argos; allein als ſie ſich vereinigten und einen Hauptſchlag ausführen wollten, wurden ſie bei Valtezza von Kolokotronis und deſſen tapferm Neffen Nikitas geſchlagen und verloren 400 Mann. Achmed Bey wagte noch einen Kampf bei Doliana, unterlag aber nochmals dem kühnen Nikitas, und ſo mußten ſich alle Türken auf Morea wieder in die Feſtungen zurückziehen. Auch im Norden von Morea machte Diakos, ein Gefährte des Odyſſeus, mit einer Schaar von Armatolen den Türken Angſt und nahm Livadia ein, wo er alle Türken erſchlug. Desgleichen erhoben ſich die Griechen in Athen und nöthigten die Türken daſelbſt, ſich in die feſte Akropolis zurückzuziehen, 6. Mai.

In demſelben Monat, in welchem zuerſt Biſchof Germanos auf Morea die Revolution begann, raffte der wallachiſche Bojar

*) Er hatte in ſeinem wohlhäbigen Aeußern wie in ſeiner Stellung als Häuptling der Berge etwas von Andreas Hofer. Aber er war der gemeinſte Spitzbube. Die Vergleichung wirft auf den griechiſchen Charakter das ſchlechteſte Licht.

Theodor, ruſſiſcher Oberſtlieutenant und wegen des Wladimirordens auf ſeiner Bruſt vom Volk Wladimiresco zubenannt, 150 Mann zuſammen, verkündigte die Freiheit, fand Anhang und hielt ſchon am 27. März ſeinen Einzug in Bukareſt. Hier war der letzte Hoſpodar, Suzzo, eben geſtorben, der Divan (Rath der Bojaren) in großer Verwirrung. Man wollte Hülfe beim nächſten türkiſchen Paſcha ſuchen, aber der ruſſiſche Generalconſul widerſetzte ſich dem. Viele Bojaren flohen daher über die öſterreichiſche Grenze, nicht ohne vorher von Theodors räuberiſchen Banden ausgeplündert zu werden. Dieſe rein wallachiſche Erhebung ſchien mit der griechiſchen Sache keinen Zuſammenhang zu haben, als plötzlich Alexander Ypſilanti von Kiſchneff aufbrach und über den Pruth ging, um in Jaſſy, der Hauptſtadt der Moldau, dieſelbe Scene zu wiederholen, die Theodor in Bukareſt aufführte. Alles war längſt vorbereitet, 200 Reiter zogen Ypſilanti entgegen, der ſchon die Miene eines künftigen Herrſchers annahm und wirklich behauptete, von den alten byzantiniſchen Kaiſern abzuſtammen, deren Erbe er anſprach. Sein hochmüthiges Benehmen paßte wenig zu der Geringfügigkeit ſeiner Mittel und ſtieß ſelbſt viele Freunde der Revolution zurück. Auch machte es einen ſchlimmen Eindruck, daß die wenigen Türken in Jaſſy (50) und Galacz (30) gleich von ſeinen Anhängern grauſam ermordet wurden. Da nun am 9. April der ruſſiſche Generalconſul in Jaſſy öffentlich erklärte, Kaiſer Alexander mißbillige das Vorgehen Ypſilantis, ſank ſein Credit plötzlich. Wirklich hatte Kaiſer Alexander in Laibach ſich gegen Ypſilanti erklärt und denſelben aus der ruſſiſchen Armeeliſte ausgeſtrichen. Nicht einmal Theodor wollte Ypſilantis Autorität anerkennen, da ſie aber beide in der gleichen Gefahr ſchwebten, verglichen ſie ſich. Ypſilanti kam nach Bukareſt, wo ihn Briefe von Capodiſtrias einholten, in denen ihm dringend gerathen wurde, nicht weiter zu gehen, ſondern ſich gegen die Gebirge zurückziehen und zu unterhandeln. Im Unterhandeln aber kam ihm Theodor zuvor, der den Türken verſprach, um den Preis der Hoſpodarswürde Ypſilanti zu verrathen. Der letztere fing ſeine Briefe auf und ließ ihn, da ſeine eigenen Soldaten

ſchwierig wurden, mit Säbeln niederhauen. Ypſilantis Heer verſtärkte ſich auf 5000 Mann, worunter eine kleine ſ. g. heilige Schaar von Hetäriſten, Söhnen guter griechiſcher Familien, der Reſt Wallachen und Arnauten. Als aber von Siliſtria und Widdin her Türken in Maſſe anrückten, fiel zuerſt nach tapferer Vertheidigung die Stadt Galacz, wo die Türken alles ermordeten, und wurde Ypſilantis Heer trotz ſeiner Ueberlegenheit, indem die feigen Wallachen flohen, im erſten Gefecht von nur 800 Türken geſchlagen, bei Dragatſchan, wo 78 Jünglinge von der h. Schaar, die allein rühmlich fochten, ihr Leben ließen. Nun floh Ypſilanti über die öſterreichiſche Grenze, wurde hier verhaftet und in der Feſtung Muncacz gefangen gehalten. Er iſt ſechs Jahre ſpäter geſtorben. In der Moldau hielt ſich noch einer ſeiner Anhänger, Kantakuzenos, bis die Türken unter Juſſuf Paſcha daher kamen, dann floh er über den Pruth nach Rußland. Seine Leute unter dem Griechen Giorgaki und dem Serbier Mladen beſtanden dagegen noch ein rühmliches Gefecht bei Skuleni am 29. Juni. Endlich erlagen ſie der Uebermacht, und Giorgaki (zugenannt der Olympier) ſprengte ſich und den Reſt ſeiner Getreuen nach tapferer Gegenwehr im Kloſter Sekka (am 26. Auguſt) in die Luft. Die Türken beſetzten nun die ganze Moldau, ſowie die Wallachei.

In Conſtantinopel ſelbſt wurde ſchon im erſten Frühjahr ein griechiſches Complott entdeckt. Ein hydriotiſcher Schiffscapitain, Juriſti, hatte mit ſeinen Landsleuten, den griechiſchen Schiffern, die immer in Menge im Hafen von Conſtantinopel liegen, den Plan verabredet, den Sultan auf dem Wege nach der Moſchee zu ermorden, das große Arſenal in die Luft zu ſprengen, durch einen Handſtreich den Artilleriepark wegzunehmen, alle Griechen in der Hauptſtadt zu bewaffnen und die überraſchten Türken zu ermorden. Aber der Anſchlag wurde vor der Ausführung entdeckt und Juriſti in den Kerker geworfen. Nun folgten Schlag auf Schlag die Nachrichten aus Jannina, Morea und der Wallachei. Sultan Mahmud war tief erſchüttert und zugleich feſt überzeugt, alles ſey von Rußland eingeleitet worden, um ſeinen Thron durch eine allgemeine

Revolution zu erschüttern und dann russische Armeen einrücken zu lassen. Er rief alle Muselmänner zu den Waffen. Sein Zorn wurde von den Janitscharen getheilt, die bereits anfingen, Griechen in der Hauptstadt und Umgegend zu plündern und zu morden. Eine große Anzahl Griechen flohen jetzt schon aus Constantinopel auf Schiffen, meist nach Odessa, was den Glauben an die russische Mitwissenschaft noch bestärkte. Man beschuldigte Ypsilanti, er habe vornehme Phanarioten absichtlich durch Briefe, die er ihnen geschrieben und die den Türken in die Hände fielen, compromittiren wollen. Die boshafte Absicht ist nicht wahrscheinlich, wohl aber die Unvorsichtigkeit. Gewiß waren die meisten Phanarioten unschuldig, da sie bei der Revolution eher verlieren, als gewinnen konnten. Aber sie waren einmal verdächtig, und der Sultan schonte nichts mehr. Am 16. April wurde Fürst Morusis, Dragoman der Pforte, geköpft, bald darauf noch andere griechische Fürsten und die reichsten Kaufleute. Am Ostersonntag (22. April) wurde der greise Patriarch Gregorios vor der Thür seines eigenen Hauses aufgehenkt, und nachdem er drei Tage gehangen, sein Leichnam den Juden übergeben, die ihn durch die Straßen schleiften und ins Meer warfen. Aber fromme Griechen zogen die Leiche wieder hervor und brachten sie nach Odessa, wo sie mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Mit dem Patriarchen litten drei Erzbischöfe und acht andere hohe Geistliche den Tod. Alle griechischen Kirchen in der Hauptstadt wurden vom türkischen Pöbel geplündert und verheert. Kein Christ war mehr seines Lebens und Eigenthums sicher, selbst die Hotels der Gesandtschaften wurden bedroht. Diese machten nun ernste Vorstellungen und der Sultan befahl Ruhe. Aber im Juni wurden wieder acht Bischöfe und eine Menge anderer Griechen in der Hauptstadt gehenkt. Ebenso wütheten die Türken in andern großen Städten. In Adrianopel wurde der Patriarch mit 9 Geistlichen und 20 reichen Kaufleuten gehenkt.

Der russische Gesandte zu Constantinopel, Baron Strogaroff, versicherte den Sultan, sein Kaiser sey der griechischen Revolution völlig fremd und mißbillige sie, aber man glaubte ihm

nicht. Ruſſiſche Schiffe wurden im Hafen durchſucht, ob ſie nicht flüchtige Griechen aufgenommen hätten, und das Getreide, das ſie brachten, weggenommen, damit es nicht den Griechen zugeführt werde. Der Grieche Damaſi, Bankier der ruſſiſchen Geſandtſchaft, wurde in den Kerker geworfen, 29. April. Da der Sultan jede Genugthuung verweigerte, reiste der ruſſiſche Geſandte ab. Jedermann erwartete nun eine Kriegserklärung von Seite Rußlands. Lange ſchon ſtand eine ruſſiſche Armee in der Nähe des Pruth, und ſie wurde im Laufe des Frühjahrs noch verſtärkt. Auch war es wohl kein Zufall, daß gerade jetzt die Perſer der Pforte den Krieg erklärten und gegen Bagdad marſchirten. Allein Kaiſer Alexander, was auch früher ſeine Abſichten geweſen ſeyn mochten, beeilte ſich nicht, ſeinem Geſandten Satisfaction zu verſchaffen, ſondern handelte im Syſteme Metternichs, welches zu Verona den Sieg davon getragen hatte. Die Revolution wurde auch hier, wo ſie Rußland ſo günſtig war, desavouirt, weil ſie eine Revolution war. Das war indeß keine Schwäche von Seite des ruſſiſchen Kaiſers. Wenn er es gerathener fand, jetzt noch ruhig zu bleiben, und noch keine Armee über den Pruth zu ſchicken, ſo war es doch Vortheil genug für ihn, daß ſich die Völker in der Türkei ſelbſt zerfleiſchten, und der Thron des Sultans immer wankender gemacht wurde. Früher oder ſpäter mußte dadurch die ruſſiſche Intervention und Invaſion herbeigeführt werden. Uebrigens legte ſich der Zorn des Sultans nach Stroganoffs Abreiſe. Er ließ den bisherigen Großvezier Benderli (wenn auch keineswegs der Griechen wegen, doch zu einer ſcheinbaren Genugthuung für dieſelben) hinrichten, ſetzte einen neuen Patriarchen, Eugenios, ein und verſprach den empörten Griechen volle Amneſtie, wenn ſie ſich unterwürfen.

Aber ſie unterwarfen ſich nicht. Die Revolution kam vielmehr in neuen Schwung, indem die Inſelgriechen an ihr Theil nahmen. Schon am 9. April erklärte ſich die Inſel Spezzia für die Sache Moreas. Hier rüſtete die reiche Wittwe Bobolina nicht nur zwei Schiffe allein aus, ſondern commandirte ſie auch ſelbſt als Amazone. Am 28. April ſchloß ſich die reiche Inſel Hydra

an, ein kahler Fels, aber ganz bedeckt mit Häusern und uneinnehmbar fest, im Besitz von vielen kleinen, aber gutbewaffneten und schnellsegelnden Schiffen, Briggs und Corvetten. Der Hydriot Tombasis wurde vorläufig zum Nauarchen (Admiral) gewählt und stach am 3. Mai in See, um überall türkische Handelsschiffe zu capern. Dieses Rauben war den Inselgriechen nicht minder wie den moreotischen Klephten die Hauptsache, die große Befreiung des Vaterlandes nur Aushängeschild. Als echte Corsaren schonten sie auch kein Leben, sondern mordeten alles, was sie in den erbeuteten Schiffen fanden. Um sie zu bändigen, schickte der Sultan im Mai eine große Flotte gegen sie aus, aber ein türkisches Schiff von 74 Kanonen, das allein segelte, wurde von den griechischen Schiffen verfolgt und durch Brander entzündet, wobei 5—600 Türken umkamen, am 5. Juni. In der großen Handelsstadt Smyrna waren schon am 11. April viele Griechen vom türkischen Pöbel ermordet worden, und hatten sich 15,000 dort lebende Griechen noch zu rechter Zeit entfernt, immer aber blieb noch ein großer Theil in gutem Vertrauen zurück, als die Kunde vom Unglück des Schiffs den türkischen Pöbel von neuem mit Wuth erfüllte. Am 16. Juni brach derselbe in die griechischen Quartiere und mordete alles, Jung und Alt, Weiber und Männer. Dasselbe geschah auf der Insel Kos und in Cypern, wo der Erzbischof, 5 Bischöfe und 36 Geistliche hingerichtet und die griechischen Dörfern mit Mord und Brand verheert wurden. Auf der Insel Kreta wehrte sich der kriegerische Stamm der Sphakioten und schlug die Türken bei Lolo (2. Juli); bald aber verstärkten sich die letzteren, ermordeten alle Christen auf dem flachen Lande, verbrannten die Dörfer und drangen in die Sphakia selbst ein, wo sie alles verheerten, die Bevölkerung aber in die Gebirge sich rettete.

In den fruchtbaren Thälern Thessaliens erhob Gazis die Fahne des Aufruhrs zu Magnesia und fiel über die türkischen Bewohner von Lechena her. Während aber die griechischen Räuber sich um die Beute stritten, kam Mahmud Pascha von Drama über sie, verbrannte fast alle ihre Dörfer und schleppte Weiber und Kinder

als Sklaven fort. Einem macedoniſchen Häuptling, Kara Taſſo, gelang es indeß, eine große Anzahl gefangener Schönen auf dem Marſche wieder zu befreien. Unmittelbar darauf, im Mai, pflanzte auch der Berg Athos die Fahne der Empörung auf. Dieſes Vorgebirge trägt bekanntlich eine Menge griechiſcher Klöſter, welche befeſtigt ſind und tauſende von Mönchen beherbergen. Von hier brach Manoli Papas mit 1500 bewaffneten Mönchen auf, wurde aber vom muhamedaniſchen Landvolk zurückgeſchlagen. Auf der Halbinſel Pallene, gegenüber von Athos, leitete Diamantis die Inſurrection, wurde aber von Mehemed Paſcha vor Salonichi geſchlagen, und auch hier wurde alles mit Feuer und Schwert verheert, 4000 gefangene Weiber auf dem Markte von Salonichi als Sklavinnen verkauft. Mehemed belagerte ſodann den Athos, der ſich ergab und ſeine Schonung mit 2½ Millionen Piaſtern erkaufte. Auch die Halbinſel von Caſſandra, die dritte neben Pallene und Athos, wurde grauſam verwüſtet, Städte und Dörfer verbrannt. Es wäre der griechiſchen Flotte leicht geweſen, dieſen Unglücklichen Hülfe zu bringen, ſie wurde auch darum angefleht. Aber die Hydrioten wollten den abgezehrten und ausgehungerten Mönchen auf dem Athos und den Einwohnern von Caſſandra kein einziges Schiff mit Getreide ſchicken, ſie hätten denn die Bezahlung baar in der Hand. So ging die Zeit und gingen die Bergſtädte verloren.

Am Ende des Juni fand ſich in Morea Demetrius Ypſilanti, jüngerer Bruder des Alexander, mit dem jüngeren Bruder des Kantakuzenos ein. Der erſtere, nur 25 Jahre alt und ſchon kahl, von Geſtalt klein, konnte nur durch ſeinen Namen und durch die Vorſtellung imponiren, daß Rußland ihn geſendet habe. Kolokotronis dachte in Bezug auf Rußland ganz wie Ali Paſcha von Janniná, empfing daher den jungen Demetrius mit großen Ehrenbezeugungen und ſtellte ſich ihm zu Dienſt, um, wenn deſſen Bruder Alexander unter ruſſiſchem Schutz Kaiſer von Byzanz würde (denn das war damals die Illuſion), durch ihn die Herrſchaft in Morea zu behaupten. Auch die Primaten Moreas, insbeſondere die angeſehene arkadiſche Familie Delhiyannis, die zu Kolokotronis

in der engſten Beziehung ſtanden, glaubten ſich durch nichts beſſer vor den Türken ſchützen zu können, als durch Hingebung an Rußland. Außerdem brachte der junge Fürſt 200,000 Piaſter mit, nach denen alle Moreoten lungerten, und von denen ihm gleich anfangs der ſchlaue Pietro Bey den größten Theil abzulocken wußte. Als aber die Häuptlinge ihre Habgier befriedigt hatten, duldeten ſie nicht mehr, daß Demetrius den Oberbefehl übernehme, und lachten ihn aus, als er eine allgemeine griechiſche Nationalverſammlung und eine Conſtitution vorſchlug. Voll Unmuth verließ er daher Morea oder ſtellte ſich, als wolle er es verlaſſen; denn kaum war er fort (11. Juli), ſo brach, ohne Zweifel von Kolokotronis veranſtaltet, ein Soldatenaufruhr gegen Pietro Bey aus, der in ſeinem Hauſe belagert wurde und ſich ſofort fügte. Demetrius wurde nun gleich zurückgerufen und erhielt den Oberbefehl, wobei ſich die Häuptlinge freilich vorbehielten, jeder hinterdrein doch zu thun und zu laſſen, was er wollte. Zunächſt indeß konnte Demetrius ſie zuſammenhalten, da er ihnen befahl, die türkiſchen Feſtungen nach einander zu erobern, wo gute Beute zu finden war, denn die Türken hatten ſich vom Lande in die Feſtungen geflüchtet, und alle ihre Reichthümer darin verborgen. Zuerſt fiel das kleine Monembaſia, wo Kantakuzenos die Griechen noch glücklich vom Morde der Gefangenen abhielt. Als aber Navarin fiel, brachen die Griechen die feierlich beſchworene Capitulation und mordeten alle Türken. Hierauf ſchritt man zur Belagerung von Tripolizza.

Im Lager vor dieſer Feſtung erſchien plötzlich Fürſt Alexander Maurokordatos, ein Phanariote von ſehr alter und berühmter Familie. Derſelbe hatte ein Amt in Bukareſt bekleidet, war ſpäter viel gereist, hatte ſich europäiſche Bildung angeeignet und trug als deren Abzeichen die unvermeidliche Brille. Ein eifriger Hetäriſt, hatte er in Frankreich ein Schiff mit einigen jungen Griechen, franzöſiſchen und italieniſchen Philhellenen (Griechenfreunden) und vielen Waffen ausgerüſtet und war damit bei Patras gelandet, von wo aus er alsbald ins Hauptlager der Griechen eilte. Hier war er dem ehrgeizigen Ypſilanti nichts weniger als willkommen, ſondern

als Nebenbuhler zuwider. Inzwischen hatte man zunächst genug zu thun mit der Belagerung, die sich verlängerte, weil die Griechen heimlich den Türken Lebensmittel verkauften. Empört über diese Schändlichkeit und ohne alle Autorität, verließ Ypsilanti das Lager und ging nach Patras. Tripolizza mußte endlich doch aus Hunger am 5. Oktober capituliren, worauf die Griechen die Capitulation wieder brachen und alle Türken ohne Unterschied des Alters und Geschlechts abschlachteten. Die Juden erlitten hier dasselbe Loos, gegen welche, weil ihre Glaubensgenossen die Leiche des Patriarchen von Constantinopel mißhandelt hatten, der furchtbarste Haß entbrannt war. Etwa 2000 Türken hatten die Festung früher verlassen, meist Weiber und Kinder; auch sie wurden in einem Hohlweg überfallen und ermordet. Im Ganzen sollen 8000 Menschen in und um Tripolizza abgeschlachtet worden seyn. Da es ein Hauptbollwerk der türkischen Macht auf Morea gewesen war, schützte es auch alle dahin geretteten Schätze, die von den Mainotten und von der Bande Kolokotronis geplündert wurden, ohne daß Ypsilanti und das junge griechische Gemeinwesen einen Heller davon bekam.

Ypsilanti richtete in Patras noch weniger aus, als im Süden. Durch eine türkische Flotte wurde das griechische Städtchen Galaxidi vor seinen Augen verbrannt und ausgemordet. Auf dem Festlande gegenüber wurde Ali in Janina immer noch von den Türken unter Churschid Pascha eingeschlossen, während die Sulioten den letztern allen möglichen Abbruch thaten. Churschid aber hatte Truppen genug und hielt geduldig aus, bis die Sulioten ermüdet in ihre Berge zurückgingen. Im September kam Maurokordatos auf diesem westlichen Schauplatz des Krieges an und gewann während des Winters durch Unterhandlungen mit den Anhängern Ali Paschas die Sulioten wieder, so daß Churschid bei Arta von ihm zurückgeschlagen wurde. Aber im Frühjahr 1821 schickte Churschid den Omer Vrione mit 3—4000 Mann nach Livadien. Von hier zog sich Diakos mit 700 Griechen in die berühmten Engpässe der Thermopylen zurück, wurde aber geschlagen,

am 5. Mai, verwundet, gefangen und hingerichtet, ebenso der Bischof von Salona, der sich bei ihm befand. Bei Gravia im Gebirge von Oeta wurde Omer von Odysseus und Guras aufgehalten, siegte aber nachher über sie bei Skrigu, worauf Odysseus sich mit dem Feind um freien Abzug in seine Heimath verständigte und die christlichen Livadier der türkischen Rache Preis gab. Omer kam nach Athen und entsetzte die Akropolis, aber seine Unterbefehlshaber erlitten in den Thermopylen, wo Guras mit 2000 Griechen stand, eine Niederlage, die ihn 800 Mann kostete (am 4. September), und heftiger Regen fiel ein, worauf er unmuthig Livadien wieder verließ.

Ypsilanti kehrte von Patras, wo er nichts ausgerichtet, zurück und wandte sich zur Belagerung der festen Stadt Nauplia (Napoli di Romania), im November. Bei einem Ausfall der Türken liefen die Griechen absichtlich davon und ließen die Philhellenen im Stich. Die von Ypsilanti so oft gewünschte Nationalversammlung kam unterdeß in Argos zusammen, hier aber überwog Maurokordatos durch die Gunst des Germanos, als die gleichsam englische Partei, und Ypsilanti mit Kolokotronis als russische Partei zog den Kürzern. Ypsilanti entfernte sich abermals, um Korinth einzunehmen Die Versammlung in Argos aber wurde durch einen Ausfall der Türken von Nauplia aus gesprengt und zog es vor, ihre Sitzungen etwas weiter entfernt in Piada fortzusetzen. Hier hatte Maurokordatos freie Hand und verkündete am Neujahr 1822 das organische Gesetz oder die neue Verfassung Griechenlands und die neuen griechischen Nationalfarben (schwarz, himmelblau und weiß). Die Verfassung setzte ein Directorium von 5 und einen gesetzgebenden Körper von 70 Mitgliedern fest, Maurokordatos wurde Präsident des ersteren, Ypsilanti (abwesend) Präsident des andern. Der letztere belagerte die von den Türken besetzte Citadelle von Korinth, Akrokorinth, und brachte sie durch Verrath der darin dienenden Arnauten zur Uebergabe, 22. Januar. Trotz der Capitulation wurden die Gefangenen wieder niedergemacht und die Beute vertheilt. Ypsilanti hatte kein Geld mehr,

seine Leute zu bezahlen, sie liefen ihm davon, Kolokotronis aber ließ ihn im Stich und handelte auf eigene Rechnung, nachdem sein Sohn eine Tochter der reichen Bobolina geheirathet hatte. Endlich glückte es Maurokordatos, Geld herbeizuschaffen und auf kurze Zeit alle Parteien zu befriedigen. In Tripolizza hatte nämlich Churschid Pascha seinen Harem in Sicherheit gebracht, derselbe war mit gefangen genommen, aber geschont worden, um vieles Lösegeld zu erhalten. Dieses Geld, 80,000 spanische Thaler, kam nun in die Hände des Präsidenten Maurokordatos, der es unter die Häuptlinge vertheilte, auch den Inselgriechen ein Viertheil zukommen ließ und großmüthig genug selbst dem Fürsten Ypsilanti einen Theil seiner bisherigen Auslagen wieder ersetzte.

In derselben Zeit bezwang Churschid Pascha endlich auch den alten Löwen von Janina, Ali Pascha. Der letztere verlor ein Bollwerk nach dem andern, endlich ging auch sein Ingenieur, der Italiener Caretto, zu den Türken über, und Ali, anstatt sich, wie man erwartete, mit seinen Schätzen in die Luft zu sprengen, unterhandelte, verließ sein letztes festes Castell und begab sich auf eine kleine Insel im See von Janina, wohin ihn Churschid durch feierliche Zusicherungen hatte locken lassen, wurde aber hier meuchlings überfallen und nach tapferer persönlicher Gegenwehr ermordet, am 5. Februar 1822. An seiner Stelle wurde Omer Vrione Pascha, der alsbald die Sulioten in ihren Bergen angriff. Maurokordatos erkannte, daß die Rettung des westlichen Festlandes (Akarnanien) von der Unterstützung Sulis abhing, schickte daher das von Ypsilanti errichtete reguläre Regiment und zwei Compagnien Philhellenen unter dem Italiener Dania. Bei ihm befand sich auch Graf Normann, derselbe, der im Jahr 1813 das Lützow'sche Corps hatte zusammenhauen lassen und später wegen seines Uebertritts in der Schlacht bei Leipzig entlassen worden war. Aber theils die feige Flucht des Armatolen Gogos, theils die unvorsichtige Tollkühnheit Danias verursachte am 16. Juli die große Niederlage der Griechen bei Petta. Dania fiel, Normann wurde verwundet, fast alle Philhellenen und die Hälfte des regulären

Regiments kamen um. Die Türken aber verfolgten ihren Sieg zunächſt nicht, und die Stadt Miſſolunghi blieb noch ein Bollwerk der griechiſchen Freiheit.

Der Verluſt bei Petta wurde entſchädigt durch die Einnahme von Athen. Die Türken in der Akropolis ſtarben Hungers und mußten capituliren; der öſterreichiſche, franzöſiſche und niederländiſche Conſul aſſiſtirten der Unterzeichnung des Vertrags, den die Griechen dennoch, wie immer, brachen, um die ausziehenden Türken ſchonungslos hinzumorden, am 10. Juli. Dieſes Ereigniß bewog Churſchid, den Dramali Paſcha mit 20,000 Mann gegen Athen abzuſenden. Derſelbe zerſtörte unterwegs die Stadt Theben und nahm das von den Griechen verlaſſene Akrokorinth ein, welches den Eingang nach Morea beherrſcht. Schrecken ging vor ihm her. Die griechiſche Bevölkerung floh in Maſſe von Argos nach den Mühlen am Meere, um ſich auf Schiffe zu retten. Aber während die Schiffe von Spezzia und Hydra ſie nicht aufnehmen wollten, außer um eine ungeheure Geldſumme, wurden ſie im Rücken von den Mainotten ausgeplündert, die damals noch Nauplia belagerten. Mahmud Paſcha, den Dramali vorausgeſchickt hatte, um Nauplia zu entſetzen, brachte zwar Vieh in die Feſtung, litt aber bald ſelbſt Mangel, wagte keinen Angriff, zog ſich endlich zurück und wurde von Ypſilanti, Kolokotronis und Nikitas verfolgt, die ihm ſchweren Verluſt beibrachten. Dramali ſelbſt wagte nicht, weiter vorzurücken. Seine Armee kam in dem verödeten Lande bald der Auflöſung nahe; ſeine Arnauten ließen ſich von Odyſſeus zum Abfall bewegen, und er ſelbſt mußte abziehen. Churſchid Paſcha, dieſer mißlungenen Entſendung und der Schätze von Jannina wegen, die er unterſchlagen haben ſollte, beim Sultan angeklagt, nahm Gift. Odyſſeus warf ſich zum unabhängigen Dictator auf und ließ die zu ihm geſchickten Commiſſäre der griechiſchen Regierung, Nuzzas und Palaskas, ermorden. Unterdeß erhielt die türkiſche Beſatzung von Nauplia durch den Unterſchleif der Griechen ſelbſt noch eine Zeit lang Lebensmittel um hohe Preiſe. Die türkiſche Flotte unter

Kara-Mehemed hätte Entſatz bringen ſollen, aber auch hier waltete nur Feigheit, Habgier und Unterſchleif.

Im Jahr 1822 wurden die Aufſtandsverſuche in den noch nicht inſurgirten Gegenden fortgeſetzt, aber mit bejammernswerthem Erfolg. Am 22. März landeten Burnia und Logotheti auf der großen Inſel Chios, Smyrna gegenüber, mit einer Freiſchaar von 2500 Mann, griffen die wenigen Türken auf der Inſel an, die ſich in ihre Feſtung zurückzogen, und verbrannten ihre Moſcheen, zum Schrecken und Entſetzen der 100,000 griechiſchen Chioten, die ein harmloſes, friedliches und gebildetes Völkchen waren, ein Gymnaſium und Muſeum, eine Bibliothek und Druckerei beſaßen, und ſich unter dem türkiſchen Schutz bisher des Friedens und Wohlſtandes erfreut hatten, daher die eingedrungene Räuberbande verabſcheuten. Allein in Conſtantinopel unterſchied man die Schuldigen und Unſchuldigen nicht. Der Kapudan Paſcha erhielt den Befehl, die Chioten zu ſtrafen, und da hier eine ſo reiche Beute zu hoffen war, legte die türkiſche Flotte diesmal einen Eifer an den Tag, der von ihrer Verſäumniß hinſichtlich der Verproviantirung Nauplias ſehr abſtach. Zugleich ſammelte ſich ein türkiſches Heer von 30,000 Mann in Smyrna, und als man hörte, es gälte das reiche Chios zu plündern, brach am aſiatiſchen Ufer die halbe Bevölkerung auf, um an dem großen Raubzuge Theil zu nehmen. Am 21. April landete das türkiſche Heer und verwüſtete die ganze Inſel (mit Ausnahme der ſ. g. Maſtixdörfer, wo zum Privatvortheil des Sultans der Maſtix gewonnen wurde) mit Feuer und Schwert. Noch bis in den Mai hinein dauerte das Morden, indem immer neue Raubhorden aus Aſien hereinſtrömten, um Nachleſe zu halten und die Verſteckten aufzuſtöbern. Nur 15,000 Chioten entkamen zur See, 25,000 wurden abgeſchlachtet, 45,000 als Sklaven verkauft. Das war die größte Greuelthat des ganzen Krieges, begangen an einer eben ſo unſchuldigen, als ſchönen und edeln Race, die von der ganzen Revolution nichts wollte. — Aehnliche Greuel ſah die Umgegend des Olymp in Theſſalien. Hier ließ Ypſilanti durch einen gewiſſen Sala

Aufruhr predigen und die Armatolen folgten dem Rufe, angefeuert von Kara Taſſo, der ſchon im vorigen Jahr eine Rolle geſpielt hatte. Allein Abulabud Paſcha rückte am 1. April mit 15,000 Mann von Saloniki aus, verjagte die ſchwachen Streitkräfte der Empörer und wüthete unter den wehrloſen Einwohnern. In Karia Veria allein wurden 4000 Chriſten ermordet. Der Paſcha überließ die Hinrichtungen den Juden, die dabei alle erdenklichen Greuel begingen zur Rache für den Judenmord in Tripolizza. Namentlich marterten ſie auch die Frau des tapfern Kara Taſſo zu Tode.

Die Greuel von Chios fanden Rächer an den Inſelgriechen. Die Hydrioten, Spezzioten, Pſarioten ſegelten unter ihrem Nauarchen Miaulis der türkiſchen Flotte entgegen und am 18. Juni, als der Kapudan Paſcha, Kara Ali, auf ſeinem großen Admiralſchiff bei Nacht gerade den Eintritt des Bairamfeſtes (der muhamedaniſchen Oſtern) feierte, zündete Kanaris von Ipſara ihm das Schiff mit einem Brander an. Die Griechen zeigten ſich in der Kunſt, mit Feuer auf dem Waſſer umzugehen, ihrer Vorfahren würdig, bei denen einſt das „griechiſche Feuer“ ſo berühmt war. Unter einem Brander iſt ein kleines, gewöhnlich altes und zu ſonſt nichts mehr taugliches Schiff zu verſtehen, das man mit Pulver, Schwefel, Pech und anderem zäh brennenden Material anfüllt, das einige Männer bis dicht zu dem feindlichen Schiffe hinrudern, es an daſſelbe befeſtigen, das Feuer entzünden und ſich raſch auf einem dazu mitgenommenen Kahn wieder entfernen. Nur ſelten kann das große Schiff den Brander wieder los werden, ehe es ſelbſt ſchon von den Flammen ergriffen wird. Das türkiſche Admiralſchiff trug 2286 Menſchen, von denen nur 180 davonkamen; den Kapudan Paſcha ſelbſt erſchlug, als er eben in einen Kahn ſich retten wollte, ein herabfallender Maſt. Das geſchah nahe bei Chios und hatte die traurige Folge, daß die wüthenden Türken nun auch über die Maſtixdörfer herfielen und alle Griechen darin umbrachten. — Der neue Kapudan Paſcha, Kara Mehemed, der die griechiſche Flotte bezwingen ſollte, hegte die größte Angſt vor ihr, ließ ſich wirklich am 9. November wieder ein großes Schiff durch Kanaris in

Brand stecken, wobei 1100 Türken in die Luft flogen, und nahm dann die Flucht. Die griechischen Caper waren so verwegen, damals bis Aegypten zu streifen und auf der Rhede von Damiette 13 türkische Fahrzeuge wegzunehmen. — Auf der Insel Kreta brachen die Sphakioten im Jahr 1822 wieder hervor, wetteiferten aber mit den Türken nur, die wehrlosen Griechen des ebenen Landes auszuplündern, Unglückliche, von denen man damals sagte, sie leben zwischen Tiger und Panther. Die Sphakioten waren nicht besser wie die Mainotten, Sulioten, Armatolen einer so räuberisch und treulos wie der andre.

Am 21. Dezember 1822 ergab sich die Festung Nauplia, weil sie von der türkischen Flotte weder entsetzt noch mit Lebensmitteln versorgt wurde, an Kolokotronis und Nikitas, welche diesmal die Capitulation einhielten und die Türken zum erstenmal nicht abschlachteten. Kurze Zeit vorher waren 150 deutsche Philhellenen mit dem Griechen Kephalas angekommen, aber man hatte ihnen in Hydra und Kastri nicht einmal zu landen erlaubt. Es kostete Mühe, daß ihnen in Morea die Aufnahme gestattet wurde. Die griechischen Räuber wollten weder ihre kargen Lebensmittel, noch viel weniger ihre Beute mit Fremden theilen. Die Illusion der „Gebildeten," die im guten Deutschland für Hellas schwärmten, und die wirkliche Räuberwirthschaft in diesem Lande widersprachen sich aufs grellste, doch war das wieder nur eine von den vielen Unnatürlichkeiten der Zeit.

Im Westen hatte Omer Vrione die Stellung Churschids behauptet und die Sulioten mit so viel Glück bekämpft, daß das Haupt der Bozzaris, der alte Nothi, den man dabei einer eigennützigen Handlungsweise beschuldigte, unter Vermittlung eines englischen Consuls die geliebten, einst so hochgehaltenen Heimathberge an die Türken verkaufte und sich mit dem Rest der Sulioten, 320 Mann, wieder nach den ionischen Inseln zurückzog, im September. Bald darauf brach Omer mit 10—12,000 Mann gegen Missolunghi auf. Dahin begab sich aber auch Maurokordatos und entwickelte in der Behauptung dieses Platzes eine ungemeine That-

kraft. Markos Bozzaris, der nirgends lange ruhig bleiben konnte, zog ihm, freilich nur mit 35 Mann zu Hülfe. Aber die Philhellenen Voutier, Normann (der bald darauf ſtarb) ꝛc. trafen gute Vertheidigungsanſtalten, und in Morea wurden Hülfstruppen gerüſtet. Omer Vrione hätte die anfangs von nur 3—400 Mann vertheidigte Stadt im erſten Anlauf nehmen können, war aber eiferſüchtig auf Juſſuf Paſcha, der die Stadt von der Seeſeite einſchloß. Beide unterhandelten, wem die Beute zufallen ſollte, und unterdeß entſchlüpfte ſie beiden. Die Beſatzung verſtärkte ſich durch Flüchtlinge, die von den ioniſchen Inſeln weggeſchickt wurden, und durch Moreoten. Der erſte Sturm der Türken am 6. Januar 1823 wurde rühmlich abgeſchlagen und am 12. zog Omer davon.

Als Maurokordatos nach Morea zurückkehrte, fand er keinen Dank, ſondern mußte ſich den Umtrieben und Gewaltthätigkeiten Kolokotronis durch die Flucht nach Hydra entziehen. Kolokotronis handelte im ruſſiſchen Intereſſe, während Maurokordatos mehr Hoffnung auf England und Frankreich ſetzte. Im Laufe des Sommers machten die Inſelgriechen eine Landung in Aſien bei Senderli und plünderten und verbrannten türkiſche Dörfer, was aber die Türken gleich wieder durch Niederbrennung der griechiſchen Stadt Pergamus rächten. Ein Einfall des Juſſuf Paſcha von Theſſalien her endete mit der Auflöſung ſeiner Truppen, indem die Albaneſen in ſeinem Lager ſich empörten. Im Oktober aber brachte Omer Vrione wieder ein größeres Heer zuſammen, bei dem ſich namentlich viele tapfre Mirditen befanden, die als Chriſten keinen Anſtand nahmen, gegen Chriſten zu fechten. Markos Bozzaris überfiel den türkiſchen Vortrab bei Nacht und mordete entſetzlich, verlor aber ſelbſt ſein Leben und wurde feierlich zu Miſſolunghi begraben. Ein Angriff auf dieſes Bollwerk ſelbſt erfolgte von Seiten Omers in dieſem Jahre noch nicht. Dagegen ſchickte Mehemed Ali von Aegypten Truppen nach Kreta unter Muſtapha Bey, der die Griechen bei Armurgeli ſchlug, 600 derſelben (meiſt Weiber und Kinder) bald darauf in der Höhle von Stonarambella mittelſt Rauch erſtickte und 7000 andre in die Sklaverei ſchleppte. Am Ende des Jahres 1823

ergab ſich Akrokorinth an Nikitas, der die Gefangenen wieder ſchonte. Eine einheitliche Regierung war in Griechenland nicht mehr vorhanden; jeder that, was er wollte. Daher geſchah auch in dieſem Jahre ſo wenig. Die Türken aber zeigten gleiche Indolenz.

Im nächſten Jahre 1824 kam in den Philhellenismus ein größerer Schwung, das weſtliche Europa fing an, die Griechen kräftiger als bisher zu unterſtützen, und zugleich begann das diplomatiſche Spiel um Griechenland. Auf dem Congreß von Verona und während der Pacification Spaniens waltete das Princip der Legitimität in ſolcher Strenge, daß die Griechen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, von allen chriſtlichen Mächten, ſelbſt von Rußland im Stich gelaſſen waren. Auch England that nichts. Der engliſche Lord-Oberkommiſſär auf den ioniſchen Inſeln, Maitland, ein Mann von abſchreckender Häßlichkeit und ein hochfahrender Ariſtokrat, that den Griechen überall Abbruch. Hätte der Sultan um dieſe Zeit ſeine Kräfte angeſtrengt, ſo würde er den ermattenden Aufruhr in Griechenland beſiegt haben. Er wartete aber unklugerweiſe, bis die Griechen wieder Beiſtand von außen erhielten, und ließ Milde walten, ohne Zweifel in der Abſicht, den ruſſiſchen Zorn zu verſöhnen. Er ſetzte neue Hoſpodare in der Wallachei und Moldau ein, die Fürſten Ghika und Sturdza, ließ den neuen Patriarchen Eugenios, der 1822 ſtarb, mit großem Pompe begraben und die türkiſchen Banditen, die ferner noch friedliche Griechen in der Hauptſtadt mordeten, hinrichten. Am 1. März 1823 verzehrte ein großer Brand in der Hauptſtadt 12,000 Häuſer. Rußland hielt noch Frieden, aber Kaiſer Alexander ließ durch den Grafen Neſſelrode den übrigen Großmächten vorſchlagen, Griechenland unter vier Hoſpodare zu vertheilen und in ein Verhältniß zur Pforte zu ſetzen, gleich dem, in welchem ſich die beiden Donaufürſtenthümer befanden. Die Großmächte zeigten ſich indeß nicht geneigt, darauf einzugehen, ſie hielten einſtweilen noch an der Legitimität des Sultans feſt und hatten ſich damals noch nicht in die Frage vertieft, wie ſich wohl der Widerſpruch zwiſchen der Nothwendigkeit, dem ruſſiſchen Uebergewicht im Orient entgegenzuwirken,

und der Chriſtenpflicht, die Griechen vom Türkenjoche zu befreien, würde löſen laſſen. Dagegen nahmen die Bevölkerungen die Frage auf. In Deutſchland hatte eine warme Begeiſterung für das alte Hellas ſchon viele unglückliche Philhellenen dorthin, wenn auch nur ins Verderben getrieben. Jeder Zeitgenoſſe weiß, daß der Philhellenismus in Deutſchland das Motiv der Kreuzzüge nicht hatte. Nicht um den Chriſten gegen die Muhamedaner zu helfen, zogen die Philhellenen aus, ſondern lediglich aus Schwärmerei für das antike, heidniſche Griechenland. Die meiſten aber waren Abenteurer, die entweder um jeden Preis eine Thätigkeit ſuchten, oder die ihre Laufbahn in der Heimath verfehlt ſahen (wie Normann). Die gebildete Claſſe in Deutſchland, die für die Griechen ſchrieb, ſang und Geld ſammelte, war eben ſo wenig chriſtlich, ſondern nur antik heidniſch begeiſtert. Es iſt zu verwundern, wie ſehr ihr jede Einſicht in den wahren Zuſtand des griechiſchen Klephten- und Primatengeſindels mangelte, wie ſie, auch wo ſie ſehen mußte, nicht ſehen wollte und ſich ſelbſt belog. In England hatte der Philhellenismus eine praktiſchere Seite. Die Engländer wollten den Einfluß im Orient wenigſtens mit den Ruſſen theilen, wenn ſie die Ruſſen nun doch nicht verhindern konnten, welchen zu üben. Auf britiſchem Boden regte Bowring ſeit 1823 das Mitleid an. Maitland war eben geſtorben, man ſah nicht mehr durch ſeine Brille. Man hielt Meetings zum Beſten der Griechen.

Als nun im Anfang des Jahres 1824 die von Argos verſprengten Mitglieder der Regierung und des geſetzgebenden Körpers ſich wieder zuſammenfanden und Abgeordnete nach London um Geldhülfe ſchickten, fanden dieſe die engliſchen Capitaliſten geneigt zu einer Anleihe von 800,000 Pfund Sterling. Kaum langte die Nachricht davon in Griechenland an, ſo ſtand die vorher verachtete und mißhandelte Regierung gleich wieder im beſten Credit, und Kolokotronis ſowohl, wie die Mainotten, trachteten nur, das neue Geld liſtig in ihre Taſchen zu leiten. Kolokotronis hatte noch Nauplia im Beſitz, er überlieferte es jetzt der Regierung gegen 25,000 Piaſter. Die kürzlich mit ihm verſchwiegerte Frau Bobo-

lina hatte übrigens die Zeit benutzt, um Nauplia auszubeuten, ja ſie hatte ſogar die Kanonen von der Feſtung weg verkauft. Ehe noch die Anleihe flüſſig wurde, kam der berühmte engliſche Dichter, Lord Byron, mit eigenem Geld und Waffen als Philhellene an und landete in Miſſolunghi. Hier hatte Maurokordatos eben aufs neue Anſtalten getroffen, um dem befürchteten neuen Angriff der Türken zu begegnen, aber weil ihm Geld fehlte, konnte er die Truppen nicht befriedigen, die ihn verlaſſen wollten. Da half Byron aus, über den die tapfern Hellenen wie Harpyen herfielen. Der Lord nahm die Sulioten in ſeine Dienſte, kaum aber hatten ſie die reiche Löhnung, ſo gehorchten ſie ihm nicht, ermordeten einen deutſchen Philhellenen und belagerten den Lord, als er ſie entließ, in ſeinem eigenen Hauſe, bis er gezwungen war, ihnen noch 3000 ſpaniſche Thaler zu zahlen, damit ſie nur abzögen. Der Unmuth und das Clima zogen ihm ein Fieber zu, an dem er am 19. April ſtarb, nachdem er nur drei Monate lang in Miſſolunghi geweſen war. Dieſer wunderbare Lord war erſt 37 Jahre alt, erzogen in der Ueppigkeit ſeines Standes und dennoch der glühendſte Schwärmer für Völkerfreiheit, ein Britte und doch ein Atheiſt; ein Dichter, wie es keinen zweiten ſo hohen Geiſtes im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und doch durch und durch unnatürlich. Eine ſolche Erſcheinung kann man aber nicht zufällig nennen. In ſeinem Geiſt reflectirt ſich die Unnatur der ganzen Zeit mit dem Ekel, den ſie einer poetiſchen Seele einflößen mußte, ohne daß er die Kraft beſaß, ſie in ſich ſelbſt zu überwinden. Auch ſein Tod war nichts Zufälliges. Die Unnatur auf der höchſten Geiſtesſtufe mußte untergehen im Kampf mit dem Natürlichen und Gemeinen auf der niedrigſten Stufe, dem Schmutz der Neugriechen. Indem er ſtarb, rollte Gottes gewaltiger Donner in einem ſchauerlichen Gewitter über Miſſolunghi.

Mit Byron war der engliſche Oberſt Stanhope gekommen, der zu Odyſſeus ging, um ihn zum energiſchen Kampf gegen die Türken zu bewegen. Der liſtige Odyſſeus täuſchte ihn völlig, gab ſich das Anſehen eines gutherzigen Barbaren, der aufrichtig nach

Bildung ſtrebe, lockte ihm aber nur ſeine Vorräthe ab und lachte ihn hinterdrein aus. Stanhope wurde nach England zurückberufen. Odyſſeus ging ſofort nicht nur zu den Türken über, ſondern machte auch mit ihnen vereinigt einen Raubeinfall ins griechiſche Gebiet. Guras hielt ihn auf und Odyſſeus, dem bange wurde, die Türken könnten doch am Ende ſeinen Kopf dem Sultan ſchicken, lief wieder zu den Griechen über. Aber Guras ließ ihn feſtnehmen und am 17. Juni hinrichten. Seine Schätze wurden in einer unzugänglichen Höhle am Berg Parnaſſus noch lange von ſeiner Familie vertheidigt, endlich aber gegen eine Amneſtie der griechiſchen Regierung ausgeliefert.

Auf Guras geſtützt konnte Kolettis, der durch ſeinen Geiſt die Regierung energiſcher leitete, als es bisher Maurokordatos vermocht hatte, einen andern Verräther, den Kolokotronis ſtürzen. Da derſelbe wieder offenen Aufruhr erhob und die Seinigen Dörfer plünderten, rückten die Regierungstruppen gegen ihn aus. Sein Sohn Panos fiel in einem Gefecht, er ſelbſt wurde gefangen und nach Hydra in ein Kloſter geſchickt. Im Auguſt ſetzte ſich die Regierung mit dem neuen engliſchen Miniſter Canning in Verkehr und erhielt von ihm die erſte freundliche Note.

Mittlerweile hatten die Türken einen großen Schlag vor. Die Aegypter hatten bereits Kreta beſetzt, mordeten von hier aus die Inſel Koſſos grauſam aus und ſchickten eine große Flotte dem Sultan zu Hülfe. Der neue Kapudan-Paſcha, Chosref, überfiel plötzlich am 3. Juli 1824 die Inſel Ipſara, landete unbemerkt Truppen und griff die Stadt von hinten an. Die Inſulaner retteten ſich zum Theil zu Schiffe, der Reſt aber ſprengte ſich im Fort Nicolas mit den ſtürmenden Türken zugleich in die Luft oder ſtürzte ſich ins Meer. Wie es dabei herging, mag man aus dem einzigen Zug erkennen, daß eine 50jährige Tante des Kanaris zwei engliſche Meilen weit im Meere ſchwamm, bis ſie ein Schiff erreichte. Aber Kanaris rächte ſeine Vaterſtadt, denn ſchon am 15. Juli überfiel er mit der griechiſchen Flotte die türkiſche beim Cap Liminari und zerſtörte theils unmittelbar, theils dadurch, daß er ſie an die felſigen Küſten trieb, nicht weniger als 23 türkiſche Schiffe

mit Mann und Maus. Da unterdeß ein Theil der griechischen Anleihe flüssig geworden war und die Inselgriechen Geld erhielten, zeigte sich ihre Flotte doppelt eifrig und überfiel die türkisch-ägyptische Flotte abermals bei Samos, am 17. August, wo sie ihr drei große Schiffe verbrannte. Später verbrannte Miaulis ein großes tunesisches Schiff und wurden noch viele kleinere genommen und scheiterten.

Hatte der Sultan bisher aus Rücksicht auf Rußland, oder wegen der leidigen Oligarchie der Paschas, die selbst immer unter einander uneinig und stets von Aufständen der soldgierigen Truppen bedroht waren, die Macht nicht in Bewegung gesetzt oder setzen können, die den griechischen Aufstand bewältigt hätte; so glaubte Mehemed Ali von Aegypten, der Halbheit oder Schwäche der hohen Pforte zu seinem eigenen Nutzen nachhelfen zu müssen. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als das türkische Reich, wenn etwa der Sultan und die Familie Osman gestürzt würde, zu erben. Seine Macht im Süden war fest gegründet. Er wollte jedenfalls den Süden der europäischen Türkei nicht fahren lassen und seine Hand bei Zeiten darüber decken. Da seine Flotte allein gegen die griechische nicht ausreichte, schickte er nunmehr unter seinem angenommenen Sohn, Liebling und präsumirten Thronfolger Ibrahim eine Landarmee von 17,000 Mann nach Morea. Diese Truppen waren keine Räuberhorden wie die Albanesen, sondern auf europäische Art eingetheilt und exercirt, kleine schwarze Kopten oder Neger in rothen Uniformen, affenartig, aber sehr tüchtig. Am 23. Februar 1825 landete Ibrahim bei Modon. Die Griechen bildeten sich ein, weil sie schönere Leute seyen, als die Aegypter, sie leicht besiegen zu können, und die Regierung hatte diesmal alle Klephtenbanden zusammengebracht, so daß die Armee 5—6000 Mann stark war, angeführt von Kosta Bozzaris (Bruder des Marko), Tzavellas, Karaiskakis, Kara Tasso ꝛc. Aber beim ersten Angriff wurden sie von den wohldisciplinirten Aegyptern wie Spreu auseinandergejagt und verloren 600 Todte. Nun schritt Ibrahim zur Belagerung von Navarin und nahm durch Ueberfall die Insel

Sphakteria, die vor derſelben liegt. Von hier konnte ſich Maurokordatos nur wie durch ein Wunder retten. Miaulis aber überfiel ſeinerſeits die ägyptiſche Flotte bei Modon und zerſtörte ihr 20 Schiffe, darunter eine große Fregatte. Dann zog er gegen die türkiſche Flotte unter dem Kapudan-Paſcha aus, der gegen Miſſolunghi ſegelte, und zerſtörte ihr ebenfalls eine ſchöne große Fregatte. Dagegen wurde ein griechiſches Schiff von Hydra durch einen türkiſchen Sklaven in Brand geſteckt und in die Luft geſprengt. Zur Rache ſchlachteten die Hydrioten 200 türkiſche Gefangene ab.

Navarin fiel im Mai und Ibrahim begann Streifzüge ins Innere von Morea. In dieſer Noth vergaßen die Griechen ihren Hader und Kolokotronis wurde zurückgerufen. Es gelang ihnen, ein Corps Aegypter in Arkadien zu ſchlagen. Aber ſie verbrannten die Stadt Tripolizza, weil ſie ſich nicht ſtark genug fühlten, ſie zu vertheidigen. Ibrahim verbrannte Argos und kam bis vor Nauplia, fürchtete aber, wenn er ſich hier zu lange aufhielte, im Rücken gefaßt zu werden, und kehrte wieder um. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich darauf, von Modon aus Raubzüge zu machen, was freilich dem großen Zwecke ſeiner Sendung nicht entſprach. Aber Mangel an Lebensmitteln und das Terrain erſchwerten außerordentlich jede dauernde Beſetzung Moreas in allen ſeinen Richtungen. Jede einzelne Beſatzung wäre beſtändig bedroht geweſen. Ibrahim mußte ſeine Truppen möglichſt zuſammenhalten.

In derſelben Zeit ſchickte der Sultan ſeinen Liebling und Großvezier Redſchid Paſcha mit großer Macht gegen Miſſolunghi. Redſchid war ein armer Sclave aus Georgien, hatte ſich aber durch Schönheit und Geiſt emporgeſchwungen. Er kam nach Janniua, gewann die bisher immer ſchwierig geweſenen Arnauten- und Armatolenchefs durch Geld und Verſprechungen und zog vor Miſſolunghi am 25. April 1825. Der Kapudan-Paſcha, Chosref, ſollte ihn von der Seeſeite her unterſtützen, floh aber vor Miaulis eiligſt davon. Die Stadt lag am Meere an einer ſumpfigen Ebene und war auf der Landſeite nur durch einen Erdwall und doppelte Gräben geſchützt. Die Griechen hatten diesmal 5000 Mann darin,

viele Armatolen, auch den Reſt der Sulioten unter dem alten Nothi Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis ꝛc. Sie vertheidigten ſich muſterhaft, ſchlugen jeden Sturm ab und ſprengten viele Türken wiederholt durch Minen in die Luft. Der ergrimmte Sultan befahl nun, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und ſo mußte auch Ibrahim, der im Oktober Verſtärkungen aus Aegypten erhielt, ſein Hauptquartier nach Patras verlegen, um von hier aus mit gegen Miſſolunghi zu operiren. Im Januar 1826 ſetzte er über und ſchloß ſein Lager dem Redſchid Paſchas vor der Stadt an. Trotzdem gelang es immer noch Inſelgriechen und Joniern, heimlich zu Waſſer Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Ibrahim und Redſchid waren uneins, was die Energie der Belagerung lähmte. Die Griechen ließen noch immer Minen ſpringen und machten glückliche Ausfälle. Tzavellas tödtete bei einem ſolchen Ausfall am 6. April gegen tauſend Aegypter. Allein die Stadt wurde von allen Seiten immer mehr eingeſchloſſen und durch Kähne, die Ibrahim überall in den ſeichten Sümpfen vertheilte, wurde die Zufuhr auch von der See her gänzlich abgeſchnitten. Da zwang der Hunger die Beſatzung in der Nacht des 2. April, heimlich auszuziehen, und es gelang ihr wirklich, durch einen raſchen Ueberfall der feindlichen Schanzen ſich einen freien Weg zu bahnen. Im Allarm aber mißverſtanden die vielen Zurückgebliebenen die Befehle, glaubten es ſey zum Rückzug in die Batterien commandirt und ſtürzten in die leere Stadt zurück, meiſt Weiber und Kinder. Mit ihnen die Türken und Aegypter, die alles mordeten und ſich unter einander ſelbſt um die Beute ſchlugen. Durch Sprengung des Pulvermagazins kam eine große Menge von ihnen um. Gerettet hatten ſich 1800 Mann mit 200 Weibern.

Die Griechen begannen zu verzagen und ſuchten ängſtlich auswärtigen Schutz. Kolokotronis hoffte auf die Ruſſen, Maurokordatos auf England, Kolettis aber ließ ſich durch einen franzöſiſchen Agenten bethören, ſeinen Landsleuten den Herzog von Orleans zum Regenten vorzuſchlagen, deſſen unermeßliches Vermögen allerdings für Griechen die beſte Lockſpeiſe war. Die Anleihe nämlich zog

nicht mehr, die Griechen wurden für ihre Habgier und Betrügerei durch noch größere Meiſter in dieſen Laſtern, die Nordamerikaner, beſtraft. Die Häuſer Roy Bayard und Howland in New-York hatten es übernommen, zwei Fregatten für die Griechen auszurüſten, lieferten aber nachher die Schiffe nicht außer gegen enorme Nachbezahlungen und bekamen Recht beim Congreß, der eine Fregatte an Zahlungsſtatt zurückbehielt, obgleich bereits 200,000 Pfund Sterling von der griechiſchen Anleihe dafür bezahlt worden waren. Ebenſo betrog ein gewiſſer Galloway das engliſche Philhellenen-Comité bei Lieferung ſchlechter Dampfſchiffe, die der engliſche Lord Cochrane, ein geübter Seeheld, den Griechen zuführen ſollte, und auch dieſe Summe mußte von der Anleihe beſtritten werden, ſo daß von derſelben kein Geld mehr für die ſoldgierigen Räuber in Morea übrig blieb.

Schlechter hatte die Sache Griechenlands nie geſtanden; allein der Tod des Kaiſer Alexander und das energiſche Vorgehen ſeines Nachfolgers gegen die Türkei machte ein Einſchreiten der andern Großmächte gebieteriſch nothwendig und Griechenland wurde ein Spielball der Diplomatie.

Sechstes Buch.

Canning und Nicolaus.

In England herrſchte nach dem Sturze Napoleons immer noch dem Namen nach der eingeſperrte, alte wahnſinnige König Georg III., die Regierung wurde aber von ſeinem Sohn und Nachfolger, dem Prinz-Regenten Georg geleitet, einem Herrn von würdevollem Anſtand, aber üblen Sitten, der nur ſ. g. noble Paſſionen hatte und ſich deshalb ganz den Tories, d. h. der Partei der extremſten Ariſtokratie, hingab.

Die Ariſtokratie in England war im unbeſtrittenen Beſitz der Macht. Der König durfte nicht wagen, eine andere Meinung zu haben als ſeine Miniſter. Die Miniſter gingen aber aus der Mehrheit des Parlamentes hervor und das Parlament wurde ausſchließlich von der Ariſtokratie zuſammengeſetzt. Im Oberhauſe ſaßen die reichen Herzoge, Lords und (reformirte) Biſchöfe; im Unterhauſe hätten eigentlich unabhängige Bürger ſitzen ſollen, allein die Wahlen hingen größtentheils von alten, zum Theil kleinen und ganz verrotteten Ortſchaften ab, die Eigenthum der Pairs waren

(während neue und ſehr große Fabrikſtädte gar nicht vertreten waren), und da nun der engliſche Adel ſtreng an der Primogenitur hält und dem Erſtgebornen allein das ganze Erbe überlaſſen bleibt, trug man Sorge, die nachgebornen, mithin vermögensloſen Söhne, die auch nur bürgerliche Namen tragen durften, als Mitglieder des Unterhauſes unterzubringen, und ſomit beide Häuſer zu beherrſchen. Die wenigen Mitglieder des Unterhauſes, die nicht von der Ariſtokratie gewählt wurden, bildeten eine einflußloſe Minderheit oder wurden, wenn ſie großes Talent beſaßen, zu hohen Aemtern befördert und in die Ariſtokratie aufgenommen. Das Parlament war alſo durch und durch ariſtokratiſch. Man unterſchied aber innerhalb der Ariſtokratie ſelbſt zwei Parteien, die Tories, die das Volk verachteten und niederhalten wollten, die Whigs, die es ſchonen und zu ſeinem Beſten leiten wollten.

Die Whigs hatten ſich durch ihre Sympathien für die franzöſiſche Revolution geſchadet, im großen Kampf gegen Napoleon waren die Tories ans Ruder gekommen, vom Nationalhaß der Engländer getragen. Mancherlei Noth hatte das Volk während der Kriegszeit, als in einem Ausnahmszuſtand, geduldig ertragen. Erſt nach dem Frieden wurde der Druck der Tories fühlbarer. Das Miniſterium ſtand unter der Oberleitung des berühmten Feldherrn, Herzog von Wellington, der als Soldat an Gehorſam gewöhnt war und denſelben forderte, und des berühmten Diplomaten Lord Caſtlereagh, den ohne Zweifel das glänzende Beiſpiel des Fürſten Metternich blendete und der gern als zweiter europäiſcher Kutſcher zu ihm auf den Bock ſaß, um die Völker am langen Seile zu lenken. Beide, Wellington und Caſtlereagh, lebten noch in der Erinnerung der großen Kriege und der damaligen Allianzen fort und waren grundſätzliche Feinde jeder Bewegung zur Freiheit, die in die alten Revolutionsgreuel zurückführen konnte. Waren ſie nun auch durch die parlamentariſchen Formen gebunden und durch die engliſche freie Preſſe überwacht, und mußten ſie zuweilen das Sonderintereſſe Englands den vier großen Continentalmächten gegenüber wahren, ſo thaten ſie das doch immer nur auf eine laue

und dem Liberalismus feindliche Weise. Sie begnügten sich in Bezug auf die Gewaltmaßregeln, welche die Großmächte auf den Congressen gegen Italien und Spanien beschlossen, nur formell das Princip der Nichtintervention durch einen Protest zu wahren, ohne der Ausführung jener Beschlüsse irgendwie ernst entgegenzutreten.

Zugleich waren diese Minister als Mitglieder der hohen englischen Aristokratie persönlich bei einer Menge von Maßnahmen in Bezug auf innere Politik, namentlich in Bezug auf die Besteurung interessirt und lenkten in diesem Sinn das Parlament oder waren mit seiner Mehrheit vollkommen einverstanden, gleichsam verschworen zum Schaden des Volks. Die Lords, im Besitz des Grund und Bodens, trachteten ihr Korn so theuer als möglich zu verkaufen, hemmten daher die Einfuhr des fremden Getreides durch eine Kornbill 1815, und verweigerten die Grundsteuer 1816, während der bürgerliche Gewerbestand sein Brod theuer bezahlen mußte und in der Besteuerung nicht erleichtert wurde. Aber nicht einmal dem Landvolk kamen diese Maßregeln zu Gute, sondern nur den reichen Gutsbesitzern, die ihren Pächtern hohe Pachte auferlegten. Die ganze Gesetzgebung war nur auf den Vortheil der Lords bedacht. Das gemäß der Kornbill von den Lords zu theuer verkaufte Brodkorn konnten die armen Fabrikarbeiter bei der Niedrigkeit der Löhne nicht mehr kaufen. Daher brachen überall Theurungsunruhen und Arbeiteraufstände aus. An vielen Orten wurden die Kornwucherer angefallen und ihrer Vorräthe beraubt, an andern die Fabriken zerstört, deren Besitzer den Arbeitslohn nicht hatten erhöhen wollen. In den großen Fabrikstädten Manchester, Birmingham ꝛc. verfuhr das Volk gesetzlicher und berieth in großen Versammlungen. Am 2. Dezember 1816 fand eine solche Versammlung auch auf der weiten Wiese von Spafields bei London statt, geleitet von dem Demagogen Hunt, einem Verkäufer von Stiefelwichse. Ein großer Volkshaufe zog hierauf mit dreifarbigen Fahnen in die City (Altstadt von London) und plünderte einen Waffenladen, wurde aber ohne viele Mühe vom Militär auseinandergesprengt. Es gab nämlich in England damals viel mehr Militär als gewöhn-

lich. Man hatte die im Kriege benutzten Regimenter noch nicht aufgelöst; der Prinzregent und die Lords sahen im Heer ein sicheres Mittel ihrer Herrschaft gegenüber jeder Opposition. Das Ministerium verlangte vom Parlament die provisorische Suspension der Habeas-Corpus-Acte (das Bollwerk der persönlichen Freiheit in England), um gegen die Ruhestörer rasch und mit möglichster Willkür einschreiten zu können, und das Parlament gab nach. Nur wenige Stimmen, darunter die des Sir Francis Burdett, sprachen kraftvoll für das Volk (im Februar 1817). Die Folgen waren zahlreiche Verhaftungen unter den Arbeitern. Die von Manchester hielten eine neue große Volksversammlung und wollten nach London ziehen, wurden aber durch Militär auseinandergejagt. Im folgenden Jahr war alles ruhig und die Habeas-Corpus-Acte wurde wiederhergestellt. Aber die Unzufriedenheit dauerte fort.

Fuhren die Minister stolz über die Köpfe des Pöbels hinweg, so handhabten sie auch nach außen ihre Macht. Die Barbaresken oder nordafrikanischen, mit der Türkei nur noch im losesten Zusammenhange stehenden, von selbständigen Deys regierten Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis waren damals so frech geworden, daß sie, wie schon berichtet, selbst in die Nordsee eindrangen. Am meisten aber litten unter ihren Räubereien die italienischen Staaten, als die schwächsten. Ihrer nahm sich nun England an und eine Flotte unter Lord Exmouth erzwang von allen drei Barbaresken die Zurückgabe der christlichen Gefangenen, im Frühjahr 1816. Kaum aber war er wieder fortgesegelt, als an der Küste von Bona (zu Algier gehörig), die christlichen, meist maltesischen Korallenfischer, die seit alter Zeit das Recht genossen, hier Korallen einzusammeln, plötzlich von den Eingebornen überfallen und zu Sklaven gemacht wurden, die Mannschaft von etwa 300 kleinen Schiffen. Sogleich erhielt Exmouth Befehl, umzukehren und den Frevel zu rächen. Der edle Lord legte sich nun vor Algier, verbrannte (27. August) die ganze Barbareskenflotte, die dort im Hafen lag, und die Magazine, worauf der Dey alle Gefangenen frei und für alle Verluste Entschädigung gab.

Der Prinzregent verfolgte damals einen großen Plan. Er wollte nämlich seine einzige Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, ältestem Sohn des Königs der Niederlande, vermählen. Da in England die weibliche Nachfolge gilt, würden Charlottens Nachkommen England und die Niederlande vereinigt haben. Allein die Heirath kam nicht zu Stande, weil, wie es heißt, Charlottens Mutter, die mit dem Prinzregenten in Zwietracht lebende Prinzessin Karoline, es nicht erlauben wollte, in Wahrheit aber wohl, weil eine Verstärkung der englischen Marine mit der niederländischen den Interessen der Continentalmächte zu sehr widersprach, um nicht bedenkliche Zerwürfnisse herbeizuführen. Charlottens Bräutigam wurde nun der schöne Prinz Leopold von Sachsen-Coburg. Die Vermählung erfolgte 1817, aber Charlotte starb noch im Spätjahr. Da nun Mangel an Thronfolgern war, heiratheten die Brüder des Königs, die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, obgleich sie nicht mehr jung waren, noch in aller Eile, worüber die englische Presse ihren Spott ausschüttete. Der erstere blieb kinderlos; dem zweiten, Eduard von Kent, vermählt mit Prinzeß Victorie, Schwester des Prinzen Leopold von Coburg, wurde 1819 die Prinzeß Victorie als Thronerbin von England geboren. Der dritte Bruder, Georg von Cambridge, bekam einen einzigen Sohn, Georg. Zwischen dem Herzoge von Kent und Cambridge stand als vierter Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland in der Mitte, für den die Thronfolge im Königreich Hannover bestimmt war. Ein fünfter Bruder, Herzog von Sussex, war nur morganatisch vermählt.

Im Jahr 1819 trug Francis Burdett das erstemal im Unterhause auf eine Parlamentsreform an, die darin bestehen sollte, daß neben dem adeligen Grundbesitze auch das bürgerliche Gewerbe vertreten würde. Es war der Beginn eines großen, noch jetzt fortdauernden Kampfes nicht bloß der unvertretenen großen Städte gegen den allein vertretenen Landadel, nicht bloß der Industrie gegen den Ackerbau, sondern auch der Armen gegen die Reichen. Burdetts Antrag wurde, wie zu erwarten war, von der aristo-

kratiſchen Mehrheit verworfen. Dies wirkte auf das Volk zurück, die getäuſchte Hoffnung weckte Grimm und die Folgen waren neue Bewegungen unter den Arbeitern. Hunt veranlaßte eine große, von 60,000 Menſchen beſuchte Volksverſammlung bei Manchester, am 16. Auguſt, aber die Regierung befahl deren Auflöſung, und als ſich die Maſſen nicht fügten, mußte Militär einhauen, wobei 4—500 Perſonen getödtet oder verwundet wurden. Man hielt dieſen Ueberfall für unberechtigt und grauſam, das Volk blieb aber in den Schranken des Geſetzes und verhielt ſich ruhig. Nur auf geſetzlichem Wege, nur durch Reform hoffte es zum Ziel zu gelangen. Für die Volkspartei kam in dieſer Zeit der Name der Reformers, Radicalreformers oder Radicalen auf. Es iſt merkwürdig, daß damals auch ſchon communiſtiſche Theorien im engliſchen Volk umgingen, wie erſt viel ſpäter wieder in Frankreich. Ein gewiſſer Spencer, der ſchon geſtorben war, hatte ſeinen Anhängern, den ſ. g. Menſchenfreunden, die Lehre hinterlaſſen, aller Grund und Boden gehöre dem Volk und müſſe von Rechtswegen unter das Volk gleich vertheilt werden. Das Miniſterium ſchritt gegen die Unruhen wieder, wie vor zwei Jahren, mit großer Strenge ein und ließ viele Perſonen verhaften.

Am 29. Januar 1820 ſtarb der alte König und der Prinzregent beſtieg als Georg IV. den Thron. Wenige Wochen nachher wurde ein gewiſſer Tiſtlewood, Hunts Anhänger, ein lüderliches Subject, verhaftet, weil er eine Verſchwörung gegen die Miniſter eingeleitet hatte, die alleſammt bei einem Mittagsmahl ermordet werden ſollten. Nach kurzem Prozeß wurde er mit vier Mitſchuldigen am 1. Mai hingerichtet. Im April waren wieder die Arbeiter in Glasgow unruhig, wurden jedoch durch Truppen im Zaum gehalten.

Unmittelbar nach dem Prozeß, den man dem Pöbel gemacht, beging der König die auffallende Unbeſonnenheit, nun auch gleichſam der Krone ſelbſt einen Prozeß anzuhängen, indem er öffentlich ſeine Gemahlin Karoline als Ehebrecherin anklagen und vor Gericht ziehen ließ. Die Majeſtät konnte nicht tiefer beſchimpft,

die Ehrfurcht des Volkes vor der Dynastie auf keine gefährlichere Probe gestellt werden. Die Königin war schon früher einmal (1806) desselben Verbrechens angeklagt, aber freigesprochen worden. Das Volk hatte in seiner Haltung ungleich mehr Tact bewiesen als die Krone, indem es für die angeklagte Dame Partei ergriff, nicht als ob es sie für unschuldig gehalten hätte, sondern weil sie die hohe Dame war, deren Schwächen besser verschwiegen blieben. Der König schadete sich in der öffentlichen Meinung unendlich, indem er den häßlichen Prozeß nun wieder erneuerte, ein Verfahren, das ihm um so weniger ziemte, als er sich eigene Untreue und lasterhaftes Leben vorzuwerfen hatte *) und die Königin nur durch sein unwürdiges Betragen gegen sie so weit heruntergebracht hatte. Karoline hatte im Jahr 1814 England verlassen und, getrennt von ihrem Gemahl, auf Reisen zugebracht. Sie war in Neapel **), Griechenland, selbst im h. Lande gewesen, hatte sich aber am längsten und liebsten in Italien aufgehalten, insbesondere in einer Villa am Comersee. Ein gemeiner Italiener, Pergami, hatte sich vom Kammerdiener zum Ritter und Großmeister eines von ihr gestifteten Ordens erhoben und lebte mit ihr auf eine scandalöse Weise. Außerdem hatte sie einen schönen Knaben bei sich, von dem sie sich nie trennte. Sie nannte ihn Wilhelm Austin, und es soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn. Nach des alten Königs Tode kam nun Karoline nach England zurück, um als Königin an den Ehren Theil zu nehmen, die ihrem Gemahl widerfuhren. Das wollte nun aber der König um keinen Preis dulden und darum fing er den Prozeß an. Als die Königin

*) Als Wellington nach dem Siege bei Waterloo das erstemal wieder nach London kam, empfing ihn Georg IV. mit den Worten: „Wellington, o Wellington, Wellington! Wie stehts? Ich meine nicht die Politik, der Teufel hole die Politik! Wie gehts mit den Damen, mit den Damen, wie?

**) In Neapel traf sie damals noch Murat als König, hielt sich einige Zeit an seinem Hofe auf und machte sich lächerlich, indem sie (die damals schon 47 Jahr alt war) in phantastischen Costümen auftrat und unter andern einmal als „Muse der Geschichte" den armen Murat mit Lorbeern krönte.

landete, am 4. Juni, wurde sie trotz der Befehle des Königs, der jeden feierlichen Empfang untersagt hatte, vom Volk mit unermeßlichem Jubel, dem Geläute aller Glocken, Ehrenwachen, Deputationen und Illuminationen begrüßt. Ihr Zug von Dover nach London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Menschenmenge umwogte sie auf dem ganzen Wege und wünschte ihr Glück. In London stieg sie im Hause des Aldermann Wood ab und zeigte sich dem jubelnden Volk auf dem Balkon. Jeder, der an ihrem Hause vorüberging, wurde gezwungen, den Hut abzunehmen. Den Ministern warf man die Fenster ein.

Inzwischen war der Prozeß eingeleitet, und am 27. August erschien die Königin vor den Schranken der Pairs. Man hatte aus Italien und Deutschland Kellner und Mägde der Gasthöfe, in denen sie logirt, mit großen Kosten kommen lassen, um gegen sie zu zeugen. Aber der Vertheidiger der Königin, der große Rechtsgelehrte Brougham, schüchterte diese Zeugen dergestalt ein, daß sie lieber nichts zu wissen erklärten, und in London selbst herrschte eine so furchtbare Aufregung unter dem Volke, daß die Pairs sich genöthigt sahen, am 10. November die Anklagebill zu vertagen, d. h. zurückzunehmen. Das Volk veranstaltete sogleich eine allgemeine Illumination der Stadt und zwang alle Minister, ihre Hotels gleichfalls zu beleuchten. Dadurch noch mehr in ihrem Trotz bestärkt, blieb die Königin in London, zu ihrem Verderben. Sie vergaß, daß sie nach dem, was vorgefallen war, den König stürzen oder ihm weichen mußte. Sie war es auch dem Volke schuldig, das ihre Ehre so glänzend gerettet hatte, sich nun dankbar zurückzuziehen. Statt dessen blieb sie und machte darauf Anspruch, als der König sich krönen ließ, mitgekrönt zu werden. Am 19. Juli 1821 fand die Krönung des Königs statt; die Königin in vollem Putz fuhr in einer sechsspännigen Kutsche vor die Westminster-Abtei, wo die Ceremonie eben begann, wurde aber vom Gefolge des Königs zurückgewiesen. Sie blieb eine halbe Stunde und drang vor alle Thüren, aber immer mit demselben unglücklichen Erfolg und mußte endlich zurückfahren. Wenige Tage nach

dieſem ungeheuren Skandal ſtarb ſie, wie es hieß, an einem kalten Trunk im Theater Drurylane, am 7. Auguſt. Die Regierung wollte die Leiche ohne Aufſehen nach Harwich ſchaffen laſſen, ohne daß der Zug durch Londons Straßen führe. Aber das Volk erzwang einen feierlichen Leichenzug mitten durch London und ſperrte den von der Regierung beſtimmten Weg mit Barikaden. Unter dem Geſchrei, „hier kommt die Königin, die gemordete Königin!“ wollte das Volk die Leiche vor den Palaſt des Königs ſelbſt tragen, aber es wurde theils durch einen Angriff des Militärs, wobei wieder Blut floß, theils durch vernünftige Vorſtellungen der Conſtabler verhindert. Von Harwich wurde die Leiche zur See gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Braunſchweig beigeſetzt, denn die unglückliche Königin war die Tochter des unglücklichen Ferdinand von Braunſchweig, der bei Jena, und Schweſter des unglücklichen Wilhelm, der bei Quatrebras die Todeswunde empfing.

Der König war bei dem Begräbniß der Königin gar nicht in London anweſend. In dem Augenblick, in dem ſie erkrankte, machte er ganz unerwartet eine Reiſe nach Irland. Die Iren empfingen einen ſo ſeltenen Beſuch mit kindiſcher Freude und glaubten, der gute König komme endlich, ihre Leiden zu mildern. Aber Georg IV. hatte nur London entfliehen wollen, es war ihm ganz gleichgültig, wohin er ging. Auch blieb er nur, bis die Königin glücklich als Leiche über Meer geſchafft worden war, und in Irland blieb es nicht nur beim Alten, ſondern die Uebel wurden noch ärger. Dieſes unglückſelige Irland befand ſich immer noch in der kläglichen Lage, in die es durch die erſten engliſchen Eroberer und ſpäter noch durch Cromwell gebracht worden war. Die urſprüngliche iriſche und katholiſche Bevölkerung hatte allen Beſitz und alle Rechte verloren an eine Minderheit von engliſchen und proteſtantiſchen Eindringlingen. Auf 89 Katholiken kamen in Irland 11 Genoſſen der engliſchen Staatskirche und 8 Diſſenters. Die ganze große Inſel war in proteſtantiſche Bisthümer und Pfarreien eingetheilt und mußte die hohen Gehalte (8 Millionen Gulden) für die proteſtantiſche Geiſtlichkeit bezahlen, wenn auch gar keine Proteſtanten vor-

hauden waren, um eine Gemeinde zu bilden, und die betreffenden Biſchöfe und Pfarrer niemals nach Irland kamen, ſondern ihren Gehalt in England oder auf Vergnügungsreiſen verzehrten. Grund und Boden gehörten Engländern, die Iren waren nur Pächter und mußten hohes Pachtgeld zahlen. Dabei ſollten ſie mit ihrer Familie leben und aus Privatmitteln ihre katholiſchen Prieſter bezahlen. Sie waren daher ſchon längſt in die tiefſte Armuth geſunken, wohnten in den elendeſten Hütten und hatten kaum Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Alle Berichte aus jener Zeit ſtimmen in der Schilderung des grenzenloſen iriſchen Elendes überein. Im Spätherbſt deſſelben Jahres 1821, in welchem der König nach Irland gekommen war, konnten die meiſten Pächter ihre Pacht nicht bezahlen und wurden von den Grundherren im Beginn des harten Winters mit ihren Familien vertrieben, eine Härte, die der Erwartung von der Gnade des Königs grell widerſprach. Daher überall Unruhen ausbrachen. Die Aermſten ſchloſſen ſich an einander und bildeten geheime Geſellſchaften, die ſich vermummten und waffneten und nächtlicher Weile grauſame Rache an ihren Peinigern, den Grundherren, den Obrigkeiten und (proteſtantiſchen) Geiſtlichen übten und zuweilen ſelbſt dem gegen ſie ausgeſchickten Militär tapfern Widerſtand leiſteten. Das geheimnißvolle Haupt der Verſchwörung unterzeichnete die Befehle als Capitän Rock. Die Genoſſen erkannten ſich an weißen Bändern und hießen deßhalb weiße Buben (white-boys) oder Bandmänner (ribbon-men). Sie brannten Häuſer nieder, mordeten und wurden immer gefährlicher, bis das Parlament im Februar 1822 die Habeas-Corpus-Acte in Bezug auf Irland aufhob und das Miniſterium mit größter Energie einſchritt. Die bewaffnete Macht verbreitete Schrecken durch ganz Irland und ſtillte die Unruhen. Die Proteſtanten in Irland, Beamte, Geiſtliche, Grundbeſitzer erlaubten ſich aus Rache jede Willkür. Sie hatten ſchon längſt eine engere Parteiverbindung und hießen ſeit den Zeiten Wilhelms III. (aus dem Haus Oranien) die Orangemänner (orange-men). Eine furchtbare Hungersnoth mordete die ſo hart Gemaßregelten und Wehrloſen vollends in ſolcher Menge,

daß das Parlament wieder Mitleid fühlte und 200,000 Pfund Sterling Unterstützungen decretirte. Von einer gründlichen Heilung der Schäden in Irland war nicht die Rede. Das englische Volk, das freisinnigste der Erde, das ausschließliche Rechtsvolk, das sich seiner politischen und sittlichen Bildung vor allen andern bewußt war und rühmte, fand doch nichts Arges in der jahrhundertlang fortdauernden systematischen Mißhandlung der Iren und hatte für die letztern nicht mehr Gefühl, als ein Herr für seinen Hund.

Der Hauptträger des Systems, nach dem England bisher regiert wurde, Lord Castlereagh, oder wie er nach seines Vaters Tode betitelt wurde, Marquis von Londonderry, fiel im Jahr 1822 in einen stillen Wahnsinn. Ueberall glaubte er sich von Feinden verfolgt und sah, wie König Richard III. bei Shakspeare, die Rachegeister der Völker, die er hatte morden helfen, gegen sich herankommen. Man pflegte und hütete ihn aufs beste, aber am 12. August fand man ihn sterbend, er hatte sich mit einem Federmesser den Hals durchgeschnitten. Seine Leiche wurde zu denen aller großen Engländer in die Westminsterabtei geführt, aber das Volk rief ihm Verwünschungen nach und brach bei der Beisetzung in lauten Jubel aus. So stirbt ein Volksfeind. Ohne Zweifel theilte Castlereagh mit Metternich jene aristokratische Hoffahrt, die von den Leiden der Völker Notiz zu nehmen, für gemein gehalten haben würde, und jene gewissenlose Frivolität, ohne die man meinte, nicht Diplomat seyn zu können. Der edle Zorn, der in Lord Byron glühte, erklärt sich vorzugsweise aus seinem tiefen Haß gegen Männer, wie Castlereagh, Maitland, Hudson Lowe.

Georg Canning, ein Whig, der zu den Tories übergegangen und sogar schon einmal Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, aber 1809 in Folge eines Duells mit Castlereagh abgetreten war, wurde jetzt an dessen Stelle berufen. Der König that es ungern, auch Wellington war nicht ganz damit zufrieden, allein Lord Liverpool, auf den der König viel hielt, empfahl ihn. Auch schien Canning anfangs nur das alte System fortzusetzen, trat z. B. dem Einmarsch der Franzosen in Spanien, als einer schon vorher

ausgemachten Sache, nicht mehr entgegen, und ließ erſt nach und nach, indem er ſich erſt in ſeinem Amt feſter geſetzt hatte, ſeine liberalen Ideen durchblicken. Er war es, der in der engliſchen Politik eine große Aenderung hervorrufen und dadurch auch den Dingen in Europa eine andere Wendung geben ſollte. Alle Hoffnungen der unterdrückten Nationen, wie der bedrängten conſtitutionellen Parteien hingen ſich an Canning. Er ging den unterdrückten Gemüthern wie ein lichter Stern auf. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments im Anfang des Jahres 1823 kündigte die Thronrede zum erſtenmal Erſparungen und Verbeſſerungen im Innern an und rühmte, daß England ſich an der harten Maßregel gegen Spanien nicht betheiligt habe. Das war ein anderer Ton, als den man früher immer gehört hatte. Den Worten folgte die That. Ueber 200 harte und unredliche Beamte in Irland wurden abgeſetzt. Nach der Levante wurde der Befehl geſchickt, die Blokade der Griechen genau ſo zu reſpectiren, wie die der Türken. Die Emancipation der Negerſclaven in den Colonien wurde vorbereitet. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten wurden definitiv anerkannt. In Portugal wurde die Verfaſſung geſchützt. Doch war hier die Humanität mit dem Intereſſe verbunden. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten wurden von England anerkannt, weil Ferdinand VII., auf ſeine bourboniſchen Vettern in Frankreich geſtützt, Miene machte, jene Länder wiederzuerobern, was den freien Handel der Engländer dorthin bedroht hätte. Die Negerſclaverei ſollte aufhören, um den Amerikanern die Arbeitskräfte zur Beſchaffung der Colonialwaaren zu entziehen und dadurch die Einfuhr aus dem engliſchen Oſtindien zu fördern.

Zu der nämlichen Zeit begann in Irland die außerordentliche Wirkſamkeit des Rechtsanwalt Daniel O'Connel, der die geniale Idee verfolgte, Irland nicht mehr mit den alten iriſchen Mitteln (Empörung, Verſchwörung, Brandſtiftung), ſondern vielmehr auf engliſche Weiſe zu vertheidigen, in den Schranken des Geſetzes, mit dem Recht in der Hand und auf dem Wege des Prozeſſes. Er ſtiftete einen „katholiſchen Verein", gebot allen Iren Frieden und

Ruhe, unterſagte ihnen jeden ungeſetzlichen Widerſtand und machte ihnen begreiflich, daß nur das feſte Zuſammenhalten aller unter ſteter Beachtung der beſtehenden Geſetze ihnen die moraliſche Macht verleihen werde, der ſie bedurften, um eine dauernde Beſſerung ihrer Zuſtände durchzuſetzen. Die Wahrheit deſſen, was er ſagte, und die Macht ſeiner populären Beredſamkeit bezauberte ganz Irland. Alles gehorchte ihm. Canning aber kam dieſer loyalen Bewegung in Irland dadurch entgegen, daß er nicht nur, wie ſchon bemerkt, der Wuth der Orangemänner Einhalt that, ſondern auch auf dem Wege des Geſetzes die Emancipation der Katholiken anbahnte, die zur bürgerlichen Gleichſtellung der Iren mit den Engländern führen ſollte. Schon am 30. April 1823 ſchlug Canning dem Parlamente vor, die ſ. g. Teſtacte vom Jahre 1678, durch welche den katholiſchen Pairs aus Irland der Sitz im Oberhauſe entriſſen worden war, wieder aufzuheben. Das Unterhaus ſtimmte zu, aber das Oberhaus ſah hinter dieſem kleinen Anfang ſchon mit Beſorgniß ein ganzes Heer von weiteren katholiſchen Forderungen herannahen und lehnte die Bill ab. Die Motive der proteſtantiſchen Pairs waren: England ſey ein weſentlich proteſtantiſcher Staat, es verliere ſeinen Grundcharakter, wenn es die Katholiken den Proteſtanten gleich ſtelle. Irland ſey ein erobertes Land, nach immer wiederholten Rebellionen beſiegt, man dürfe dieſen ewigen Feind nicht erſtarken laſſen. Was man nicht ſagte, aber dachte, war das Hauptmotiv. Wenn je Irland bei ſeiner herrlichen Lage im Weſten von England in einen blühenden Zuſtand kam, ſo mußte es ſich eine Menge Vortheile aneignen, die bisher England allein genoſſen hatte. Nicht mit Unrecht pries O'Connel Irland als „die Smaragdinſel", die, wenn in ihr erſt Freiheit, ein geſicherter Rechtszuſtand und Wohlſtand herrſchen würden, in ihren Häfen mehr Schiffe ſehen würde, als England. Obgleich nun die Bill nicht durchging, ſo war es doch ſchon ein großer Fortſchritt, daß ſie überhaupt eingebracht worden war, daß man die Rechte der Katholiken in Betrachtung gezogen hatte, und es ließ ſich erwarten, die Bill werde zu gelegener Zeit wieder eingebracht werden.

Auch der landverderblichen Kornbill trat Canning entgegen und ſetzte wenigſtens eine Ermäßigung derſelben durch, ſo zwar, daß fremdes Getreide ſchon eingeführt werden durfte, wenn der Quarter 70 Schilling koſte (nach der Kornbill waren 80 Schilling erforderlich geweſen).

Der wichtigſte Act, womit das Miniſterium Canning ſeine kurze aber folgenreiche Thätigkeit ſchloß, war die Anerkennung der griechiſchen Freiheit. Canning hatte ſich von Anfang an den Griechen günſtig geſtimmt gezeigt, im Jahr 1824 war in England die große griechiſche Anleihe geſchloſſen worden. Canning ſchien nur der poetiſchen Schwärmerei des Lord Byron und der deutſchen Philhellenen nachzukommen, der Grund aber, warum er ſich der Griechen annahm, war ein ganz anderer. Die griechiſche Revolution war von Rußland veranlaßt, wenn auch ſcheinbar desavouirt worden. Rußland hatte die Mine angezündet, die das türkiſche Reich in Stücke riß, und paßte nur die Zeit ab, um ſich einzumiſchen und ſeine Beute wegzuholen. Durch die Beſitznahme Conſtantinopels würde aber Rußland ſo übermächtig geworden ſeyn, daß dadurch das bisher ſo ſorgfältig gehütete Gleichgewicht Europas eine gewaltige Störung erlitten haben würde. Deshalb lag es im Intereſſe nicht nur Englands, ſondern auch der andern Großmächte, in dieſer Beziehung Rußland Schranken zu ziehen. Bevor Canning engliſcher Miniſter wurde, hatte man verſucht, den Sultan aus eigener Kraft der griechiſchen Rebellion Meiſter werden zu laſſen, indem man einerſeits den Kaiſer Alexander ermahnte, von jedem Angriff auf die Türkei abzuſtehen, und andrerſeits die Griechen nicht unterſtützte. Seit aber Canning das engliſche Staatsruder lenkte, und zugleich die Unfähigkeit des Sultans, allein der Griechen Meiſter zu werden, klar geworden war, glaubte man einen andern Verſuch machen zu müſſen. Mehemed Ali von Aegypten, den der Sultan zu Hülfe gerufen hatte, beſaß ſchon eine ungeheure Macht in Aegypten, Nubien, Arabien. Wenn er ſich mit Rußland verſtändigte und dieſem den Norden der Türkei überließ, konnte er den Süden derſelben behaupten. Es war durchaus nothwendig, daß

die Weſtmächte dazwiſchen traten, ſey es um den Sultan gegen ſeine falſchen Freunde, wie gegen ſeine Feinde, zu ſchützen, ſey es, um das einmal thatſächlich befreite Griechenland in eigene Obhut zu nehmen und ſich deſſelben als eines Pfandes zu verſichern. Darin waren England, Frankreich und Oeſterreich vollkommen einverſtanden, daß man Rußland keine Eroberung in der Türkei machen laſſen dürfe. Die fünfte Großmacht, Preußen, hatte ſich damals ſchon Rußland zu ſehr hingegeben, um ihm mit gleicher Entſchiedenheit, wie die andern, entgegentreten zu können. Uneinig waren die drei Weſtmächte nur in Bezug auf Griechenland. Fürſt Metternich mißbilligte die Errichtung eines griechiſchen Staates, der ſchon der kirchlichen Sympathien wegen unter ruſſiſchen Einfluß kommen würde, während die geſchwächte Türkei nicht mehr im Stande ſeyn würde, ſich Rußlands mit den Waffen zu erwehren. Canning wollte dagegen die Griechen befreien, ſchon um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, und um den Einfluß, den England bereits von den ioniſchen Inſeln aus übte, noch weiter auszudehnen. Als Fürſt Metternich erkannte, er habe nur die Wahl zwiſchen Rußland und England, kam er der letztern Macht entgegen, reiſte im Frühjahr 1825 ſelbſt nach Paris und gewann Frankreich für die Anſicht, daß man England nachgeben könne unter der Bedingung, dem neuen griechiſchen Reiche einen König aus einer europäiſchen Dynaſtie zu geben. Canning wollte das letztere jedoch nur unter der Bedingung eingehen, daß die Griechen ſelbſt eine ſolche Wahl träfen.

In Frankreich war bereits am 16. September 1824 König Ludwig XVIII. geſtorben und hatte ſein Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. den Thron beſtiegen. Ohne die franzöſiſche Verfaſſung aufzuheben, mit welcher wie ſein Bruder fortzuregieren, er ſich zunächſt verpflichtet ſah und den Verſuch machen wollte, war der neue König doch ein entſchiedener Gegner des Liberalismus, von dem er überall nur Bedrängniſſe des legitimen Throns fürchtete. Desgleichen ſtimmte er auch mit dem Fürſten Metternich vollkommen in der Mißbilligung der griechiſchen Revolution überein,

konnte jedoch andrerſeits auch wieder nicht umhin, in der Bekämpfung des ruſſiſchen Uebergewichts auf Seite Englands zu treten.

Ungleich mehr Einfluß auf die griechiſche Angelegenheit übte die Thronveränderung in Rußland. Kaiſer Alexander hatte ſich bisher bewegen laſſen, für die Griechen nichts zu thun. Das war ihm durch eine einfache Politik geboten. Die Türkei ging auch ohne ſeine unmittelbare Einwirkung zu Grunde, er konnte ruhig abwarten. Hätte er gleich zugegriffen, ſo würde er außer dem verzweifelten Widerſtande der Türken auch noch die eiferſüchtigen Weſtmächte haben bekämpfen müſſen. Man würde Unrecht thun, dieſe Politik des Zuwartens dem Kaiſer als Schwäche auszulegen. Er hat in ſeinem Benehmen gegen Napoleon, wie gegen die Allianz in den Jahren 1808—1815 ſo viel Staatsklugheit bewieſen, daß es unerlaubt iſt, ihm zuzutrauen, er habe ſich ſpäter durch die frommen Gaukeleien der verblühten Frau von Krüdener im Ernſt leiten laſſen. Auch ließ er Griechenland nicht aus den Augen. Er forderte vom Sultan Rechenſchaft für die Hinrichtung des Patriarchen und verlangte die Herſtellung der zerſtörten Kirchen, als ob ihm ſchon ein Schutzrecht über die chriſtlichen Unterthanen des Sultans zugeſtanden hätte. Er behielt ſich jeden Augenblick die bewaffnete Intervention vor, wenn er ſie auch noch nicht eintreten ließ. Auch wußte der Sultan die ruſſiſche Macht recht wohl zu ſchätzen und gab nach, indem er die Chriſten, die nicht rebellirten, wirklich ſchonte und dem neuen Patriarchen auffallend ſchmeichelte.

Man glaubt, Kaiſer Alexander habe die Griechen nicht unterſtützt, weil er die Revolution in Rußland ſelbſt gefürchtet habe. Allein auch das iſt nicht wahrſcheinlich. Die geheime Agitation unter den ruſſiſchen Offizieren entbehrte jeder Popularität und mithin jeder Möglichkeit des Gelingens. Es war eine pure Nachäfferei des Carbonarismus, ausgehend von müſſigen jungen Edelleuten. Im ſchlimmſten Fall konnte daraus ein Mord und ein Thronwechſel hervorgehen, gewiß aber keine Aenderung der ruſſiſchen

Politik und des ruſſiſchen Staatsorganismus. Man hat den drei Geheimbünden (des Heils, der ruſſiſchen Ritter und der öffentlichen Wohlfahrt) in St. Petersburg und Moskau viel zu viel Bedeutung beigelegt. Sie ergingen ſich in theils conſtitutionellen, theils republikaniſchen Illuſionen, die am allerwenigſten in Rußland verwirklicht werden konnten. Preſſel, der Führer der geheimen Republikaner, trennte ſich von den Conſtitutionellen, die ihm nicht weit genug gingen, aber weder die einen noch die andern konnten nur auf den allergeringſten Anhang im Volke rechnen, welches von ihren aus weſteuropäiſchen Reiſeerinnerungen und Büchern entlehnten Phantaſien nichts verſtand, an ſclaviſchen Gehorſam gewohnt und gänzlich ungebildet war. Sollte der plötzliche und geheimnißvolle Tod des Kaiſer Alexander mit dem Treiben jener Geheimbünde im Zuſammenhange ſtehen, ſo bewieſen doch gerade die nächſten Folgen dieſes Todesfalles, daß ihre Berechnung ſie getäuſcht hat. Die gewohnte Ordnung der Dinge und der unabänderliche Gedanke der ruſſiſchen Politik konnten ſelbſt durch einen ſo raſchen Perſonenwechſel auf dem Throne nicht alterirt werden.

Zwei erſchütternde Ereigniſſe folgten ſich raſch aufeinander, am 19. November 1824 eine furchtbare Ueberſchwemmung der Stadt St. Petersburg durch eine Sturmfluth*) und ein Jahr ſpäter der Tod des Kaiſers. Alexander ſtarb auf der Reiſe in den Süden zu Taganrog am Aſow'ſchen Meer, nach ſehr kurzer Krankheit angeblich an einem Gallenfieber, am 1. Dezember 1825, und ſehr auffallenderweiſe ſtarb ihm ſeine Gemahlin, die badiſche

*) Die Höhe der Fluth war bedingt durch den Vollmond und anhaltenden Weſtwind, der vieles Waſſer aus der Nord- in die Oſtſee und aus dieſer in den finniſchen Meerbuſen trieb. Vor hundert Jahren hatte die damals kaum aus der Erde erſtandene Stadt ein ähnliches Unglück erfahren. Begreiflich knüpften ſich an dieſe Thatſachen ſchlimme Prophezeihungen einer künftigen Sturmfluth, in der die Stadt untergehen würde. Jedenfalls gehört dieſe den Fluthen ſo ſehr ausgeſetzte Lage Petersburgs zu dem vielen andern, was an dieſer Stiftung Peters des Großen unnatürlich iſt.

Eliſabeth, in kurzer Zeit nach, auf der Rückreiſe von Taganrog unterwegs am 16. Mai 1826, beide noch in ihren beſten Jahren, der Kaiſer erſt 48, die Kaiſerin 47 Jahre alt.

Der nächſte Bruder des verſtorbenen Kaiſers, Conſtantin, war Statthalter des Königreichs Polen, reſidirte in Warſchau und hatte ſich mit einer polniſchen Fürſtin morganatiſch verbunden. Ueberdies war ſein Temperament ein wenig ſcythiſch und er fühlte ſelbſt, daß er zur Lenkung eines großen Reichs nicht geeignet ſey, hatte daher ſchon unterm 14. Januar 1822 freiwillig eine Urkunde ausgeſtellt, worin er der Thronfolge zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Nicolaus entſagte. Als die Nachricht vom Tode Alexanders in St. Petersburg anlangte, handelte daſelbſt Großfürſt Nicolaus, als ob jene Urkunde nicht exiſtire, denn er ließ ſogleich die Truppen unter Gewehr treten und dem Kaiſer Conſtantin huldigen. Erſt als Conſtantin von Warſchau aus melden ließ, er nehme die Krone nicht an und auf jene Urkunde verwies, glaubte ſich Nicolaus berechtigt und verpflichtet, die Truppen noch einmal zuſammentreten und eine neue Huldigung vornehmen zu laſſen. Sollte ihm die Urkunde früher ſchon bekannt geweſen ſeyn, ſo erklärt ſich ſein Benehmen aus Loyalität; er wollte ſeinem Bruder Gelegenheit geben, öffentlich zu verzichten, ſeinem Volk und dem Ausland gegenüber beweiſen, daß er ſeinen Bruder nicht um ſein Erſtgeburtsrecht habe bringen wollen, daß jene ältere Urkunde nicht erſchlichen worden ſey. Nun trat aber der Mißſtand ein, daß die Truppen durch die ihnen zugemuthete zweimalige Huldigung verwirrt oder wenigſtens durch die Genoſſen der Geheimbünde verführt wurden, an der Regelmäßigkeit der zweiten Huldigung zu zweifeln.

Als dieſe zweite Huldigung am 26. December 1825 vorgenommen werden ſollte, empörte ſich ein Theil der Truppen und rief „es lebe der Kaiſer Conſtantin!“ Graf Miloradowitſch, der berühmte General von 1813 und 1814, wollte ſie beruhigen und belehren, fiel aber durch einen mörderiſchen Schuß. Nicolaus ſtieg zu Pferde, begab ſich an der Spitze eines Gardebataillons zu den

Aufrührern und fand beim Volk ergebenen Zuruf, nicht aber bei den Soldaten, die vor seinen Augen ihre Gewehre luden. Da zog er sich zurück, ließ die ihm treuen Regimenter vorrücken, und zugleich die Bischöfe mit erhobenem Kreuz den Rebellen im Namen Gottes den wahren und einzig legitimen Kaiser Nicolaus verkünden. Es waren hauptsächlich das Garderegiment Moskau und das Leibgrenadierregiment, die sich für Constantin erklärt hatten und die nicolaistischen Garden anfangs durch ein mörderisches Feuer zurücktrieben, bis sie von einer zahlreichen Artillerie niedergeschmettert und zersprengt wurden. Damit war der ganze Aufstand zu Ende und Kaiser Nicolaus wurde überall im Reich anerkannt. Erst hinterdrein erfuhr man etwas Näheres über den Antheil der Verschworenen an dem Petersburger Ereigniß. Ein junger Fürst Trubezkoi, Günstling des Kaisers und Oberst der Garde, war zum Haupt des Geheimbundes gewählt worden, der den Tod Alexanders benutzen wollte, um angeblich Rußland in eine Föderativrepublik zu verwandeln. Hatten sich die jungen Tollköpfe wirklich solche Einbildungen gemacht, so war nichts begreiflicher, als daß sie im Augenblick der Ausführung inne wurden, das Volk, die Armee könne sie gar nicht verstehen. Selbst wenn sie an der Spitze eines Theils der Garden gesiegt hätten, würden die Garden den Großfürsten Constantin (unter dem ihnen ganz fremden Worte Constitution dachten sie sich Constantins Gemahlin) und nicht eine Republik gewollt haben. Daher die Verblüfftheit. Trubezkoi, anstatt sich am 26. Dezember an die Spitze der Insurrection zu stellen, versteckte sich bei dem ihm verschwägerten österreichischen Gesandten und bat nachher den Kaiser um Gnade, wurde aber in die Bergwerke Sibiriens geschickt. Fünf Verschwörer, Pressel, Sergius Murawiew-Apostol, Ryliew, Bestuschef-Rumin und Kachowski wurden gehenkt, viele andere erlitten nur geringere Strafen. Von einer Schuld der Verschworenen am Tode des vorigen Kaisers verlautete nicht ein Wort.

Bald nach diesen Scenen in Petersburg begab sich Nicolaus nach Moskau, um sich in dieser heiligen alten Hauptstadt des

Reichs krönen zu lassen, und Großfürst Constantin selbst eilte von Warschau dahin, um der erste zu seyn, der ihm als seinem Kaiser huldigte, und dadurch die Wahrheit seiner früheren Entsagung öffentlich zu bestätigen. Beide Brüder umarmten sich vor den Augen des Volkes.

Kaiser Alexander war nicht groß von Gestalt, mehr weich und zierlich, überaus freundlich und gewandt gewesen, sein Bruder Nicolaus dagegen eine hochgewachsene heroische Gestalt, ritterlich schön und stolz. Sein Gesichtsausdruck verrieth einen festen Charakter. Man spürte bald, daß Nicolaus mit mehr Entschiedenheit als Alexander gegen die Türkei auftreten würde. Hatte der europäische Liberalismus in Canning unerwartet einen Vorkämpfer gefunden, so trat in Nicolaus eine neue große Persönlichkeit in die Zeit ein, um die bisherige Harmonie der fünf Großmächte und das europäische Gleichgewicht von der absolutistischen Seite her zu stören. Die breiten Ringe, in denen Europa eingeschmiedet schien, begannen sich zu lösen. Hier gewann die Opposition der Völker neuen Schwung durch Englands liberalen Minister, dort trat eine leise, aber tiefe Zwietracht unter den Herrschern ein aus Furcht vor Einem, aus Neid gegen Einen. Oesterreich verlor den Vorrang an Rußland.

Wenn früher sowohl Castlereagh als Kaiser Alexander dem Fürsten Metternich nachgegeben hatten, so hörte dieser, nachdem Canning und Nicolaus zur Herrschaft gelangt waren, auf, auch nur den Schein der Vormundschaft in der Pentarchie zu besitzen. Wenn Kaiser Alexander wenigstens scheinbar das spezielle Interesse Rußlands dem allgemeinen europäischen untergeordnet hatte, so ordnete jetzt Kaiser Nicolaus dieses unbedingt und offen jenem unter. Zum erstenmale trat Rußland dem ganzen übrigen Europa gegenüber, wie ihm früher unter Napoleon Frankreich gegenüber gestanden war. Damals zuerst maßte sich Rußland allein ein Gewicht an, schwer genug, um das der übrigen Großmächte aufzuwiegen.

Nicolaus regierte Rußland nach einem neuen System, das

ihm von Anfang an klar gewesen ist, wenn es auch nur nach und nach durchgeführt werden konnte, nach einem Systeme, welches dem seiner Vorfahren seit Peter dem Großen geradezu entgegengesetzt war. Peter der Große, Anna, die große Katharina, Paul I. und noch Alexander hatten das barbarische Rußland durch Fremde aus dem Rohen herausarbeiten, erziehen, bilden, exerciren und administriren lassen. Neben dem Adel der deutschen, Rußland einverleibten Ostseeprovinzen, spielten die talentvollen Deutschen und Franzosen, die nach St. Petersburg gekommen waren, um dort ihr Glück zu machen, oder die der Kaiser selbst für die einzelnen Zweige des Heer- und Seewesens, der Finanzen, der Civilverwaltung, des Unterrichts, der Bergwerke ꝛc. berufen hatte, die erste Rolle, und die einheimischen Bojaren (die jetzt s. g. russischen Fürsten), nur die zweite, oder wenn die russische Indolenz in einzelnen Individuen des Bojarenstandes aufstrebendes Talent und Geist aufkommen ließ, so nahmen diese die ausländische Bildung und Sitte an. Das alte barbarische Russenthum mit den langen Haaren und Bärten, dem halbtürkischen Kaftan, erhielt sich bei den älteren, vom Hofe fern lebenden Bojaren in Moskau, bei den Popen (Priestern), bei den Kaufleuten und bei den Bauern, machte aber keinen Anspruch darauf, besser seyn zu wollen, als das Fremde, sondern erkannte dessen Superiorität stillschweigend an. Erst Kaiser Nicolaus fiel auf den Gedanken, das alte Russenthum zu heben und die fremden Elemente zu verdrängen. Durch seine ganze lange Regierung zieht sich ein Grundgedanke, allmälige Russificirung aller nichtrussischen Nationen innerhalb seines großen Reiches und allmälige Gräcisirung aller nichtgriechischen Glaubensgenossen. Rußlands Unterthanen sollten sämmtlich in eine homogene Masse verschmelzen mit russischer Sprache und russisch-griechischem Glauben. Das Erlernen der russischen Sprache wurde durch wiederholte Ukase in den deutschen Ostseeprovinzen wie in Polen eingeschärft und zur Bedingung des Staatsdienstes gemacht. Wer eine Russin heirathete, dessen Kinder mußten in der russischen Kirche erzogen werden. Selbst fürstliche Personen des Auslandes mußten, wenn sie

in die kaiserliche Familie heiratheten, deren Glauben annehmen,*) während nie eine russische Prinzessin, die ins Ausland heirathete, den ihrigen ändern durfte. Es fehlte nur noch an gewaltsamer Bekehrung der nichtgriechischen Unterthanen, und auch diese sollte bald genug in Masse vor sich gehen.

Das Großartige im Systeme des Kaisers Nicolaus läßt sich nicht verkennen. Wenn man einen Blick auf die Erdkarte wirft, so sieht man das russische Reich über drei Welttheile ausgedehnt von Polen an durch den ganzen Norden Asiens bis hinüber nach Nordamerika. Es ist an Länderumfang das größte Reich auf Erden. Ein echter Großrusse darf wohl im Hinblick auf dieses ungeheure Reich stolz werden und die Universalmonarchie für erreichbar halten. Die Bevölkerung Rußlands steht zwar in einem auffallenden Mißverhältniß zu seiner räumlichen Ausbreitung, indem sie noch nicht 70 Millionen Seelen beträgt; allein sie wächst beständig durch die Leichtigkeit, mit der man in Rußland Familien gründet, durch Einwanderung und durch Eroberung. Ihren merkwürdig homogenen Kern bilden 35 Millionen s. g. Großrussen oder Moskowiter, unter denen alle Stände eine vollkommen gleiche Mundart reden. Diese Großrussen breiten sich nach allen Richtungen aus, theils in die bisher unbebauten Wälder und Steppen, um sie zu colonisiren, theils in die eroberten Länder, um sich mit den Einwohnern derselben zu vermischen, und die von der Regierung angestrebte allmälige Russificirung derselben zu erleichtern. Im Süden des europäischen Rußland allein liegen noch viele tausend Quadratmeilen der s. g. „schwarzen Erde" unbebaut, eine Erde,

*) Eine protestantische Prinzessin aus Süddeutschland, die einen russischen Großfürsten heirathen mußte, wollte durchaus ihren Glauben nicht ändern; da übernahm ein protestantischer Prälat die Sorge, ihr den Uebertritt als eine Pflicht begreiflich zu machen, und begleitete sie noch auf der Reise, um ihre Scrupel vollends zu besiegen. Mit welcher Verachtung durfte der dümmste russische Pope auf gelehrte Männer der lutherischen Kirche herabsehen, die so niederträchtig an ihrer eigenen Kirche handelten. Der Stolz der Russen gegen die Deutschen ist durch unsere eigene Erbärmlichkeit gerechtfertigt.

die da, wo sie schon lange bebaut ist, seit hundert Jahren, ohne jemals gedüngt worden zu seyn, die reichste Weizenernte trägt. Eine noch weit größere Ausdehnung aber steht der großrussischen Colonisation nach Osten hin bevor, von der Wolga zum Ural, und wieder vom Ural zum Altai in dem gesegneten Boden und herrlichen Klima des südlichen Sibirien.

Auch darf man nicht, wie oft geschieht, geringschätzig auf die russische Nation herabsehen. Obgleich, oder gerade weil sie noch nicht von der westeuropäischen Cultur beleckt ist, besitzt sie noch antike Eigenschaften uneigennütziger Hingebung, kindlicher Pietät, blinden Glaubens und blinden Gehorsams, die, wenn sie von dem Herrscher nicht mißbraucht werden, dem Volke mehr Glück gewähren, als die zügellose Freiheit. Gegenüber der revolutionären Verwilderung im Westen konnte Kaiser Nicolaus mit Stolz auf seine treuen Russen blicken, und denselben auch eine welthistorische Mission zuweisen.

Allein das System des Kaisers war schwer durchzuführen. Die Indolenz der Altrussen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu vertreten. Er mußte die Deutschen in den höchsten Aemtern behalten, Nesselrode für die Diplomatie, Diebitsch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die dem europäischen Westen entlehnte Einrichtung im Staate um so weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centralisiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchalischen Formen war daher unmöglich, und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altrussenthum fremdartigsten Anstalten, kamen erst recht in die Blüthe. Peter der Große hatte seine Russen für unfähig gehalten, ohne fremde Lehrer und Lenker zu etwas zu kommen. In der That fängt schon die älteste russische Chronik (des Nestor) damit an, daß die Russen erklären, sie können sich nicht selbst regieren, und sich einen Herrn bei den Warägern (Schweden) holen, und hat Rußland erst wieder seit Peter, d. h. seitdem es Fremde ins Land rief, die es regierten, eine große welthistorische Rolle gespielt. Wenn nicht

durch das regierende Haus Holstein-Gottorp, durch den deutschen Adel der Ostseeprovinzen und durch die eingewanderten Deutschen so viel fester Stahl in die russische Regierung gekommen wäre, würde sie längst wieder in halborientalische Schlaffheit versunken seyn. Der Nationalrusse hat von Natur nicht die Anlage, wie die germanischen und romanischen Stämme, zu ritterlichem Ehr- und bürgerlichem Freiheitsgefühl. Durch und durch sanguinisch, gutherzig, liebkosend, schmeichlerisch, alles küssend, geräth er im nächsten Augenblick in Zorn, beschimpft und prügelt alles. Er nimmt sich selbst nichts übel und vergißt leicht, was er schon versprochen und gewollt hat. Von Mein und Dein fehlt ihm der strengere Begriff. Dazu gesellt sich ein Sichgehnlassen in Unreinlichkeit und Branntweingenuß. Es wird ihm leicht, im Schmutz zu leben, zu lügen, zu stehlen und sich prügeln zu lassen. Trotz seiner Munterkeit ist er indolent und scheut besonders jede Geistesarbeit. Daher die Kirche in Rußland ins dumpfeste und stumpfeste Popenthum versunken und die Bildung und Literatur nur ein Abklatsch der deutschen und französischen ist.

Thatsächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maße zugenommen, in welchem Kaiser Nicolaus dem russischen Nationalcharakter schmeichelte. Wenn deutscher Ernst hätte vorwalten dürfen, würden Diebstahl und Unterschleif eine so ungeheure Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blasius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem russischen Gouvernement die Millionen, die der Kaiser den Nothleidenden gesendet, in den Taschen der Beamten verschwunden seyen und der Hunger fortgewüthet habe. Sehr bezeichnend für russische Zustände ist die Sage (wenn es nicht etwa Thatsache ist), daß der Kaiser zwanzig Jahre lang ein großes Hospital unterhalten habe, was nur auf dem Papier existirte, und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taschen des Gouverneurs verschwanden. Wie selbst Ehrengeschenke des Kaisers, Dosen, Uhren, Brillantringe ꝛc. von seiner nächsten Umgebung verfälscht und die echten zurückbehalten, nur die falschen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben so bekannt sind die

ungeheuren Unterſchleiſe bei der Armee. Nicht nur herrſchte bei der Aushebung der Rekruten die größte Willkür und Beſtechlichkeit, ſondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiſer bezahlt, als vorhanden waren. Bei der Beſchaffung aller Armeevorräthe wurde betrogen und geſtohlen. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung ſo viel entzogen, als General und Oberſt von den für jedes Regiment beſtimmten Geldern für ſich ſelbſt behalten wollten, eine allbekannte Urſache der großen Sterblichkeit unter den ruſſiſchen Truppen.

Der Adel als ſolcher hat in Rußland gar keinen Rang. Der Bojar (Fürſt), der auf ſeinen Gütern bleibt, hat einen geringeren Rang als ſein Sohn, der als Lieutenant in die Armee tritt. Der Rang iſt militäriſch bemeſſen. Alle Civilbeamten haben einen militäriſchen Rang, ſogar ſchon die Candidaten und Studenten. Alle ſind auch militäriſch uniformirt nach weſteuropäiſcher Mode. Die höheren Stände folgen in der Civilkleidung der franzöſiſchen Mode und ſprechen auch meiſt franzöſiſch. Eine gewiſſe Unabhängigkeit genießt die Zunft der Kaufleute in altruſſiſcher Tracht. Der Reſt des Volks waren damals noch Leibeigene, theils im Privatbeſitz, theils Leibeigene der Krone. Das Syſtem, die Kronbauern zu vermehren, indem man ausgediente Soldaten, die Leibeigenen von confiscirten oder gekauften Gütern ꝛc. in ſie einreihte, war unter den letzten Kaiſern ſehr begünſtigt geweſen. Die Kronbauern waren unter der Zucht der Beamten zwar nicht weniger der Willkür ausgeſetzt, wie die Hörigen der Bojaren, aber ſie wurden doch nicht mehr verkauft und ſtanden unter einer beſſeren Obhut. Kaiſer Alexander machte den Verſuch, durch Kronbauern großartige Militärcolonien anlegen zu laſſen nach dem Muſter der öſterreichiſchen Grenzer. Aber der ruſſiſche Leibeigene, der ſich ſchon ſchwer an die knappe Uniform und das kahlgeſchorene Haupt gewöhnte, wenn er ins Regiment trat, konnte ſich noch weniger darein finden, Soldat zu ſeyn und zugleich noch wie ſonſt ſeine Feldarbeit zu treiben. Ueberdies wurden die männlichen und weiblichen Recruten, die man mit Trommeln ins Ehebett commandirte und wieder

heraus, durch die Roheit und den Unterschleif der Vorgesetzten zur Verzweiflung gebracht, daher schon 1824 ein blutiger Aufstand in den Militärcolonien, und 1832 ein noch weit blutigerer, dessen Details aber im tiefsten Dunkel gehalten worden sind.

Wie unter den Beamten das gemeine Volk litt, kann man sich denken, da die Beamten entweder selber Gutsbesitzer und Eigenthümer von Leibeigenen waren, oder wenigstens bedeutenden Einfluß auf die ersteren übten und wetteifernd mit denselben das gemeine Volk ausbeuteten. Den abscheulichsten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Besitzer befindlichen Branntweinfabrikation. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem fabrizirenden und ausschenkenden Herrn den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Welche Gemeinde sich weigerte, die wurde durch falsche Anklagen hart bestraft.*) Das größte Unglück für die russischen Leibeigenen war das Pachtsystem. Die vornehmen Russen lebten in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überließen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an speculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuteten und plünderten, um selbst reich zu werden, und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbarische Art in Anspruch nahmen. „Wer kann sich," sagt Blasius, Reise 1. 7, ein Zeuge, der auf Kosten des russischen Kaisers reiste und durchaus nicht russenfeindlich schreibt, „wer kann sich des Mitleids erwehren, wenn er Schaaren unglücklicher Bauern an Juden verpachtet und mit Hunger und Schlägen zur Arbeit aufgemuntert sieht." Hoffnungsvoller war für die Leibeigenen das Obrocksystem. Obrock hieß die Geldsumme, die sich der Leibherr vom Leibeigenen jährlich zahlen ließ, und wofür der letztere frei umherziehen und treiben durfte, was ihm beliebte und wozu er Geschick hatte. Der güterbesitzende Adel hatte nämlich seit drei bis vier Jahrzehnten, indem er nach dem großen Kriege mit Napoleon sich an das Reisen ins Ausland, an die Ver-

*) Vgl. den wahrheitsliebenden und durchaus nicht russenfeindlichen v. Haxthausen III. 474.

gnügungen in Paris und die der deutschen Bäder gewöhnte und den Luxus des Westens in seine heimathlichen Schlösser einführte, also viel mehr Geld brauchte, als zuvor, in der Verwendung der Arbeitskräfte seiner zahlreichen Leibeigenen zur Fabrikation Vortheile erkannt und gefunden, die ihm die früher ausschließliche Verwendung derselben für den Ackerbau nicht gewährte. Er ließ nun die talentvollsten Knaben unter seinen Leibeigenen Gewerbe und Künste lernen, schickte sie in die Städte und bezog von ihnen seitdem eine weit höhere Rente, als früher. Der Obrock erhöhte sich begreiflicherweise mit den Fähigkeiten und Leistungen der Leibeigenen. Die letzteren wurden häufig auch Kaufleute, ja sogar Millionäre, während sie immer noch Leibeigene blieben und dem Leibherrn den Obrock zahlten.

Wie wenig nun auch ein so sanguinisches, in seinen unteren Schichten noch völlig sclavisches, in seinen höheren Schichten aber corrumpirtes Volk berufen scheint, sich über die Germanen und Romanen im Westen zu erheben, die jedenfalls ungleich charaktervollere und edlere Racen darstellen, so ist dennoch seit der Regierung des Kaiser Nicolaus der Gedanke gepflegt und entwickelt worden, Rußland sey zur Universalmonarchie, das russische Volk zur Weltherrschaft berufen. Die slavische Race, sagten russische Geschichtschreiber, trete erst in die Geschichte ein, werde jetzt erst Geschichte machen, wie sie die Germanen im Mittelalter, Griechen und Römer in der vorchristlichen Zeit gemacht haben. Die Slaven seyen noch ein kindliches, jungfräuliches, naives Volk, ihnen gehöre die Zukunft. Alle andern Reiche und Völker hätten sich überlebt, liegen in unaufhörlichem Hader, hetzen sich ab im Kampf gegen einander, und im Innern durch sich ewig neu gebärende Revolutionen. Da müsse nun endlich als Retter und Richter der allmächtige Czaar kommen und Frieden, Ordnung und Zucht herstellen. Ganz auf die nämliche Art seyen auch überall die Kirchen mit einander in Streit, und wieder jede Kirche mit ungläubigen Parteien, und allgemeine Anarchie drohe im religiösen Gebiete, wie im politischen. Aber auch hier werde die heilige Macht des Czaaren rettend, rich-

tend, friedegebend dazwischentreten und die Menschheit wie in einem Reiche, so in einem Glauben vereinigen.

Diese neue Lehre vom welterlösenden Russenthum war eine Fiktion der Regierung, dem russischen Volke selber fremd. Das russische Volk ist nicht so hoffährtig, um sich andere Nationen unterordnen, und nicht so eroberungssüchtig, um sie unterdrücken zu wollen. Ein harmloses Ackerbauvolk, von Jugend auf an sclavische Behandlung gewöhnt, ist keines solchen Stolzes fähig. Man hat es daher versucht, durch religiösen Fanatismus zu ersetzen, was die Nationalität nicht darbot. Aber es sind bei weitem nicht alle Russen orthodox. Ein sehr großer und achtbarer Theil der Bauern ist altgläubig und erkennt den Czaaren nur als weltlichen Herrn, nicht als Oberhaupt der Kirche an. Ja die seit Kaiser Nicolaus eingeführten Intoleranzgesetze, die der Orthodoxie politische Prämien und Monopole sichern und die Heterodoxie bedrohen und verfolgen, sind nichts weniger als populär in Rußland und finden beim Volk einen geheimen Widerstand.

Der s. g. Panslavismus, der Gedanke, daß die Welt künftig den Slaven gehören werde, ist nicht einmal von St. Petersburg ausgegangen, sondern dort nur utiliter acceptirt worden. Gelehrte althussitische Grübler in Böhmen und patriotische Dichter in Polen haben von einer Vereinigung aller slavischen Völkerschaften im Osten Europas unter den Fahnen des nichtslavischen, sondern germanischen und romanischen Liberalismus geträumt, und die russische Politik, den Traum belächelnd, hat nur so viel für sich genommen, als ihr praktisch erschien, um theils die vom Russenhaß verblendeten Polen durch den Einheitsgedanken für die russische Oberleitung des allgemeinen Slavenbundes zu gewinnen, theils das westliche Europa damit zu schrecken.

Neben den nichtrussischen Slaven waren die nichtslavischen, aber der griechischen Kirche zugehörigen Völkerstämme ein stetes Augenmerk des russischen Kaisers. Obgleich Peter der Große sich willkürlich und widerrechtlich zugleich zum Patriarchen oder Papst aller griechischen Christen innerhalb seines Reiches gemacht hatte, und die unter türkischer oder österreichischer Hoheit lebenden griechischen

Christen die russische Kirche desfalls für eine schismatische halten, so nahm doch Kaiser Nicolaus nicht selten die Miene an, als verstände es sich von selbst, daß alle griechischen Christen auch außerhalb Rußlands in ihm ihren natürlichen Papst und Kaiser sehen müßten. Unter den griechischen Priestern der Donau und Wallachei, Bulgarei, Serbien, Montenegro, bis tief hinunter nach Morea wurde russische Propaganda gemacht und russisches Geld vertheilt, empfingen die Kirchen und Klöster russische Bilder und Kirchengefäße zum Geschenk.

Auch zweifelte niemand, Kaiser Nicolaus werde sich der Griechen in der Türkei ernstlich annehmen. Um ihm zuvorzukommen, reiste Wellington, als ein dem Kaiser angenehmer Mann, im Einverständniß mit Canning, nach St. Petersburg, mit dem Auftrage, dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und über die griechische Frage zu einem Compromiß zu gelangen. England bot freiwillig die Errichtung eines griechischen Staates an, der nur noch dem Namen nach der Pforte unterworfen seyn sollte. Mehr konnte Nicolaus gar nicht wünschen, als daß England in eine Zerstückelung der Türkei willige und einen griechischen Staat schaffe, in dem jedenfalls Rußland mehr Einfluß haben mußte als England. Dennoch benützte er die Ueberlegenheit seiner Stellung, um England fühlen zu lassen, daß es hier nur zu bitten und er zu bewilligen habe; erklärte anfangs, was er mit der Türkei vornehmen wolle, gehe andere Mächte nichts an, gab dann aber scheinbar großmüthig den Vorstellungen Englands nach und unterzeichnete am 4. April 1826 zu St. Petersburg einen geheimen Vertrag, worin er den neuen griechischen Staat anerkannte, welcher der Pforte nur noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtet seyn sollte. Die Frage nach dem Oberhaupt des neuen Staates war noch im Dunkel gelassen. Würde sich die Pforte weigern, so sollte Rußland und England vereinigt sie zwingen. Die drei andern Großmächte wurden mit dem Plane bekannt gemacht und zum Beitritt eingeladen.

Mittlerweile hatten die Perser einen wüthenden Angriff auf die Südgrenzen des russischen Reichs gemacht. Die falsche Nachricht eines Thronumsturzes in St. Petersburg war nach Tauris gelangt,

dem Hoflager des Abbas Mirza. Dieser feurige Sohn des phlegmatischen Schach Feth Ali wollte die erste Verwirrung im russischen Reiche benützen, um die Provinzen wieder zu erobern, welche Persien früher an Rußland verloren hatte, sammelte ein zahlreiches Heer von Reitern, überritt die Grenzen Transkaukasiens und brach gegen Tiflis vor, den Sitz der russischen Regierung jenseits des Kaukasus. Im ersten Sturm warfen die Perser alles vor sich nieder und schleppten namentlich auch viele deutsche Colonisten als Sklaven fort. Der russische Gouverneur Yermolof wurde vollständig überrascht und war nicht vorgesehen, verlor aber den Kopf nicht, sondern verließ sich auf die gute Disciplin seiner, wenn auch an Zahl geringen Infanterie und auf die Vortrefflichkeit seiner Artillerie und es gelang ihm wirklich, die Perser am Flusse Schamhora aufzuhalten und zurückzuschlagen. Da mit den Persern auch der früher von den Russen vertriebene Fürst Alexander von Georgien gekommen war, um dieses sein Land wieder zu erobern, fielen ihm viele Georgier zu; aber schon nahten russische Verstärkungen unter General Paskiewitsch, der am 25. September 1826 bei Elisabethpol einen glänzenden Sieg über Abbas Mirza erfocht. Zwar stürzten 30,000 persische Reiter mit äußerster Wuth auf die Russen, aber diese, in feste Vierecke geschlossen, wichen und wankten nicht. Es war eine Wiederholung von Napoleons berühmter Pyramidenschlacht. Unterdeß aber hatte Abbas Mirzas Bruder, Shiak Ali, alle muhamedanischen Stämme am caspischen Meere gegen die Russen aufgewiegelt, und Paskiewitsch wurde eine Zeit lang in die Defensive zurückgeworfen; allein am 17. Juli 1827 schlug er das Hauptheer Abbas Mirzas noch einmal bei Abbas Abad, eroberte hierauf das große Kloster Edschmiazin, Sitz des armenischen Patriarchen, und die persische Festung Sardarabad, worauf er gegen Tauris selbst heranzog. Ein Aufstand des Pöbels in dieser Stadt, der den Palast Abbas Mirzas plünderte, erleichterte den Russen die Einnahme, am 31. October. Hierauf bequemte sich Persien zum Frieden von Turkmanschai, trat an Rußland die Provinz Eriwan und Nakhitschewan ab und zahlte 20 Millionen Silberrubel Kriegskosten. Auch

Edschmiazin kam in den bleibenden Besitz der Russen und der Patriarch von Armenien wurde russischer Unterthan. Die abgetretenen Provinzen im Hochland von Armenien beherrschen das Tiefland Persiens und erleichtern den Russen jeden Angriff auf dieses Reich.

Während dieses Perserkrieges, der die junge Regierung des Kaiser Nicolaus gleich mit reichen Lorbeern krönte, ereigneten sich auch neue Dinge in der Türkei, von denen Rußland allein Vortheil zog. Gleich nach Abschluß des Vertrags vom 4. April 1826 hatte Kaiser Nicolaus den Sultan wissen lassen, wenn er einen Krieg mit Rußland vermeiden wolle, müsse er sogleich in der Moldau und Wallachei alles wieder auf den alten Fuß setzen, den Serbiern in ihren Beschwerden und Wünschen nachgeben und Bevollmächtigte nach Rußland schicken, um alle noch streitigen Punkte zu bereinigen. Der Sultan aber, vom Einverständniß Englands mit Rußland unterrichtet, gab nach, zog alle Truppen aus den Donaufürstenthümern zurück und sandte Bevollmächtigte nach Akjerman, um mit den Russen Unterhandlungen zu pflegen. Man glaubt, durch diese Nachgiebigkeit habe der Sultan nur vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen, da er eben mit einer großen Maßregel umgegangen sey. Er hatte sich nämlich überzeugt, er werde im Kriege nie etwas ausrichten, so lange die Janitscharen-Oligarchie bestehe. Die Janitscharen, in ihren Privilegien schwelgend, brachten nicht gerne mehr Opfer, verließen nicht gerne mehr die sichern Hauptstädte und Festungen, weshalb der Sultan zur Offensive im Felde sich der Arnauten bedienen mußte, die beständig wegen des Soldes schwierig waren und die Fahnen leichtsinnig verließen. In seiner Noth hatte der Sultan endlich die Aegypter zu Hülfe rufen müssen, deren disciplinirte Regimenter wirklich eine große Ueberlegenheit bewährten. Es schien ihm nun gerathen, um sich von den lästigen Aegyptern unabhängig zu machen, sich selbst ein disciplinirtes Heer zu schaffen. Um dies aber zu vermögen, mußte er der Janitscharenwirthschaft ein Ende machen. Sein Vorfahr, Sultan Selim, hatte bei einem ähnlichen Versuch Thron und Leben eingebüßt. Allein Mahmud wagte ihn zum zweitenmal, nachdem er gehörig

alles dazu vorbereitet hatte. Vor allem war es ihm gelungen, die Ulemas (Rechtsgelehrten) auf seine Seite zu bringen, sodann die Marine und die zahlreiche Artillerie. Ende Mai 1826 erließ der Sultan einen Hatti-Sheriff, der eine Reform des Janitscharencorps befahl, demselben aber immerhin noch große Vorrechte ließ. Nichts destoweniger empörte sich das stolze Corps in der Nacht des 14. Juni, plünderte die Paläste dreier Großen, die es als Urheber des Hatti-Sherifs betrachtete, und setzte am folgenden Tage den Tumult fort. Der Sultan aber entfaltete die große Kriegsfahne des Propheten, stellte sich selbst an die Spitze der ihm treuen Truppen und ließ die ungeschickt commandirten und planlos umherschweifenden Janitscharen, etwa 20,000 an der Zahl, allmälig durch die Manöver seiner von Hussein Pascha gut geführten 10,000 Artilleristen umringen und mit Kartätschen zusammenschießen. Nach einem fürchterlichen Blutbade ergab sich der Rest auf Gnade oder Ungnade, aber der Sultan übte keine Gnade, sondern ließ alle umbringen. Man rechnete in der ersten Zeit täglich wenigstens eintausend Hinrichtungen. Die ohnmächtige Rache der wenigen Ueberlebenden offenbarte sich in einer entsetzlichen Feuersbrunst, die am 31. August in der Hauptstadt 25,000 Häuser verzehrte. Zu alledem kam noch eine Pest.

Den innern Feind hatte der Sultan besiegt, nun war er aber ohne Armee. Bis eine neue auf ägyptischem Fuß herangebildet war, brauchte es Jahre. Er mußte sich also einstweilen alles gefallen lassen, was ihm Kaiser Nicolaus vorschreiben ließ, und am 25. Sept. den Vertrag von Akjerman eingehen, der folgende Bestimmungen enthielt. Die Hospodare der Moldau und Wallachei sollen vom Sultan auf 7 Jahre gewählt werden, aber mit Beirath eines aus den Bojaren gewählten Divan völlig unabhängig von der Pforte regieren und auch ohne Zustimmung Rußlands nicht abgesetzt werden können. Was der Sultan etwa in den beiden Fürstenthümern vorkehren wolle, dazu müsse immer erst der russische Kaiser seine Zustimmung geben. Serbien solle sich seinen Fürsten selbst wählen und die Pforte sich nicht in die innern Angelegenheiten

dieſes Landes miſchen, auch die früher von Serbien abgeriſſenen Diſtrikte wieder herausgeben. Rußland ſolle alle feſten Plätze an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres (wodurch es den freien Tſcherkeſſen im Kaukaſus allen Verkehr zur See abſchnitt) beſetzen, und ruſſiſche Schiffe ſollen in allen türkiſchen Gewäſſern freien Zutritt haben.

Die griechiſche Frage war in dieſem Vertrage nicht berührt, Kaiſer Nicolaus aber verfehlte nicht, ſie den Weſtmächten einzuſchärfen und auf eine Entſcheidung zu bringen. Hier zeigte ſich die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Politik über die engliſche. Canning wurde zu London von dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Lieven und deſſen kluger Gemahlin gezwungen, in ſeinem vom Jubel ganz Europas begrüßten Liberalismus zu Gunſten der Griechen weiter zu gehen, als er gewollt hatte und als es im engliſchen Intereſſe lag. Kaiſer Nicolaus ließ nämlich Canning nur die Wahl, mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, oder zuzuſehen, daß eine ruſſiſche Armee in die damals gänzlich wehrloſe Türkei einrücke. Um das letztere zu verhindern und dem Sultan Zeit zu laſſen, bequemte ſich Canning in dem Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, dem auch Frankreich beitrat, dem Sultan die fernere Kriegführung gegen die Griechen zu verbieten, und ihn im Weigerungsfall zu Anerkennung des neuen griechiſchen Staats zu zwingen. Canning befand ſich in einem eigenthümlichen Dilemma. Er konnte die Bildung eines blühenden und ſelbſtändigen griechiſchen Staates niemals wollen noch zugeben, weil die griechiſche Handelsmarine der engliſchen im Orient eine zu gefährliche Concurrenz gemacht haben würde. Er mußte im engliſchen Intereſſe ſchon jeden Verſuch dazu, mithin auch die Unabhängigkeitserklärung der Griechen überhaupt mißbilligen. Auf der andern Seite aber wollte er auch die liberalen Sympathien nicht verſcherzen und nicht geradezu als Bundesgenoſſe der Türken auftreten. Endlich hoffte er, durch gemeinſchaftliches Handeln mit Rußland dieſes leichter in Schranken zu halten, als wenn er es auf einen Einmarſch der Ruſſen in die Türkei ankommen laſſe. Indem er aber die Befreiung Griechenlands zugab, that er

es im engliſchen Intereſſe nur mit dem Vorbehalt, die Griechen kurz zu halten, ihre Marine nie aufkommen zu laſſen, die Grenzen ihres Staates ſo viel als möglich zu verkleinern. Die von Canning zugelaſſene Befreiung Griechenlands war nur eine von den Umſtänden abgedrungene engliſche Conceſſion an Rußland, die Wahl eines kleinern Uebels, um einem größern zu entgehen. Die öffentliche Meinung in Europa aber pries den liberalen Miniſter Englands wie einen Erlöſer der Menſchheit und dankte ihm in tauſendſtimmigem Jubel für etwas, was er — ungern gethan hatte. In England ſelbſt, wo man richtiger urtheilte, bekam er böſe Reden und Vorwürfe genug zu hören, fiel aus Anſtrengung und Aerger in eine Krankheit und ſtarb am 8. Auguſt 1827.

Cannings Stern mußte im Eisnebel der ruſſiſchen Politik untergehen, zum Beweiſe, daß die Principien minder mächtig ſind, als die Intereſſen. Dieſer längſt untergegangene Stern hat aber dennoch oft die ſchlafloſen Nächte des Kaiſer Nicolaus in böſen Träumen durchleuchtet, als die Politik Englands dreißig Jahre ſpäter die Eroberungsplane des gewaltigen Kaiſers dennoch vereitelte.

Siebentes Buch.

Der ruſſiſch-türkiſche Krieg.

Was Canning ſo ängſtlich hatte verhindern wollen, das einſeitige Vorgehen der Ruſſen in der Türkei, wurde doch nicht verhindert. Alle Schritte, die ſeit Cannings Vorgang England und Frankreich für die Griechen vermeintlich im Sinne, wenigſtens unter dem Zujauchzen der liberalen Welt thaten, kamen ausſchließlich Rußland zu Gute und wurden von Rußland benützt, um durch die Weſtmächte ſelbſt gegen ihren urſprünglichen Willen und gegen ihr wahres Intereſſe die Türkei ruiniren zu helfen.

In Griechenland hatten im Beginn des Jahres 1826 nach dem Falle Miſſolunghis Ibrahim und Redſchid Paſcha das Uebergewicht und hätten, wenn ſie einiger geweſen wären, das Feſtland von Griechenland unterjochen können. Aber ſie waren nicht einig und zögerten auch vielleicht ſchon wegen der ſchwebenden Unterhandlungen. Ibrahim zog ſich nach Tripolizza zurück und unternahm einen Streifzug durch Morea; die Griechen wagten keine Schlacht mit ihm, neckten ihn aber auf dem Rückzuge, wobei haupt-

ſächlich Nikitas thätig war. Der franzöſiſche Oberſt Fabvier, derſelbe Abenteurer, der die franzöſiſche Armee an der Bidaſſoa hatte aufhalten wollen, war nach Griechenland gekommen, als Philhellene ſehr thätig und wollte die Inſel Euböa erobern, wurde aber von Omer zurückgetrieben. Im Lauf des Sommers ſchickte Bankier Eynard von Genf, der thätigſte Philhellene in Weſteuropa, 12 Schiffe voll Lebensmittel, Waffen, Kanonen ꝛc. nach Morea, und eine Summe von 70,000 Pfund Sterling zu der die Könige von Preußen und Bayern ſelbſt beigeſteuert hatten. Aber ein großer Theil dieſer Gaben wurde anſtatt in Fabviers Hände zu gelangen, von den Griechen auf die Seite gebracht oder verſchleudert. Das ſo nothwendige Korn, was ihnen zugeſchickt war, verkauften ſie zum Theil wieder unter der Hand und boten davon unter anderm dem Agenten des Pariſer Philhellenencomité zum Kauf an, der die Feſtungen damit verſehen wollte. Kanonen, die mit vielen Koſten in Europa aufgekauft und von Eynard wohlverwahrt nach Morea geſchickt worden waren, ließ man als zunächſt unverkaufbar, im ſeichten Meerwaſſer am Ufer liegen und verbrannte die Lavetten. In der Umgegend von Korinth befehdeten ſich zwei Vettern des Hauſes Notaras wegen eines Mädchens und lieferten einander Gefechte, als ob kein äußerer Feind in der Nähe ſey.

Da in demſelben Sommer ein Angriff der türkiſch-ägyptiſchen Flotte auf die Inſel Spezzia beſorgt wurde, wanderten alle Griechen von dort auf die Inſel Hydra aus. Am 10. lieferten ſich die Flotten eine kleine Seeſchlacht bei Mytilene ohne weſentlichen Erfolg. Erſt nachher kam das längſterwartete Dampfſchiff und endlich auch die nordamerikaniſche Fregatte (Hellas) an. Da die Griechen öſterreichiſche Handelsſchiffe caperten, auf denen ſie Vorräthe für die Türken fanden, wollte ſie der öſterreichiſche Admiral Paulucci züchtigen, ſcheint aber aus Rückſicht auf die engliſchen Kriegsſchiffe ſich Mäßigung auferlegt zu haben.

Nachdem Omer von dem feſten Negroponte aus Euböa gegen Fabvier behauptet hatte, rückte endlich, erſt im hohen Sommer, Redſchid Paſcha vor, beſetzte Athen und ſchränkte Guras auf die

Akropolis ein. Fabvier und Karaiskakis wollten helfen, wurden aber bei Khaidari zurückgeſchlagen. Guras wurde in der Feſtung von einer Kugel getödtet, die Beſatzung behauptete ſich aber und erhielt ſogar durch nächtliche Ueberrumplung der Türken eine Verſtärkung unter Griziottis.

Unterdeß kam Morea, ſo weit es nicht von Ibrahim beſetzt war, ganz unter die Willkürherrſchaft Kolokotronis, dem Nikitas beiſtand, und der insbeſondere alle Unternehmungen der Philhellenen vereitelte, weil er, der vornehmſte Agent Rußlands, den Engländern, Franzoſen und Deutſchen ſo wenig als möglich Einfluß laſſen wollte. Ungefähr in derſelben Weiſe geberdete ſich Konduriottis auf der Inſel Hydra, nur daß er, wie jeden fremden, ſo auch den ruſſiſchen Einfluß zurückwies. Die tapfern Seehelden Miaulis, Tombaſis waren ſeine Gegner, ſahen ſich aber zu ſchwach und hielten ſich mit ihren Schiffen lieber bei Poros auf, als daß ſie nach Hydra zurückgekehrt wären. Die niedern Klaſſen dieſer letztern Inſel, vom Hunger bedroht, empörten ſich, Konduriottis beſchwichtigte ſie aber mit Geld. Unter dieſen Umſtänden flüchtete ſich die ſogenannte griechiſche Regierung auf die öde Inſel Aegina.

Obgleich nun im Anfang des Jahres 1827 zwei berühmte engliſche Philhellenen anlangten, Lord Cochrane mit einer kleinen Flotille und General Church, der die Landarmee befehligen ſollte, ſo waren dieſelben doch ſo wenig von den Umtrieben der ruſſiſchen Partei unterrichtet, daß Cochrane ſelbſt, als er nach Aegina kam, gar nicht landen wollte, ſondern der armen anglo-gräkiſchen Partei, die ſich in dieſen Zufluchtsort zurückgezogen hatte, Vorwürfe machte, daß ſo wenig Einigkeit unter den Griechen herrſche, und ſie nöthigte, ſich mit Kolokotronis zu vereinbaren. Der Sitz der Regierung und des Congreſſes wurde nun nach Trözene verlegt, und ſo verblendet waren hier noch Cochrane und Church, daß ſie gar kein Bedenken trugen, den von Kolokotronis zum Präſidenten von Griechenland empfohlenen ruſſiſchen Grafen Capodiſtrias mitwählen zu helfen, zufrieden, wenn ſie nur den Oberbefehl über die bewaffnete Macht behielten, Cochrane zur See, Church zu Lande.

Die engliſche Politik ließ ſich hier durch die ruſſiſche auf eine unbegreifliche Art überflügeln. Das alles geſchah zu Oſtern 1827.

Inzwiſchen mühte ſich Fabvier ab, Athen zu entſetzen, und war auch der erſte Philhellene aus Bayern, Oberſt Heideck, angekommen; allein ſie richteten gegen Redſchid nichts aus, der im Juni die Akropolis wegnahm. Fabvier ſollte nun Schuld ſeyn und entging kaum den Mißhandlungen der Griechen. Er verantwortete ſich aber ſtolz und erkannte auch Churchs Oberbefehl nicht an. Redſchid ſelbſt machte keine weitern Fortſchritte, wie auch Ibrahim nur ſeine nutzloſen Streifzüge durch Morea wiederholte.

Im Auguſt erſchienen die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands in den griechiſchen Gewäſſern, um dem Vertrage vom 6. Juli Nachdruck zu geben. Aber auch eine große ägyptiſche Flotte von 51 Kriegs- und 41 andern Schiffen war von Alexandria abgegangen, und legte ſich vor Navarin, um Ibrahim zu unterſtützen.

Dieſer bezeigte nun keine Luſt, die Feindſeligkeiten gegen die Griechen einzuſtellen, und lehnte die Forderungen ab, die ihm desfalls von den Admiralen Englands und Frankreichs, Lord Codrington und v. Rigny, geſtellt wurden. Der ruſſiſche Admiral, Graf Heyden, hielt ſich mehr zurück, verfehlte aber nicht, den Zorn zu nähren, der in Codringtons Herzen ſchwoll, als die Aegypter und Türken von ſeiner hohen Anweſenheit gar keine Notiz nahmen, ſondern zu Waſſer und zu Lande ihre Angriffe auf die Griechen fortſetzten. Ibrahim machte einen neuen Einfall ins Innere von Morea und ließ zu Kalamata ſengen und brennen, ſogar die Fruchtbäume niederhauen. Dieſer Hohn und eine geheime Weiſung des Herzog von Clarence, der als Oberbefehlshaber der engliſchen Seemacht eine andere Meinung hatte, als das Miniſterium, ſoll Urſache geweſen ſeyn, daß Codrington die ihm anempfohlene Mäßigung verlor. Die drei Admirale hielten am 18. October einen Kriegsrath, in welchem der Angriff auf die ägyptiſche Flotte vor Navarin beſchloſſen wurde, falls Ibrahim nicht gehorche und ſich bereit erkläre, Morea zu verlaſſen. Da nun Ibrahim ſich verſagte, griffen am 20. die drei vereinigten Flotten, obwohl nur

26 Kriegsschiffe zählend, die vor Navarin liegende ägyptisch-türkische Flotte, die deren 79 zählte, in einem Halbkreise an und zerstörten sie durch ihr überlegenes Kanonenfeuer fast gänzlich. Nur wenige kleinere Schiffe kamen davon. Der Kapudan-Pascha verlor ein Bein, 6000 Türken und Aegypter kamen um, die Alliirten verloren an Todten und Verwundeten nur 626 Mann. Ibrahim kam am folgenden Tage von seinem Streifzug zurück und fand die Flotte in Trümmern, soll aber gelacht haben, weil er heimlich die Expedition, zu der er gebraucht worden, mißbilligte und nun vom alten Mehemed Ali nicht mehr in Morea zurückgehalten werden konnte. Er schloß sogleich mit den Admiralen einen Waffenstillstand und versprach mit allen seinen Truppen nach Aegypten heimzukehren, sobald er Schiffe hätte.

Ganz anders der Sultan. Dieser entbrannte und nicht mit Unrecht, im heftigsten Zorn, als ihm die Nachricht von der Schlacht bei Navarin zukam. Die Westmächte, die ihn gegen Rußland hätten schützen sollen, hatten demselben Rußland gedient und ihm den schwersten Verlust beigebracht. Wem sollte er trauen? Stolz, ungebeugt erklärte er am 7. November alle Verträge, zu denen er sich bisher verpflichtet habe, für ungiltig, da die christlichen Mächte ihrerseits sie gebrochen hätten. Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die fremden Gesandten noch in Constantinopel zu dulden. Als sie ihn aber dringend aufforderten, den Vertrag vom 6. Juli anzuerkennen, weigerte er sich aufs bestimmteste. Er wollte den Griechen volle Amnestie gewähren, nicht aber die Gründung eines selbständigen Staates. Da reisten die Gesandten ab, 8. Dezember.

Die Griechen wollten den Türkenschrecken nach der Navariner Schlacht ausbeuten und dachten an die Wiedereroberung von Chios. Aber Fabvier, der mit einigen Bataillonen dahin abfuhr (im Januar 1828) wurde auf allen Punkten von den Türken zurückgeschlagen, seine Truppen zerstreut, und alle wären umgekommen, wenn der französische Admiral sie nicht auf die Schiffe genommen hätte. Ein andrer Angriff sollte auf Kreta gemacht werden. Das war aber nur eine Vorspiegelung, um die griechischen Seeräubereien

zu maskiren, welche damals den höchsten Schwung nahmen. Der geheime Schlupfwinkel der Corsaren war die öde Felseninsel Karabusa; dahin hatten sich 6—7000 Griechen aus Kreta gerettet, die aber größtentheils in Hunger und Elend verschmachteten oder anderswohin flohen, worauf die Corsaren hier Posto faßten und im Versteck der Felsen ihren Raub aufbewahrten. Der Zulauf der Räuber war so groß, daß der kleine Ort schnell zu einer Stadt anwuchs, die ein wohlbefestigtes Castell vertheidigte, und daß hier eine Corsarenflotte von 8 Brigs und 40 Schoonern im Hafen lag. Auch eine Kirche war hier, in der die Corsaren die heilige Jungfrau Maria als Diebsmutter unter dem Namen Panaghia Klephtrina anbeteten und um reiche Beute anflehten. Sie raubten alle Kauffahrteischiffe und ermordeten deren Mannschaften. In kurzer Zeit hatten sie 487 solche Schiffe, darunter 93 englische gecapert, und in ihren Felsenhöhlen ungeheuren Raub aufgehäuft. Als die Engländer endlich dahinter kamen, wurde die griechische Staatsflotte, die Cochrane befehligte, vor die Räuberinsel geschickt und reichte hin, eine Capitulation zu erzwingen, laut welcher die sämmtlichen Corsaren von Karabusa auswandern und die Stadt leer lassen mußten, die geraubten Waaren aber, so weit sie englisch waren, nach Malta geschafft wurden, im März 1828. Viele Güter wurden verschleudert, weil niemand mehr wußte, wem sie gehörten. Ein ruchloser griechischer Priester, Gregorios, einer der Seeräuber, wollte mit geschorenem Barte als altes Weib verkleidet entfliehen, wurde ergriffen und in Ketten geworfen.

Der Sultan würde, da er nach der Ausrottung der Janitscharen und nach dem Verlust der Flotte zu geschwächt war, einen Krieg mit Rußland gern vermieden haben, aber Kaiser Nicolaus ließ ihm auf seine versöhnlichen Anträge im Dezember keine Antwort mehr geben. Rußland hatte zu große Vortheile davon, wenn es gerade jetzt den Krieg begann in einem Augenblick, in welchem die Türkei in grenzenloser Verwirrung und kläglicher Ohnmacht ihm nicht widerstehen zu können schien und wegen ihres eben erfolgten Bruches mit den Westmächten auch von diesen keine Hülfe zu erwarten

hatte. Stolz und ſiegesgewiß zog der Kaiſer von Rußland, indem er mit einem Fuß auf das Grab Cannings trat, ſein glänzendes Schwert aus der Scheide.

Nun kannte auch der Sultan keine Rückſicht mehr. Ein Angriff mitten im Winter war nicht zu fürchten, aber im Frühjahr ſtand der Einmarſch eines gewaltigen ruſſiſchen Heeres bevor. Auch neuer Verrath im Innern war zu beſorgen. Ein Ruſſe, Capodiſtrias, war mit Zuſtimmung der Weſtmächte zum Regenten von Griechenland ernannt worden, die ruſſiſche Flotte unter Heyden leiſtete den Griechen Beiſtand und beobachtete die Dardanellen, eine ruſſiſche Flotte konnte vom ſchwarzen Meere her den Bosporus bedrohen. Durch ruſſiſche Umtriebe waren bereits tauſende von Armeniern, welche türkiſche Unterthanen waren, auf das von den Ruſſen neuerworbene Gebiet von Eriwan hinübergezogen, und es hatte den Anſchein, als ob ſämmtliche unirte Armenier auch in Conſtantinopel und andern Städten der europäiſchen Türkei im Complott und von den Ruſſen beeinflußt ſeyen, weshalb es der Sultan für gerathen hielt, im Januar 1828 alle dieſe Armenier, 30,000 an der Zahl, nach Aſien hinüber zu ſchicken. Daſſelbe Schickſal erfuhren alle katholiſchen Unterthanen des Sultans, trotz der Proteſtation des öſterreichiſchen Internuntius. Und ſelbſt England wurde damals vor den Kopf geſtoßen, indem der Sultan dem nordamerikaniſchen Agenten Richards große Handelsvortheile zuſicherte, wenn die vereinigten Staaten ihm beiſtehen wollten. Im Uebrigen rüſtete der Sultan nach Kräften und ließ beſonders die Dardanellen ſtark beſetzen, woraus man ſchließen darf, daß er einen abermaligen Angriff der vereinigten Flotten, wie vor Navarin, jetzt vor Conſtantinopel ſelbſt beſorgt haben mag. Eine gewiß übertriebene, aber doch berechtigte Beſorgniß, da es Codrington, der Sieger von Navarin war, der nach Aegypten ſegelte, um den alten Mehemed Ali zur Neutralität und Zurückberufung Ibrahims zu zwingen. Der Sultan durfte in der That an ein geheimes Einverſtändniß der Weſtmächte mit Rußland glauben, deſſen Endzweck ſeine Vertreibung und eine Theilung der Türkei wäre.

Auffallend ſpät eröffnete Kaiſer Nicolaus den großen Krieg. Erſt am 14. April erfolgte ſein Kriegsmanifeſt und erſt am 7. Mai begann der Uebergang der Ruſſen über den Pruth, den Grenzfluß zwiſchen dem ruſſiſchen Beſſarabien und der türkiſchen Moldau. In dem Manifeſte wurde im großartigſten Style die Wahrheit verkehrt. Doch war dieſe Sprache nicht neu in der ruſſiſchen Geſchichte. Katharina II. hatte, indem ſie auf die politiſche Vernichtung des unglücklichen Polens ausging, in eben ſo hochfahrender Weiſe die Polen gehofmeiſtert und ihnen allein alle Schuld zugeſchoben. Die alte Fabel vom oben am Ufer trinkenden Wolfe, der das unten am Ufer trinkende Lamm anklagt, es trübe ihm das Waſſer. Rußland beginnt in jenem Manifeſte damit, ſeine eigene Friedensliebe, ſeine langmüthige Geduld, ſeine ſtets bewährte Großmuth zu preiſen, und drückt das tiefſte Bedauern aus, daß es lediglich durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit und Bosheit der Türkei in die „traurige Nothwendigkeit" verſetzt werde, zu den Waffen greifen zu müſſen. Die ruſſiſche Armee zählte 130,000 Mann unter dem Fürſten Wittgenſtein; der Kaiſer ſelbſt aber kam ihr nach. Warum die Ruſſen erſt im Mai den Pruth paſſirten, erklärt ſich zum Theil aus dem weiten Wege, den ſie zu machen hatten, und aus der Schwierigkeit der Verpflegung und des Transports in ſo wenig civiliſirten Landſchaften, wozu noch die Corruption kam, die Treuloſigkeit und Habgier faſt aller Armeebeamten, durch welche einerſeits dem Kaiſer eine größere Zahl von Truppen, Pferden und Armeebedürfniſſen aller Art vorgelogen wurde, als wirklich vorhanden war, und andrerſeits dem gemeinen Mann oft die nothdürftigſte Pflege entzogen und die Sterblichkeit im Lager außerordentlich vermehrt wurde. Gleichwohl hätte der Kaiſer Zeit gehabt, die Vorbereitungen zum Kriege zu treffen und den Beginn des Angriffs zu beſchleunigen. Aber im Frühjahr pflegt die Donau auszutreten und weitumher die Ufer zu überſchwemmen. Die Paſſage iſt dann noch unendlich ſchwieriger, als zu jeder andern Jahreszeit. Andrerſeits aber war die beſſere Jahreszeit, die man abgewartet hatte, auch wieder ungünſtig für

einen längeren Feldzug, weil ſie ſchon zu weit vorgerückt war. Von Johanni an fehlt in jenen ſüdlichen Ländern das grüne Futter, weil das Gras abdorrt, und ſind mithin große Maſſen von Pferden äußerſt ſchwer durchzubringen.

Eine Proclamation des Fürſten Wittgenſtein an die Einwohner der Moldau und Wallachei ſicherte denſelben Frieden, jegliche Schonung des Eigenthums und die ſtrengſte Mannszucht der Truppen zu. Allein mit ſolchen Großmuthsverſicherungen wurde nur dem leichtgläubigen Europa Sand in die Augen geſtreut. In der Wirklichkeit war Fürſt Wittgenſtein gar nicht im Stande, ſeine Zuſage zu halten. Sein Heer brauchte in den unwegſamen Donaufürſtenthümern ungeheure Transportmittel und war genöthigt, den Bauern alles Zugvieh wegzunehmen, was ſie nicht vorher in die Gebirge geflüchtet hatten. Derſelbe Raub traf die Lebensmittel. Die Türken hatten ſich ſchon hinter die Donau zurückgezogen und dachten gar nicht daran, die Moldau und Wallachei zu vertheidigen. Nur in Galacz wartete noch eine kleinere Abtheilung die zuerſt ankommenden Ruſſen ab und ſchlug ſich zum Gruß mit ihnen herum, ging aber dann gleichfalls über den Strom zurück. Obgleich nun das ganze weite Land offen lag, brauchten die Ruſſen doch einen vollen Monat nach ihrem Pruthübergang, ehe ſie auch die Donau überſchreiten konnten. Die ſchlechten Wege machten jeden Marſch und Transport ſchwierig, und das allmälig geſunkene Donauwaſſer ließ Schlamm und peſtilenzialiſche Ausdünſtungen zurück, an denen die Truppen erkrankten. Das ſind die berüchtigten Donaufieber, die hier, nahe den Mündungen des großen Stromes, noch gefährlicher ſind als in Ungarn.

Die Türken hatten kaum 50,000 Mann zuſammenbringen können, die unter Huſſein Paſcha, dem Vernichter der Janitſcharen, nur die Feſtungen am rechten Donauufer vertheidigen ſollten, ohne ſich in eine offene Feldſchlacht einzulaſſen. Es waren meiſt junge, noch ungeübte Truppen, die ſich kaum in das neue Reglement, die neue Uniform finden konnten. Mit dem ganzen Militärſyſtem ſeit der Ausrottung der Janitſcharen hatte der Sultan

auch die Bekleidung der Truppen mehr dem abendländiſchen Typus genähert. Die alten Turbane, Kaftane, kurzen Hoſen fielen weg und wurden durch die rothe Mütze (Feß), den europäiſchen enganſchließenden Waffenrock und die lange Hoſe erſetzt. Mit dieſen wenigen, zum Theil mit ſich ſelbſt unzufriedenen Truppen ſollte nun die ganze Uebermacht Rußlands aufgehalten werden. Die chriſtlichen Einwohner der Moldau und Wallachei waren längſt den türkiſchen Fahnen entfremdet. Ebenſo die kriegeriſchen Serbier, deren Fürſt Miloſch damals aus Rückſicht auf die nahen Ruſſen nicht einmal die muhamedaniſchen Bosnier durchließ, als ein Heer derſelben zu Huſſein Paſcha ſtoßen wollte. Da nun auch die chriſtliche Bevölkerung in Bosnien (die ſclaviſch unterworfene) in eine unruhige Bewegung gebracht wurde, hielt es die muhamedaniſche (als die herrſchende, allein güterbeſitzende) für zu gefährlich, das Land zu verlaſſen, und blieb zurück. Auch die Arnauten ſpielten im neuen türkiſchen Heere nicht mehr eine vorragende Rolle; auch ſie gehörten, gleich den Janitſcharen, trotz ihrer Tapferkeit dem älteren verworfenen Syſtem an und wurden mithin nur noch als leichte Truppen und Parteigänger gebraucht.

Das ganze rechte Donauufer war mit türkiſchen Feſtungen beſpickt, und zwar von Siliſtria aus bis zur Mündung ins Meer längs der Krümmung des Stromes, der die ſ. g. Dobrudſcha bildet, nur mit kleinen: Tultſche, Iſaktſchi, Ibrail (Braila) Macſin, Hirſova, Kuſtendſcha. Dann die Donau aufwärts bis zur öſterreichiſchen Grenze mit größern: Siliſtria, Ruſtſchuk, Nikopolis, Widdin. Kleine Feſtungen auf dem linken Ufer waren nur Giurgewo gegenüber von Ruſtſchuck, und Turna gegenüber von Nikopolis, eigentlich deren Brückenköpfe. Eine kleine türkiſche Flotille auf der Donau verband eine Feſtung mit der andern und erſchwerte den Uebergang der Ruſſen. In allen dieſen Feſtungen aber hielten ſich die Türken mit gewohnter Zähigkeit und ohne Furcht, während die Ruſſen bei deren Belagerung ſich in Erdhütten und Trancheen eingraben mußten und von der Sumpfluft litten. Die Tage waren heiß, die Nächte kalt und feucht.

Der erſte Uebergang der Ruſſen über die Donau erfolgte in der Nacht des 7. Juni bei Iſaktſchi, welches am 11. zur Uebergabe gezwungen wurde. Am 9. erlag auch die türkiſche Donauflottille einem Angriff der zu dieſem Zweck vom ſchwarzen Meere her eingelaufenen ruſſiſchen Schiffe. Zugleich wurde Ibrail eng eingeſchloſſen, bombardirt und beſtürmt, wobei die Ruſſen mehr als 2000 Todte und Verwundete einbüßten, bis die tapfere kleine Beſatzung unter Soleyman Paſcha capitulirte, am 19. Faſt gleichzeitig fielen Macſin, Tultſche, Hirſova, Kuſtendſcha. Kaiſer Nicolaus ſelbſt wohnte dem Kampf um Ibrail an und folgte dem Gros der Armee über den Trajanswall. Der Plan war, die Donauſeſtungen einſtweilen zu cerniren, den Hauptſtoß aber gegen die beiden weiter zurückliegenden Hauptfeſtungen zu führen, von denen die eine, Varna, die Straße nach Conſtantinopel am ſchwarzen Meere hin, die andre, Schumla, die Straße über das Gebirge Balkan beherrſcht. Wittgenſtein hoffte, Huſſein Paſcha werde zum Entſatz dieſer Feſtungen eine Schlacht wagen, in der er unterliegen müſſe. Indeß war Huſſein weit entfernt von ſolcher Verwegenheit und trachtete nur, die Ruſſen vor den Feſtungen aufzuhalten, zu ermüden, durch kleine Gefechte, Strapazen und Krankheiten aufzureiben, was ihm auch ſehr wohl gelang. Er hatte Sorge getragen, das Land möglichſt zu entvölkern, die chriſtlichen Bulgaren weiter zurück nach Süden zu verſetzen und alle Vorräthe in die Feſtungen zu ſchaffen. Bei der Elendigkeit der Dörfer wird es ſowohl in der Bulgarei, als Moldau und Wallachei dem Bauer leicht, mit ſeiner ganzen Familie anderswohin zu ſiedeln. Wenn ihm auch ſeine Hütte verbrennt, ſtellt er ſie heimkehrend bald wieder her. Daher war die Flucht der Wallachen mit ihrem Vieh in die Gebirge und die Vertreibung der Nordbulgaren durch die Türken eine ſehr einfache Sache.

Indem ſich die Ruſſen nun auf türkiſchem Boden ausbreiteten, belagerte auf dem äußerſten rechten Flügel ihr General Geismar die Feſtung Widdin, den Schlüſſel Serbiens. Fürſt Miloſch hielt ſich mit ſeinen Serben ruhig und half weder den Türken noch

den Ruſſen, um ſich nach keiner Seite hin zu compromittiren, wurde aber auch von beiden Seiten geſchont, denn keine der kriegführenden Mächte wollte ihn zum Gegner haben. Ein noch größeres ruſſiſches Corps, 40,000 Mann unter General Roth, belagerte Siliſtria, deſſen Einnahme nothwendig war, um die Verbindung über Bukareſt und Jaſſy zu ſichern, wenn die ruſſiſche Hauptarmee, ſey es über Schumla oder Varna, weiter gegen Conſtantinopel vorrücken wollte. Schumla ſelbſt, eine Bergſtadt mit 60,000 Einwohnern, wurde von Huſſein Paſcha vertheidigt, als das Gros der Ruſſen ſich davor legte. Varna wurde vom Kapudan Paſcha vertheidigt, während es die Ruſſen zu gleicher Zeit zu Land und zur See angriffen. Kaiſer Nicolaus befand ſich mitten in dem Dreieck, welches die drei Feſtungen bildeten und brachte abwechſelnd vor der einen und andern zu, um ſeine Truppen zu begeiſtern. Man glaubt jedoch, daß gerade ſeine Anweſenheit im Lager die Einheit und Schnelligkeit der Kriegsoperationen gehindert habe, ſofern er mit ſeinem kaiſerlichen Willen zu oft den Kriegsrath beherrſchte und ſchon gefaßte Pläne wieder durchkreuzte. Oder haben wenigſtens ſpäter die Generale das Mißlingen ihrer Unternehmungen auf den Kaiſer geſchoben, um ſelbſt vorwurfsfrei zu erſcheinen.

Nach einem unbedeutenden Reitergefecht am 16. Juli zog Huſſein ſeine Streitkräfte in Schumla zuſammen und ließ die Ruſſen herankommen, ohne ſich aus den Mauern herauslocken zu laſſen. Die Ruſſen ſuchten die Stadt zu cerniren, beſetzten einige Höhen und ſchnitten der Stadt ſogar die Verbindung mit Adrianopel ab, von wo allein Verſtärkungen und Lebensmittel für ſie zu erwarten waren und wohin allein das türkiſche in Schumla eingeſchloſſene Heer im Nothfall ſich zurückziehen konnte. Huſſein fiel nun plötzlich in der Nacht auf den 26. Auguſt aus Schumla aus, warf ſich mit furchtbarer Gewalt auf das Corps des General Rüdiger, welches bei Eski Stambul jenen Verbindungsweg abgeſperrt hatte, vernichtete ihm vier Bataillone gänzlich und warf ihn auf die Hauptarmee zurück, ſo daß wenige Tage nachher die

erwarteten Verſtärkungen und Lebensmittel glücklich nach Schumla eingebracht werden konnten. Nach dieſem harten Schlage begnügten ſich die Ruſſen, Schumla nur mehr zu beobachten, und hofften durch einen Gewaltſtoß mit leichterer Mühe zuerſt Varna zu nehmen. Dieſe Stadt zwiſchen Meer und Gebirge, mit 25,000 Einwohnern, litt mehr durch das Bombardement von der Flotte aus unter Admiral Fürſt Menzikof, als durch die Angriffe des General Suchtelen vom Lande her, und des Großfürſten Michael, der die Garden heranführte. Die Belagerung hatte im Anfang Juni begonnen, die Stadt aber hielt ſich aufs tapferſte, bis erſt im October der Unterbefehlshaber Juſſuf Paſcha, den die Ruſſen beſtochen hatten, nicht nur im Widerſpruch mit dem Kapudan Paſcha die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung behauptete, ſondern auch am 10. October mit einem großen Theil der gleichfalls durch Geld wankend gemachten Beſatzung zu den Ruſſen überging. Nur 300 Mann folgten dem tapfern Kapudan Paſcha in die Citadelle, wo er ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren ſchwur. Da geſtattete Kaiſer Nicolaus, welcher zugegen war, dem heldenmüthigen Manne und ſeinen Getreuen einen völlig freien Abzug. Die ſchwachen Verſuche Omer Briones, die Ruſſen bei der Belagerung Varnas zu necken, hörten nun auch auf, und Omer zog ſich auf die türkiſche Hauptmacht zurück.

Mittlerweile wurde auch Siliſtria ſeit dem Juli von Roth, ſpäter von Fürſt Wittgenſtein ſelbſt belagert, ohne allen Erfolg. Da es im Herbſt heftig regnete, litten die Ruſſen in den überſchwemmten Gräben an der Donau außerordentlich. Der Kaiſer kehrte höchſt unzufrieden nach Odeſſa zurück. Jedes weitere Vorrücken der Ruſſen wurde vorläufig aufgegeben. Da ſie auch vor Schumla durch Angriffe der Türken und die eingetretene harte Kälte litten, befahl Fürſt Wittgenſtein den Rückzug von Schumla, am 15. October. Auch Varna behielt nur eine ruſſiſche Beſatzung, das Belagerungsheer aber zog ſich gleichfalls zurück. Am 2. November wurde auch die Belagerung Siliſtrias aufgehoben, nachdem ſchon der rechte Flügel der Ruſſen unter Geismar, dem der Paſcha

von Widdin durch nächtlichen Ueberfall am 28. September eine Niederlage beigebracht hatte, zum Rückzug gezwungen worden war. Die Russen hatten weniger durch Schlachten, als durch Krankheiten ungeheuer gelitten. Der ganze Feldzug war zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen, und man erkannte, daß die Türkei trotz ihres Unglückes immer noch eine streitfähige Macht sey.

Die Russen hatten aber auch in Asien angegriffen und auf dieser Seite ungleich besseres Glück gehabt. Paskiewitsch, Ueberwinder der Perser, sollte von Transkaukasien aus gegen Erzerum operiren. Zuvor aber fuhr die russische Flotte im schwarzen Meere unter Admiral Greigh mit Landungstruppen unter dem Fürsten Menzikof vor die türkische Festung Anapa am östlichen Ufer des schwarzen Meeres und nahm sie im Juni, eine zweite kleine Festung, Poti, im Juli. Paskiewitsch mußte auf Verstärkungen warten und konnte erst im Juli ins Feld rücken. Die Türken unter Halil Pascha, dem der tapfre Kiosa Muhamed beigesellt war, hatten 30,000 Mann aufgebracht, die aber nicht disciplinirt, sondern aus allen Provinzen Kleinasiens zusammengerafftes Gesindel waren und mit denen die Paschas nicht wagten, den an Zahl geringeren Russen im offenen Felde zu begegnen. Es gab nur kleine Reiterplänkeleien, die den Grafen Paskiewitsch nicht hinderten, am 1. Juli vor der Festung Kars zu erscheinen. Vier Tage später nahm er diese Stadt mit Sturm, ohne daß Halil und Kiosa ihr zu Hülfe kamen. Paskiewitsch zog unaufgehalten weiter, schoß am 4. August die armenische Felsenfeste Akhalkali zusammen, überschritt den Kur, umging in der Nacht auf den 21. August das Lager des Kiosa vor der Festung Akhalzik, überfiel ihn unversehens und ließ alles, was nicht schnell genug fliehen konnte, niedermachen. Kiosa floh verwundet nach Akhalzik. Aber Paskiewitsch ließ die Stadt in Brand stecken und der Citadelle so zusetzen, daß Kiosa gegen freien Abzug capitulirte. Am 29. August ergab sich auch die Festung Azkur, am 9. September Bajazid, bald darauf auch Diadin und die Bergfeste Toprakalet.

Im October aber trat ſolche Kälte ein, daß der Krieg von beiden Seiten ruhte und Paskiewitſch nach Tiflis zurückkehrte.

Während des Winters ſetzte Graf Diebitſch dem Kaiſer Nicolaus in einer Denkſchrift die Urſachen auseinander, die einen glücklichen Erfolg des Donau- und Balkankriegs im verfloſſenen Jahre verhindert hätten, und machte Vorſchläge, wie dieſelben im nächſten Feldzuge vermieden werden könnten. Da er mit ſeinem Kopfe für den Erfolg bürgte und der Kaiſer ihm Vertrauen ſchenkte, wurde Fürſt Wittgenſtein des Oberkommandos enthoben und Graf Diebitſch kam an ſeine Stelle mit unumſchränkter Vollmacht. Auch fand ſich der Kaiſer bewogen, dem Feldzug von 1829 in Perſon nicht anzuwohnen, ſondern Diebitſch ganz allein machen zu laſſen. Inzwiſchen war der Kaiſer auf dem diplomatiſchen Felde deſto thätiger. Es gelang ihm, ſich der Zuſtimmung des franzöſiſchen Cabinets vollkommen zu verſichern und dadurch Oeſterreich im Schach zu halten. Thatſache iſt, daß es damals Fürſt Metternich allein war, der das Mißgeſchick Rußlands im letzten Feldzuge gern benutzt hätte, um ſofort den Frieden zu diktiren und die Türkei vor den Gefahren eines neuen Feldzugs zu ſchützen. Allein Metternich ſah ſich von Frankreich nicht unterſtützt und noch viel weniger von Preußen, welches ſich gleichſam blind für die Sache des Kaiſers von Rußland erklärte. Nicht einmal England trat Oeſterreich bei. Theils waren die engliſchen Miniſter mit innern Angelegenheiten beſchäftigt, theils hatten ſie ſich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, es genüge der engliſchen Politik, wenn nur Griechenland unter dem Schutz der Weſtmächte und gleichſam ein Pfand für ſie bliebe. Die Engländer duldeten daher, daß eine große Verſtärkung der ruſſiſchen Flotte von St. Petersburg durch den Sund ins ſchwarze Meer ſegelte.

An der Donau war den Winter über im Allgemeinen Ruhe geweſen. Die Türken hatten ſich rein defenſiv verhalten. Nur die Ruſſen waren thätig, befeſtigten Varna viel ſtärker als vorher, eroberten die türkiſche Seeſtadt Sizebol und das kleine Turna

gegenüber von Nikopolis. General Roth, bei Hirſova verſchanzt, deckte die Verbindung mit Varna.

Wegen der Ueberſchwemmung konnte Diebitſch auch im Jahr 1829 den Feldzug an der Donau nicht eher wieder eröffnen, als im Mai. Er commandirte 150,000 Mann und führte 540 Kanonen mit ſich. Die Türken, diesmal vom neuernannten Großvezier Redſchid Paſcha commandirt, konnten ihm nur 30,000 Mann reguläre Truppen entgegenſtellen, das übrige waren wenig zuverläßige zuchtloſe Banden von Arnauten und Unregelmäßigen aller Art (Baſchi-Bodzuks). Diebitſch berechnete, daß dieſes türkiſche Heer keine offene Schlacht wagen würde, und daß es, wenn es ſich auch vorſichtig hinter den Feſtungen hielte, nicht ſtark genug wäre, um ihn im Rücken ernſtlich zu bedrohen, wenn er über den Balkan vorginge. Nur Siliſtria mußte er um jeden Preis haben, weil dieſer Punkt ſeinen Rücken vorzugsweiſe deckte. Er beſchloß alſo, Siliſtria zu nehmen, dann nur ſo viele Truppen zurückzulaſſen, um die Türken zu beſchäftigen, und mit dem Kern ſeiner Armee über den Balkan gegen Conſtantinopel vorzugehen. Während er bei Hirſova über die Donau ging, wurde das vorgeſchobene Corps des General Roth plötzlich am 15. Mai in der erſten Morgenfrühe von dem türkiſchen Heere unter dem Großvezier Redſchid Paſcha angegriffen und über den Haufen geworfen, die Ruſſen geben ſelbſt einen Verluſt von 1600 Mann nur an Todten an. Indeß zog ſich Redſchid alsbald wieder vor Diebitſch nach Schumla zurück. Diebitſch konnte nun ungehindert am 17. Mai die Belagerung Siliſtrias beginnen laſſen. Redſchid, den das Glück unvorſichtig gemacht hatte, kam noch einmal und wollte einen zweiten Handſtreich verſuchen, wurde aber von Diebitſch, der rechtzeitig Nachricht davon erhalten hatte, umgangen, von Schumla abgeſchnitten und am 11. Juni bei Kulewtſcha zu einer Schlacht im offenen Felde gezwungen, in welcher er die furchtbarſte Niederlage erlitt. Die ruſſiſchen Kanonen ſtreckten die türkiſchen Irregulären, nachdem man ſie in dichte Maſſen zuſammengedrängt hatte, reihenweiſe nieder. Das ganze türkiſche Heer wurde aufgelöſt, alle

Artillerie ging verloren. Mit nur 1000 Reitern rettete ſich Redſchid nach Schumla. Nun verzweifelte Siliſtria am Entſatz und ergab ſich am 30. Juni. So hatte ſich alles über Erwarten günſtig für die Ruſſen geſtaltet, und Diebitſch konnte ſeinen Plan ausführen. Zur Beobachtung Schumlas und des ſehr geſchwächten Großveziers reichte ein ruſſiſches Corps unter General Kraſowski hin; mit dem Gros der Armee trat Diebitſch ſofort den Marſch über den Balkan an, von dem er den Beinamen erhielt Diebitſch-Sabalkanski (der über den Balkan Gegangene).

Der Widerſtand, den er im Gebirge von Seiten der Türken fand, war unbedeutend. An eine Befeſtigung und regelmäßige Vertheidigung von Bergpäſſen war nicht gedacht worden. Nur am Fluſſe Kamtſchik verſuchten die Türken, den Ruſſen den Uebergang ſtreitig zu machen, ſie wurden aber nach kurzem Gefecht geworfen. Die Ruſſen erſtiegen das Gebirge in zwei Colonnen, rechts bei Funduti-Dere, links bei Paliobano. Am 22. Juli ſetzten ſie den Fuß zum erſtenmal auf die andere Seite des Balkan und ſtiegen in die Ebenen von Rumelien hinunter. Nachdem ſie die Stadt Selimno genommen, wo die Türken nur ſchwachen Widerſtand leiſteten, ſtand ihnen das ganze Land offen, und am 19. Auguſt erſchien Diebitſch vor der großen Stadt Adrianopel, mit 80,000 Einwohnern, die von Halil Paſcha mit 10,000 Mann vertheidigt werden ſollte, aber da man die Stadt dem Schrecken einer Belagerung und Erſtürmung nicht ausſetzen wollte, wurde capitulirt. Halil entwich und Diebitſch zog ein. Diebitſch hatte nur noch 30,000, einige behaupten ſelbſt nur noch 20,000 Mann; der mühſame Uebergang über das Gebirge, Mangel an Lebensmitteln und vor allem tödtliche Seuchen hatten ſein Heer in den traurigſten Zuſtand verſetzt. In einer einzigen Nacht blieb ein ganzes Bataillon, das an einer Kirchhofmauer bivouakirt hatte, todt liegen. Aber die Thatſache, daß ein ruſſiſches Heer vor Adrianopel lagere, und der Schrecken, der vor dem Namen Diebitſch herging, verblendete die Türken ſo, daß ſie die Schwäche der Ruſſen nicht erkannten. In keinem Falle war Diebitſch ſtark genug, Conſtanti-

nopel einzunehmen, hier mußte er mit dem ganzen Reſt ſeines Heeres zu Grunde gehen, wenn er weiter vordrang. Aber gerade in Conſtantinopel überſchätzte man ſeine Stärke, und ſonderlich die fremden Diplomaten drängten ſich zum Thron des erſchütterten Sultans, um ihm bange zu machen. Die Türken hätten ſich ſehr gut retten und die Ruſſen über den Balkan zurückwerfen können, wenn ſie rechtzeitig durch die tapfern Albaneſen wären unterſtützt worden. Aber dieſe Truppen waren gleich den Janitſcharen durch das neue Kriegsſyſtem vor den Kopf geſtoßen, und der Paſcha von Scutari, der ein großes Heer aus ihnen ſammelte, zauderte wahrſcheinlich aus Privatgründen, wie denn die Paſchas in der Regel des Sultans Verlegenheiten benützten, um ihre Unabhängigkeit zu erweitern.

Ueberzeugt, daß Diebitſch nicht ſtark genug ſeyn würde, um Conſtantinopel wegzunehmen, und daß ihm die Eroberung dieſer Stadt jedenfalls durch die engliſche Flotte, die auf eine für Rußland ſehr bedenkliche Weiſe verſtärkt worden war, ſtreitig gemacht werden würde, hatte Kaiſer Nicolaus das rechte Mittel erſonnen, den Sultan zu beugen. Er bat nämlich ſeinen königlichen Schwiegervater in Berlin, Friedrich Wilhelm III. um ſeine Vermittlung, d. h. um die eilige Entſendung des preußiſchen General von Müffling nach Conſtantinopel, der den Sultan auch im Namen Preußens zur Nachgiebigkeit bewegen und denſelben in Betreff der „Mäßigung“ Rußlands bündige Verſicherungen geben ſollte. Müffling empfing aber, wie er in ſeinen Memoiren ſelbſt erzählt, ſeine Inſtructionen vom Kaiſer Nicolaus, war ein vertrauter Freund von Diebitſch, ſetzte ſich von Conſtantinopel aus ſogleich mit ihm in Verbindung und kartete alles mit ihm ab, ein Werkzeug nicht der preußiſchen, ſondern der ruſſiſchen Politik. Diebitſch ließ Widin, auf dem Wege nach Conſtantinopel, und Midia, nebſt einigen anderen Punkten am ſchwarzen Meere beſetzen, wo die Türken keine Truppen hatten, und erweckte dadurch die Furcht, als ob er ſich mit einem zur See kommenden neuen ruſſiſchen Heere (welches nicht exiſtirte) in Verbindung ſetzen wollte, um Conſtantinopel zu

erobern. Obgleich nun engliſche Ingenieure bereits die Punkte zu befeſtigen anfingen, auf die es bei der Vertheidigung der Hauptſtadt beſonders ankam, und Diebitſch ſchlechterdings zu ſchwach war, um die Hauptſtadt angreifen zu können, ließ ſich der Sultan doch damals ſo einſchüchtern, daß er einen Waffenſtillſtand verlangte, den Diebitſch ſehr bereitwillig annahm. Schon am 1. September begannen die Friedensunterhandlungen.

Mittlerweile hatte auch Paskiewitſch in Aſien den Feldzug wieder eröffnet. Während des Winters war große Aufregung in Perſien zu bemerken geweſen. Die Perſer hatten den ſehr vernünftigen Gedanken, wenn ſie den Türken diesmal nicht beiſtünden, wenn wie bisher Perſer und Türken immer nur einzeln gegen das mächtige Rußland kämpften, ſo würden beide, einer nach dem andern unterliegen müſſen. Aber der Schach war zu feig oder gönnte aus alter Eiferſucht den Türken ihre Niederlage, wie ſeiner Zeit Oeſterreich und Preußen einander alle Niederlagen gönnten, die ſie von Napoleon erlitten. Das perſiſche Volk wurde vollends gereizt durch den Uebermuth des ruſſiſchen Geſandten in Teheran, Gribojedof, der ſich benahm, als habe er in Perſien zu befehlen. Zwei nichtswürdige Armenier, früher im Dienſte des Schachs, waren in den ruſſiſchen Geſandtſchaftsdienſt übergegangen und höhnten nun unter ſeinem Schutz öffentlich alles geheiligte Herkommen und Recht. Einer dieſer Böſewichter, Mirza Yakub, früher Oberaufſeher des königlichen Harem, hatte aus demſelben eine große Menge Geld, und Juwelen geſtohlen, und der Geſandte weigerte ſich, den Raub wieder auszuliefern. Mirza ſelbſt beleidigte öffentlich den Oberſten der Prieſter und ſchmähte den Islam. Endlich ließ der Geſandte zwei ſchöne Armenierinnen, die niemals ruſſiſche Unterthaninnen geweſen, unter dem Vorwand, ſie ſeyen es, aus dem Hauſe ihres perſiſchen Herrn holen und gab ſie nicht wieder heraus. Mirza veranſtaltete ein nächtliches Gelag, wozu außer den geraubten Frauen auch noch eine lüderliche Dirne aus der Stadt geholt wurde. Das wurde nun doch dem Volke in Teheran zu viel, es ſtürmte das ruſſiſche. Geſandtſchaftshotel und

mordete den Gesandten und alle seine Leute. Nur ein Sekretär, welcher abwesend war, und drei Bediente entgingen dem Tode, am 12. April 1829. Allein die Scene hatte weiter keine Folgen; der Schach wollte keinen Krieg mit Rußland anfangen, und Kaiser Nicolaus war froh darüber und ließ sich durch die Entschuldigung des Schach, die ihm ein persischer Prinz, sein Enkel, nach Petersburg selbst überbringen mußte, leicht versöhnen.

Paskiewitsch war noch nicht ins Feld gerückt, als die tapfern Adscharen, ein Bergvolk, unter ihrem Fürsten Achmed-Bey, am 4. März Akhalzik bestürmten und wegzunehmen suchten; sie wurden jedoch mit großem Verlust vor den festen Mauern zurückgeschlagen. Unterdeß hatte der Sultan für Asien einen neuen Generalissimus (Seraskier) in der Person des Hadschi Salek Pascha geschickt und demselben Haki Pascha beigegeben. Diese sammelten in Erzerum etwa 50,000 Mann, wagten sich aber aus Furcht oder angeborner türkischer Trägheit nicht vor, warteten Paskiewitsch ab und begingen die Unvorsichtigkeit, sich zu theilen und so weit von einander aufzustellen, daß sie von Paskiewitsch, der angeblich nur mit 18,000 Mann kam, einzeln konnten geschlagen werden. Paskiewitsch mußte, um nach Erzerum vorzudringen, das Gebirge Sungalu übersteigen. Hier erwartete ihn Haki in einer sehr festen Stellung, Paskiewitsch aber umging ihn, ließ ihn hinter sich, eilte über das Gebirge und stieß im Thale Intschasu auf das andere Heer des Hadschi, welches ihn zwar wüthend angriff, aber zurückgeworfen wurde, am 1. Juli. Nun wandte sich der Sieger eben so rasch wieder um gegen Haki, der von nichts wußte, überfiel ihn und schlug ihn ebenfalls, am 2. Der Schrecken und die Entmuthigung unter den Türken war so groß, daß sie schaarenweise davonliefen und in ihre Heimath zurückkehrten. Als Hadschi nach Erzerum zurückkam, fand er die Stadt fast leer von Truppen. Ein alter Janitscharen-Aga, Mamisch, voll Haß gegen den Sultan, überredete die Einwohner leicht, sie würden eher Schonung erfahren, wenn sie sich gleich den Russen unterwürfen, verhaftete den von seinem Heere verlassenen Hadschi und öffnete die Stadt den Russen,

die ſchon am 7. einzogen. Unter der Beute, welche Paskiewitſch hier vorfand, zeichneten ſich eine Menge von koſtbaren Handſchriften aus, die nach Rußland gebracht und in verſchloſſenen Kiſten an die ruſſiſchen Univerſitäten vertheilt wurden, die aber bis jetzt noch nicht geöffnet, noch von keinen gelehrten Augen geprüft ſeyn ſollen. Der neue Seraskier Chaſyndar Oglu ſammelte in Trapezunt am ſchwarzen Meere neue Streitkräfte. Paskiewitſch wollte ihm zuvorkommen, blieb aber im Gebirge zwiſchen Erzerum und Trapezunt ſtecken; Herbſt, Regen, unwegſame Berge, Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zum Rückzug. Unterdeß war der einzeln detachirte ruſſiſche General Burzof von den kriegeriſchen Laſen, einem Gebirgsvolk, bei Baiburt geſchlagen worden; Paskiewitſch eilte ihm zu Hülfe und erſtürmte Baiburt am 9. October. Das war ſein letzter Sieg in dieſem Feldzug, denn unmittelbar darauf empfing er einen Courier mit der Friedensnachricht, wobei zu bemerken iſt, daß der trotzige Paſcha von Trapezunt den zur See auf dem nächſten Wege anlangenden Courier nicht durchpaſſiren ließ, ſondern vier Wochen lang aufhielt.

Die Friedensunterhandlungen begannen zu Adrianopel und wurden durch keine energiſche Einſprache der Weſtmächte weder geſtört, noch zu einem für die Türkei günſtigen Ende geleitet. Muſtapha Paſcha von Scutari ſammelte 20,000 tapfere Arnauten, drang gegen Philippopolis vor und war im Begriff, die Ruſſen in Adrianopel zu überfallen, allein ein unglückliches Gefecht, das ſein Nachtrab mit dem ihm von der Donau her nacheilenden General Geismar zu beſtehen hatte, und noch mehr die Furcht vor den Serben oder Beſtechung bewogen ihn plötzlich wieder zum Rückzug. Der Frieden von Adrianopel, am 14. September zum Abſchluß gekommen, ſicherte Rußland neue und große Vortheile. Die Eroberungen, die es machte, beſchränkten ſich zwar auf die Donauinſeln an der Mündung des Stroms, auf die ſchmale Oſtſeite des ſchwarzen Meeres, auf einen nicht ſehr großen Strich in Aſien mit der Feſtung Akhalzik; allein dieſe kleinen Flecken waren von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit. Durch die Inſeln be-

herrſchte Rußland fortan die ganze Donau, durch die kleinen Forts am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres ſchnitt es den Tſcherkeſſen den Verkehr zur See ab. Durch Akhalzig beherrſchte es das türkiſche Armenien und den Weg nach Erzerum. Ferner ſicherte der Frieden allen ruſſiſchen Unterthanen in der Türkei das Recht, ausſchließlich unter der Jurisdiction der ruſſiſchen Geſandtſchaft und der ruſſiſchen Conſuln zu ſtehen, ſo daß keine türkiſche Behörde ſie vor ſich laden durfte. Auch wurde allen Ruſſen im ganzen Umfang des türkiſchen Reichs die vollſte Zoll- und Handelsfreiheit gewährt. Die Donaufürſtenthümer wurden der Herrſchaft der Pforte faſt ganz entzogen. Nur ein jährlicher Tribut erinnerte noch daran. Im übrigen ſollte kein Muſelmann auf dem linken Donauufer wohnen dürfen, ſollten die Hoſpodare der Moldau und Wallachei auf Lebenszeit ernannt, auch von ihrem Divan unabhängig mit ſouveräner Gewalt regieren und eigenes Militär halten dürfen. Aller Einfluß, der hier dem Sultan entzogen wurde, ging fortan auf die ruſſiſchen Geſandten in Jaſſy und Bukareſt über. Die Türkei ſollte ferner an Rußland Kriegskoſten im Betrage von 10 Mill. Dukaten und Entſchädigung für den ruſſiſchen Handel im Betrage von 1½ Mill. bezahlen. Um die Weſtmächte zu beſchwichtigen, war in den Friedensvertrag die Klauſel aufgenommen, daß ſich der Sultan dem Vertrage vom 6. Juli unterwerfe, daß die Kauffahrteiſchiffe aller mit der Türkei nicht im Kriege befindlichen Staaten dieſelbe freie Durchfahrt durch die Dardanellen und ſonſtige Handelsfreiheit genießen ſollten, wie die ruſſiſchen, und endlich, die Donauſchiffahrt ſollte frei ſeyn und Rußland auf den Donauinſeln keine Feſtungen anlegen dürfen. Mit dieſen letzten durchaus trüglichen Artikeln, die Rußland nicht einhielt, ſollte namentlich Oeſterreich beruhigt werden.

Kaiſer Nicolaus hatte nun (nicht ohne die preußiſche Hülfe) ſein Uebergewicht im Orient beurkundet. Noch keineswegs im Beſitz deſſen, was er haben wollte, hatte er doch die künftige Erwerbung ſattſam vorbereitet. Arm in Arm mit Preußen hatte Rußland als Sieger einen Frieden dictirt, den ſich die übrigen Mächte

gefallen laſſen mußten. Daß Rußlands Einfluß in der Türkei der ſtärkſte ſey, bezweifelte niemand mehr, daß er es auch in Griechenland ſey, bewies Capodiſtrias, der in dem neuen Freiſtaat herrſchende Ruſſe.

Capodiſtrias kam erſt im Januar 1828 nach Griechenland und leiſtete der zu Aegina verſammelten Regierungscommiſſion, die von der Nationalverſammlung dazu beauftragt worden war, den Eid als Präſident. Er hatte ſeine Inſtruction zuerſt in St. Petersburg empfangen und war dann über London und Paris (nicht über Wien) gegangen, um die Weſtmächte mit ſeiner Ernennung zu verſöhnen. Allein es fehlte viel, daß er den neuen griechiſchen Staat ſofort in Ruhe hätte regieren können. Er wollte das auf gut ruſſiſch thun und hatte Recht, die Nationalverſammlung nicht wieder einzuberufen, deren Intriguen nur den kräftigen Gang der Verwaltung gehemmt haben würden. Er theilte den neuen Staat in 13 Departements und wollte dieſelben in Zucht und Ordnung halten durch eine neue Bureaukratie und Polizei. Aber das ging unter einem Volke von See- und Landräubern nicht, denen auf Inſeln und in kaum zugänglichen Felſenthälern ſo viele Schlupfwinkel zu Gebote ſtanden. Bereits im Februar 1828 begann eine neue franzöſiſch geſchriebene Zeitung in Smyrna, le courier de Smyrne, eine entſchiedene Oppoſition gegen die Regierung des Präſidenten. An der Spitze der Oppoſition ſtand Maurokorbatos, der den griechiſchen Staatsdienſt aufgab. Capodiſtrias traf auch unpopuläre Verfügungen in Bezug auf das Kriegsweſen. Mit einem Schlage ſollten die griechiſchen Klephten gleichſam in ruſſiſche Rekruten umgeſchaffen werden und gehorſame, wohldisciplinirte Bataillone bilden. Fabvier, der die Unmöglichkeit davon einſah und der Griechen herzlich ſatt war, kehrte heim. An ſeiner Stelle aber übernahm der bayeriſche Oberſt Heideck die Organiſation des Heeres mit neuem Feuereifer, brachte jedoch nicht mehr als 2500 Reguläre zuſammen.

Ohne Hülfe der Großmächte hätte ſich keine Regierung in Griechenland behaupten können. Das war längſt klar geworden.

Die Einschiffung Ibrahims verzögerte sich, er stand immer noch in Morea. Erst mußte die englische Flotte unter Codrington selbst nach Aegypten segeln, um in einem Vertrage mit Mehemed Ali am 6. August 1828 diesen zur Zurückholung Ibrahims zu zwingen. Zugleich beschloß Frankreich eine Landarmee nach Morea zu schicken, um nöthigenfalls mit Gewalt die Aegypter von da zu vertreiben und zugleich das räuberische Griechenvolk selbst im Zaum zu halten, damit die neue Ordnung der Dinge sich befestigen könnte. Frankreich hatte die Ernennung des russischen Präsidenten zugegeben, schickte auch einen Generalconsul mit einem Geschenk von ½ Mill. Franken an die griechische Regierung, behielt sich aber vor, seinen Einfluß zum überwiegenden zu machen, indem es an Ort und Stelle der stärkste war. Ein Heer von 14,000 Mann unter dem General Maison landete im August bei Koron in Morea und nöthigte nunmehr Ibrahim zur Einschiffung, die jedoch erst im Anfang October erfolgte. Die Türken zeigten sich so hartnäckig, daß sie die Citadellen von Koron, Modon und Navarin nicht freiwillig ausliefern wollten und sich erst von den Franzosen dazu zwingen ließen. Jetzt ergab sich auch Patras und nur das s. g. Schloß von Morea bei Lepanto mußte, weil es sich nicht ergab, zusammengeschossen werden. Um eine dauernde Ordnung in Griechenland herzustellen, vereinigten sich Frankreich und Rußland, dem Präsidenten Capodistrias monatlich 1 Million Franken zur Verfügung zu stellen. Kaiser Nicolaus lieh noch insbesondere 2 Mill., und die Kaiserin, seine Gemahlin, schenkte den Griechen 200,000 Silberrubel. Am 28. November 1828 unterzeichneten England, Frankreich und Rußland ein Protokoll, wodurch sie das neue Griechenland einstweilen in ihren Schutz nahmen, und am 22. März 1829 (während Diebitsch seinen Marsch über den Balkan vorbereitete) glaubten sie so weit gehen zu dürfen, daß sie dem neuen griechischen Staate nordwestlich den Meerbusen von Arta und Volo zur Grenze gaben. Ein Versuch von Griechen selbst, sich der Insel Kreta zu bemächtigen, scheiterte. Ihr Anführer Hadschi Michalo, so wie die Sphakioten, erlagen zu-

letzt wieder der Uebermacht des Muſtapha Paſcha, und mehrere tauſend Chriſten jedes Alters und Geſchlechts fielen hier wieder zum Opfer.

Im Verlauf des Winters auf 1829 war der Courier de Smyrne ſehr eifrig, den Präſidenten anzugreifen, und die Partei Maurokordatos drang auf Einberufung der Nationalverſammlung. Hierin verrieth ſich vornehmlich die Eiferſucht Englands; aber auch Frankreich konnte nur wünſchen, daß Griechenland ſich möglichſt ſelbſtändig dem ruſſiſchen Einfluß entziehen möge. Wäre die engliſch-franzöſiſche Meinung nicht maßgebend erſchienen, ſo würde Capodiſtrias ſich ſchwerlich bewogen gefunden haben, die Nationalverſammlung einzuberufen. Er bequemte ſich endlich dazu und eröffnete ſie im Amphitheater zu Argos am 23. Juli 1829. Es fiel jedermann auf, daß er dabei in ruſſiſcher Uniform erſchien, gleichſam als ein Statthalter Rußlands. Auch ließ er die Verſammlung merken, daß er unter höherem Schutze ſtehe, und decretirte einen Senat als Zwiſchenbehörde zwiſchen ſich und der Verſammlung, eine ganz von ihm abhängige Staatsmaſchine. Von conſtitutionellem Leben konnte hier nicht die Rede ſeyn. Es gab nur drei Parteien, die der alten Räuber, denen jede Ordnung zuwider war, die ruſſiſche Partei des Präſidenten, zu der Kolokotronis gehörte, und die engliſche, deren Haupt Maurokordatos war. Die Franzoſen ſchloſſen ſich damals nur zu ſehr den Ruſſen an. Bei einem ſolchen Stande der Parteien konnte es mit der Verfaſſung niemand rechter Ernſt ſeyn. Der Präſident ſah darin mit Recht nur einen Verſuch, die Energie ſeiner Maßregeln zu lähmen. Griechenland bedurfte keines Kammergeſchwätzes, ſondern einer eiſernen Hand.

Der Friede von Adrianopel kam Griechenland nicht zu Gute. Unter dem Schein, als müſſe man die Nachgiebigkeit der Türkei durch irgend eine Conceſſion erkaufen oder belohnen, ließen die drei Mächte in einem Protokoll vom 3. Februar 1830 die Grenze von Arta fallen und ſchränkten das neue Griechenland in

engere Grenzen, nämlich nur bis zum Fluß Aſpro, nahe im Weſten von Miſſolunghi, ein. Unter demſelben Datum beſchloſſen ſie auch, dem griechiſchen Staat ein monarchiſches Oberhaupt zu geben, und trugen die Krone dem Prinzen Leopold von Coburg an. Am 24. April erklärte der Sultan ſeine Zuſtimmung zu allem. Der Sultan konnte die Unabhängigkeit Griechenlands doch nicht mehr hindern, mußte alſo den höchſten Werth darauf legen, wenigſtens Kreta, Chios und den Norden Griechenlands zu retten. Rußland konnte auf die Dauer eben ſo wenig hindern, daß ſein Capodiſtrias einem neugeſchaffenen griechiſchen König unter den Auſpicien der Weſtmächte würde Platz machen müſſen; es legte alſo Werth darauf, daß das neue Königreich Griechenland recht klein, ſchwach und ſchutzbedürftig bleibe. Ganz daſſelbe Intereſſe hatte auch England, dem ein größeres zur Selbſtändigkeit mehr befähigtes Griechenland als Nebenbuhler im levantiniſchen Seeverkehr läſtig geworden wäre. Frankreich dachte damals an ſeine Expedition gegen Algier und die griechiſche Angelegenheit war ihm nicht mehr ſo wichtig. Maiſon wurde mit dem Marſchallsſtabe belohnt und zurückgerufen, nur ein Drittel ſeiner Armee blieb vorläufig in Morea zurück. Jedenfalls behielt ſich Frankreich vor, neben Rußland und England ſeinen Einfluß in Griechenland zu behaupten.

Prinz Leopold von Coburg, ſeit ſeiner Vermählung mit der früh geſtorbenen Prinzeſſin Charlotte in England lebend und zum engliſchen Königshauſe gehörend, war einſichtsvoll genug, die griechiſche Krone nicht bedingungslos annehmen zu wollen. General Church bewies in einer eigenen Schrift, daß, wenn man Griechenland nicht wenigſtens ſo weit ausdehne, als das griechiſche Sprachgebiet reiche, ihm nicht die militäriſch wichtige Grenze bis Arta gebe ꝛc., von einer Selbſtändigkeit oder Fähigkeit, ſich ſelbſt zu ſchützen, für Griechenland gar nicht die Rede ſeyn könne. Das neue Königreich Griechenland ging ſchon mißgeboren aus den Protokollen von Mächten hervor, die vorherrſchend das Intereſſe hatten, aus dieſem Staate nie etwas werden zu laſſen. Die

Rolle eines Schattenkönigs und diplomatiſchen Lückenbüßers zu übernehmen, dafür hielt ſich Leopold für zu gut und lehnte ſie ab.

Ein beſonderer Artikel des Friedens von Adrianopel, der im Abendlande faſt ganz überſehen wurde, war von der größten Wichtigkeit für Rußlands aſiatiſche Eroberungspläne, und gab die nächſte Veranlaſſung zu den damals beginnenden Kämpfen Rußlands mit den freien Bergvölkern im Kaukaſus, die man insgemein unter dem Geſammtnamen der Tſcherkeſſen begreift, obgleich es viele beſondere und unabhängige Stämme ſind. Einer der kräftigſten, ſchönſten und edelſten Menſchenracen angehörig, geborne Krieger von ritterlichem Ehrgefühl und patriarchaliſcher Sitte, waren ſie von jeher allen ihren Nachbarn überlegen, den altperſiſchen und macedoniſchen Satrapen, den Byzantinern, den Perſern und Türken, und hatten ſich in ihren faſt unzugänglichen und weit ausgedehnten Gebirgen immer frei erhalten. Urſprünglich Heiden und noch jetzt manchen heidniſchen Glauben und Brauch bewahrend, hatten ſie dem Chriſtenthum, das nur bis Georgien vordrang, ſich abhold bewieſen, wahrſcheinlich weil ſie die byzantiniſchen Griechen zu tief verachteten. Vom Islam der Perſer und Türken, die ihnen mehr Achtung einflößten, hatten ſie etwas mehr angenommen, ſich deshalb aber weder dem Schah, noch Sultan unterworfen. Nun bekamen ſie aber einen neuen und viel gefährlicheren Feind an den Ruſſen. Nach Eroberung der Krim hatten ſich die Ruſſen an einigen Punkten ſowohl des ſchwarzen, als des kaſpiſchen Meeres feſtgeſetzt und durch Liſt den letzten König von Georgien im Jahre 1800 bethört, ihnen ſein Land abzutreten. Das waren die Anfänge der ruſſiſchen Provinz Transkaukaſien. Aber das ungeheure Bergland, welches zwiſchen den beiden Meeren, dem ſchwarzen und kaſpiſchen, im Norden von Georgien liegt, war und blieb frei, auch dann noch, als die Ruſſen immer weiter am kaſpiſchen Meere vordrangen und den Perſern einen Theil von Armenien entriſſen. Im letzten Türkenkriege 1828 halfen die Tſcherkeſſen den Türken Anapa am

ſchwarzen Meere gegen die Ruſſen vertheidigen. Nun ließ ſich aber der Sultan bethören, im Frieden von Adrianopel die künftige Grenze zwiſchen der Türkei und Rußland in Aſien dergeſtalt feſtſetzen zu laſſen, daß kein Punkt des Zuſammenhangs zwiſchen dem kaukaſiſchen Gebirge und der Türkei mehr übrig und daß es dahingeſtellt blieb, ob das Tſcherkeſſenland innerhalb der ruſſiſchen Grenze zu Rußland gehören oder frei ſeyn ſollte. Streng genommen hatte der Sultan keine Verpflichtung gegen die Tſcherkeſſen, aber es lag in ſeinem Intereſſe, kein Document zu unterzeichnen, durch welches ſie der Willkür Rußlands völlig bloßgeſtellt wurden. Auffallenderweiſe haben auch nicht einmal die Weſtmächte und Oeſterreich die Rechte der freien Tſcherkeſſen damals zu wahren verſucht. Mit kaum begreiflicher Verblendung war die ganze gebildete Welt ſtillſchweigend einverſtanden, der ganze Kaukaſus gehöre bereits den Ruſſen, und es gab in ganz Europa keine einzige Karte des ruſſiſchen Reichs, auf der das große freie Tſcherkeſſengebirge auch nur durch irgend ein Merkmal als bloße Enclave Rußlands bezeichnet worden wäre. Man ſcheint ſich mit der oberflächlichen Meinung getäuſcht zu haben, die Tſcherkeſſen ſeyen doch nur Barbaren, und es ſey vielleicht eine Wohlthat, wenn ſie durch die Ruſſen civiliſirt würden.

Aber die Tſcherkeſſen haben bewieſen, daß ſie ungleich mehr Achtung und Hülfe vom gebildeten Weſten aus verdient hätten, und daß ſie an angeborenem menſchlichen Adel unvergleichlich hoch über den Ruſſen ſtehen, die ohne alles Recht räuberiſch in ihre Gebirge hereinbrachen, um ihnen nicht die Civiliſation, ſondern die Corruption und eine unerträgliche Sklaverei zu bringen.

Kaiſer Nicolaus ließ die Unterwerfung der freien Tſcherkeſſen ſchon im Jahr 1830 und durch Paskiewitſch ſelbſt in Angriff nehmen, in der ſichern Erwartung, ſie werde dieſem Unüberwindlichen, zumal unter dem Eindruck der eben errungenen doppelten Siege der Ruſſen über Perſer und Türken, leicht ge-

lingen. Aber Paskiewitſch konnte in den engen Thälern und auf den ſteilen Bergen keine großen Maſſen entwickeln, ſeine Artillerie nicht concentriſch gegen feindliche Maſſen wirken laſſen. Er mußte ſeine Streitkräfte theilen, und ſie wurden auf allen Punkten mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Es brauchte lange, bis die Ruſſen ſich an dieſen Gebirgskrieg nur einigermaßen gewöhnt hatten.

Achtes Buch.

Karl X.

Durch den Sieg der französischen Waffen in Spanien waren die Einwendungen und Warnungen der liberalen Partei glänzend widerlegt worden. Das spanische Volk hatte sich nicht „wie ein Mann“ erhoben, sondern in seiner Mehrheit die Wiederherstellung des absoluten Königthums gebilligt. Dieser Erfolg konnte nicht verfehlen, den Ultras in Frankreich eine großartige Genugthuung zu gewähren und ihren Muth zu erhöhen. Das Haupt der Partei, der Graf von Artois, gewann mithin auch jetzt mehr als jemals Einfluß auf seinen königlichen Bruder, zumal der letztere sichtbar seinem Ende zuneigte, immer kränklicher wurde, bald das Zimmer nicht mehr verlassen konnte und von Frau von Cayla gepflegt wurde, der er mit der größten Zärtlichkeit zugethan war, die aber insgeheim den Ultras zum Werkzeuge diente.

Inzwischen werden siegreiche Parteien gern uneins, und die Ultras wurden es um so mehr, als sie schon früher gespalten waren in strenge Ultras, die nicht weit genug in der Contrerevolution

gehen zu können meinten, und in Gemäßigte, die sich an das Ministerium Villèle hielten. Villèle trat nach dem Siege in Spanien den strengen Ultras und dem Grafen von Artois viel näher, aber Chateaubriand, der die Seele des spanischen Krieges gewesen, mußte der Antipathie des alten Königs weichen, der seinen Liebling Decazes an ihm rächte und ihn jetzt aus dem Ministerrath entfernte. Chateaubriand machte nun mit seiner geistreichen Feder dynastische Opposition im Journal des Debats. Auch in kirchlicher Beziehung waren die Ultras nicht einig. Der Graf von Artois, wie bigott er immer war und wie sehr er die gesunkene Kirche zu heben suchte, mißtraute den Jesuiten, die unter dem Namen der „Glaubensväter" heimlichen Eingang in Frankreich gefunden hatten und denen namentlich jetzt Frau von Cayla das Ohr lieh. Der Graf den die Verleumdung selber für einen verkappten Jesuiten*) ausgab, äußerte einmal gegen Lamartine seine Besorgniß, der Orden werde der katholischen Sache mehr schaden als nützen, weshalb er auch gesonnen sey, sich ihm nicht hinzugeben, sey es, daß er fürchtete, der mächtige Orden fördere Zwecke, welche nicht die des Königthums sind, sey es, daß ihn die ungeheure Unpopularität des Ordens scheu machte.

Der Graf von Artois hatte ein bestimmtes System, gleichviel, ob nur aus königlichem Instinkt, oder aus reifer Ueberlegung. Er wollte die Verfassung nicht über den Haufen werfen, nachdem sie einmal eingeführt war; allein er hoffte sie für den Thron unschädlich zu erhalten, indem er den letztern theils auf die Kirche, theils auf die Aristokratie stützte. Der klägliche Zustand der Kirche, die immer noch in den gebildeten Classen vorherrschende Freigeisterei, forderten dringend zu Maßregeln auf, die der Religion ihr Ansehen und ihre Macht über die Gemüther wiedergeben sollten. Die Ueberzeugung, daß in der ländlichen Mehrheit des

*) Heimliche Affiliirte des Ordens nannte man Jesuiten à courte robe. Als solcher ist der Graf von Artois unzähligemal auf Karikaturen, wie auch unter dem Uebelnamen l'abbé Tise (la bètise) abgebildet worden.

Volkes der alte Glaube noch unerschüttert sey, mußte dem Grafen von Artois auch die feindliche Gesinnung der gebildeten Minderheit in den Städten als nicht unüberwindlich erscheinen lassen, jedenfalls seinen Muth in der Bekämpfung des Unglaubens stärken. Ob er in der Aristokratie einen gleich starken Beistand zu finden gehofft habe, ist wohl noch dem Zweifel unterworfen. An den emigrirten Adel fesselten ihn die Sympathien seiner Jugend, das gemeinsame Loos der Verbannung, die Dankbarkeit für lange Treue, aber wohl kaum die Ueberzeugung, daß dem alten Adel noch Kraft genug inwohne, den Thron zu schützen. Hier war es der Thron, der den Adel schützte. Der in der ersten französischen Revolution am Adel begangene Güterraub war ein Unrecht, welches wieder gut zu machen für die wiederhergestellte Dynastie in der That als eine sittliche Pflicht erschien. Es konnte nur die Frage seyn, ob durch eine Maßregel zu Gunsten dieses Adels nicht wichtigere Interessen des ganzen Volkes und der Monarchie gefährdet würden? Diese Frage hatte Ludwig XVIII. bisher bejaht. Nach dem glücklichen Ausgang des spanischen Krieges aber nahm der Graf von Artois die Sache wieder auf, und Villèle, der damals noch allvermögende Minister, bot sich ihm zum Werkzeuge dar, um die betreffende Maßregel einstweilen vorzubereiten, damit ihre Frucht nach dem bald zu erwartenden Hintritt Ludwig XVIII. dem neuen Könige reif vom Baume falle.

Der leitende Gedanke war beim Grafen von Artois, Villèle unterwarf sich ihm nur und diente ihm. Die größte Schwierigkeit lag für ihn in der Verantwortlichkeit für eine Maßregel, die dem Lande Geld kosten sollte, denn man berechnete die dem emigrirten, um seine Erbgüter gekommenen Adel vorbehaltene Entschädigung in runder Summe zu einer Milliarde Livres. Sollte so viel Geld dem Adel aus den Taschen der steuerpflichtigen Bürger und Bauern bezahlt werden, so mußte das den bittersten Haß im Volk erzeugen. Villèle half sich auf zweierlei Art. Einmal stellte er dem Grafen von Artois und dessen vertrautesten Anhängern den Telegraphen zur Verfügung, um auf die schnellste Weise diejenigen Börsennachrichten

zu empfangen und zu verbreiten, die ihnen die Vorhand bei Kauf und Verkauf im Geldhandel verschafften, ein unerlaubtes Mittel raschesten Gelderwerbs und öffentlichen Betruges, dessen sich später die französischen Minister in noch weit ausgedehnterem Maße bedient haben. Damals gebrauchte Villèle dieses Mittel, um sich dem künftigen König zu verpflichten, die Häupter der Ultras zu bestechen und ihnen seinen Plan der Adelsentschädigung zu empfehlen. Er beabsichtigte nämlich, den Zinsfuß der Staatsschuld herunterzusetzen und aus dem dabei gemachten Gewinn die Zinsen des dem Adel zu bewilligenden Entschädigungscapitals zu bestreiten, ein Ausweg, der allein im Stande war, die Entschädigung zu ermöglichen, ohne dem steuerpflichtigen Landmann und Bürger eine zu große neue Last aufzubürden.

Der Adel war aber mit diesen Anerbietungen keineswegs überall zufrieden. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Ultras, welche mehr verlangten. Versetzt man sich in den Standpunkt uralter begüterter Adelsfamilien, die in der Revolution alles verloren hatten, so kann man nicht umhin, es sehr natürlich zu finden, daß sie nicht eine immerhin nur mäßige Geldentschädigung, sondern ihr altes Erbe selbst zurückzuerhalten wünschten. Es gibt viele solche Familien, die nicht einmal in die Schuld des altfranzösischen Hofes verstrickt waren, sondern patriarchalisch auf dem Lande gelebt hatten und durch ihre Vertreibung in jeder Beziehung als Unschuldige das herbste Unrecht erduldet hatten. Wie tief mußte es Familien dieser Art kränken und entrüsten, wenn sie, die ältesten im Lande, jetzt als fremde Eindringlinge angesehen und von der liberalen Presse verhöhnt wurden, man ihnen ihr natürlichstes Recht ohne weiteres absprach.

Die liberale Partei hatte in der spanischen Frage eine moralische Niederlage erlitten, indem alle ihre Voraussetzungen und Drohungen hinsichtlich des Widerstandes, den die französische Armee in Spanien finden würde, sich als falsch erwiesen. Der Sieg einer Partei zieht immer die Schwachen von der andern ab. Da nun Villèle überdies bei den neuen Wahlen den Beamten befahl,

allen ihren Einfluß zu Gunsten loyaler Candidaten zu gebrauchen, und dieser Befehl zum Theil mit brutalster Willkür ausgeführt wurde, so gelangte in die neugewählte Deputirtenkammer eine große Mehrheit von Ultras, und die Liberalen fielen in eine sehr kleine Minderheit zusammen.

Die Kammer wurde am 23. März 1824 eröffnet. Villèle legte derselben noch nicht den Entschädigungsplan, wohl aber ein Gesetz über die Herabsetzung der Rente vor, durch welche jener vorbereitet, und ein Gesetz, nach welchem die Wahlperiode auf sieben Jahre ausgedehnt wurde. Ging dieses Gesetz durch, so konnte Villèle, wie er meinte, mit der eben gewählten der Regierung ergebenen Kammer sieben Jahre lang hausen und durchsetzen, was er immer wollte. Allein er hatte doch nicht ganz richtig gerechnet. Die Deputirtenkammer nahm zwar mit enormer Mehrheit (292 gegen 87 Stimmen) die siebenjährige Wahlperiode an, gegen welche die Liberalen sich vergebens wehrten. Aber die Pairskammer verwarf (mit 120 gegen 106 Stimmen) das Rentengesetz. Die Mehrheit der Pairs war selbst reich oder vertrat doch die reichen Classen, denen der Villèlesche Plan an den Beutel, mithin an das Herz griff. Auch der Klerus war gegen die Zinsenherabsetzung. Herr von Quelen, Erzbischof von Paris, erklärte, das Gesetz drücke auf die Armen, weil es auf die Reichen drücke. Mancher von Adel, der nur Staatspapiere und keine Landgüter hatte, glaubte mit Recht, der Staat nehme ihm mit einer Hand durch die Zinsreduction schon voraus, was er ihm mit der andern durch die Entschädigung zu geben erst verspreche. Viele von Adel hatten im Sinn, ihre Güter zurückzuverlangen, widersetzten sich also dem Geldplan schon aus dem Grunde, damit es nicht scheine, als seyen sie mit der Geldentschädigung, wozu er vorbereitete, zufrieden. Im Allgemeinen verrieth sich in der Debatte der Pairskammer ein gemeiner Eigennutz, der einen um so unangenehmeren Eindruck machte, als das Ministerium, gegen welches man ankämpfte, doch wahrhaft wohlwollend die Interessen der Ultras wahrgenommen hatte, und die Partei sich gleichsam selber ins Gesicht schlug.

indem ſie die Durchführung des Entſchädigungsplans erſchwerte. Grollend ſah das Volk dem Kampfe zwieträchtiger Habgier zu.

In Bezug auf die Kirche wagte das Miniſterium nur ſchüchtern voranzugehen. Es fürchtete die unermeßliche Mehrheit der ſ. g. Gebildeten, deren Macht in der That außerordentlich groß war. In unſern Tagen gibt es in Frankreich auch unter den Gebildeten eine anſehnliche Zahl von Gläubigen, und hat ſich ſelbſt die indifferente Menge daran gewöhnt, mit Achtung von der Kirche zu reden. Eine ſolche Stimmung herrſchte vor vierzig Jahren noch nicht. Damals war nur der Landmann noch fromm, auf den aber niemand achtete. In den Städten, in der Preſſe war die ſ. g. öffentliche Meinung von einer durchaus kirchenfeindlichen flachen Humanität beherrſcht oder ſtand immer noch unter dem Einfluſſe Voltaires. Wenn der Bankier Caſimir Perier damals in der Deputirtenkammer den Vertheidigern der Kirche zurief: „in dieſer Kammer ſind wir Liberale nur unſrer elf, aber draußen ſtehen 30 Millionen hinter uns," ſo log er zwar in Bezug auf die Ziffer, denn das Landvolk war nicht auf ſeiner Seite; aber daß die Mehrheit der Städter für ihn war, ließ ſich nicht beſtreiten. Der Miniſter Peyronnet erkannte das an, indem er faſt furchtſam ein paar Geſetze vorſchlug, wonach erſtens der an Kirchen verübte Diebſtahl ſtrenger als der gemeine beſtraft werden, und zweitens religiöſe Corporationen weiblichen Geſchlechts die Erlaubniß erhalten ſollten, Eigenthum zu erwerben. Der Miniſter glaubte nicht weiter gehen zu dürfen, um die Gebildeten nicht zu tief zu empören. Aber es gab ehrliche Ultras genug in der Kammer, die mit Recht meinten und erklärten, wenn man einmal die Kirche ſchützen wolle, müſſe man mehr thun. Erſt dadurch ermuthigt bereiteten die Miniſter neue Geſetze zu Gunſten der Kirche für die nächſte Kammerſitzung vor.

Nach langem Leiden auf dem Krankenlager verſchied Ludwig XVIII. am 16. September 1824. Sein Bruder, der Graf von Artois, beſtieg als Karl X. den Thron ſeiner Väter und fand, da er in der letzten Zeit eigentlich ſchon regiert hatte, an

dem zuletzt eingehaltenen Systeme nichts zu ändern, welches er nur fortsetzen und weiter führen wollte. War es früher und namentlich beim ersten Regierungsantritt seines verstorbenen Bruders sein lebhafter Wunsch gewesen, Frankreich ohne Verfassung regieren zu können, so ließ er doch jetzt die Verfassung ungekränkt und scheint nach den bisher gemachten Erfahrungen geglaubt zu haben, daß er immerhin eine ergebene Kammer finden würde, mit welcher sich so gut constitutionell regieren lasse, als ob es absolutistisch wäre. Lag etwas Unlautres darin, daß er constitutionelle Formen, die er principiell verachtete, als bloßes Mittel zu absolutistischen Zwecken mißbrauchte, so ist er dafür gestraft worden, wie in der Zeit, von der wir reden, alle und jede Unnatur ihre Strafe empfing.

Der erste königliche Act Karls X. war die Aufhebung der bisherigen Censur, die Freierklärung der Presse. Das überraschte freilich, aber es war nicht natürlich und konnte nicht hindern, daß ein Gebrauch von der freien Presse gemacht wurde, welcher den König bald wieder nöthigen mußte, sein Geschenk zurückzunehmen. Der zweite königliche Act war die Verabschiedung von 150 Generalen und maréchaux de camp aus der napoleonischen Zeit, von Männern, die größtentheils noch dienstfähig waren. Eine Maßregel, welche tief verletzte und die Sympathien der Armee gegen sich hatte. Denn der Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien war doch nicht von der Art gewesen, daß er dem französischen Soldaten Ersatz für die Feldzüge Napoleons hätte bieten und die Erinnerung daran hätte verlöschen können. Aus beiden königlichen Acten scheint übrigens hervorzugehen, daß Karl X. die Absicht hatte, sich (durch die Aufhebung der Censur) mit der liberalen Partei auf Kosten der napoleonischen Partei zu vertragen, oder wenigstens durch die ganz verschiedenartige Behandlung beider eine von der andern zu trennen und die Opposition zu spalten.

Ein dritter königlicher Act schien gleichfalls eine der liberalen Partei gemachte Concession. Das war die Wiedereinsetzung des Hauses Orleans in seinen alten Güterbesitz. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, während der Revolution als Herzog von

Chartres bekannt, lange in der Verbannung lebend, vermählt mit der Prinzessin Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, die ihn zum Vater vieler blühender Kinder machte, war mit der übrigen Emigration nach Frankreich zurückgekehrt, hatte aber bisher immer noch der Dynastie ein wenig fern gestanden. Man hatte den Verrath seines Vaters, seine eigene republikanische Jugend, und er selbst hatte die alte Politik seiner Familie (Nebenbuhlerei und Usurpationsgelüste der jüngeren Linie Bourbon gegen die ältere) nicht vergessen. Wenn auch noch so harmlos scheinend, verbarg er hinter den Tugenden seines Privatlebens doch einen tiefen Ehrgeiz und suchte sich durch eine angenommene bürgerliche Einfachheit beim Volke beliebt zu machen. Man wußte, daß er schon nach der Vertreibung Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 geheime Umtriebe gemacht hatte, um möglichenfalls statt der verhaßten älteren Linie der Bourbons, wenn Napoleon zum zweitenmale vertrieben würde, die jüngere, d. h. sich selbst für den französischen Thron zu empfehlen. Die Unpopularität der älteren Linie dauerte fort, und dadurch wurde auch die Hoffnung und das geheime Gelüsten des Herzogs von Orleans fortwährend genährt. Trotz alledem fand sich Karl X. bewogen, diesem Prinzen seine ganze Gunst zuzuwenden. Karl X. besaß nicht jenen Verstand, den die Welt als solchen anzuerkennen pflegt; aber was ihn dumm erscheinen ließ, war gerade das Achtungswürdigste an ihm, ein königlicher Instinkt, ein ritterliches Gefühl aus mittelalterlicher Vergangenheit. Er mißkannte die tief versteckte Arglist des Herzogs von Orleans, hielt ihn solidarischer Gefühle eines Prinzen von Geblüt für fähig und hoffte ihn durch Großmuth zu verbinden, das Interesse der jüngeren und älteren Linie Bourbon zu identificiren. Er gewährte ihm daher unaufgefordert das Prädikat „Königliche Hoheit" und befahl, daß ihm alle die ausgedehnten Besitzungen, welche vor der Revolution die Apanage des Hauses Orleans gebildet hatten, zurückgegeben würden. Dadurch wurde der Herzog der reichste Güterbesitzer in ganz Frankreich. In dieser königlichen Großmuth lag zunächst die Aufforderung für den Herzog, sich weniger als bisher vom politischen

Schauplatze zurückzuziehen und die Regierung des neuen Königs zu unterstützen. Aber der Herzog entsprach dem nicht. Alles nehmend, gab er nichts.

Am 22. Dezember 1824 eröffnete Karl X. die beiden Kammern mit großer Feierlichkeit, freute sich des gegenwärtigen Wohlstandes, in welchem sich das Reich befinde, gelobte, die Verfassung zu halten, erklärte, daß er alle seine Pflichten kenne und sich stark genug wisse, um sie zu erfüllen, kündigte aber auch an, eine dieser Pflichten sey: die Entschädigung derjenigen Classe, welche durch die Revolution mit Unrecht alles ihres Jahrhunderte alten Erbes beraubt worden sey. „Schon mein Bruder," sprach er, „hat die Mittel zur Heilung der letzten Wunde der Revolution vorbereitet. Jetzt ist die Zeit der Ausführung gekommen. Aber dieser große Act der Gerechtigkeit soll vollzogen werden, ohne daß die Steuern erhöht, ohne daß der Staatscredit gefährdet und ohne daß die Summen angegriffen werden, die für den laufenden Dienst bestimmt sind." — Die Entschädigung für den emigrirten Adel sollte nach Villèles Plan mittelst 30 Millionen Renten zu 3% bewirkt werden, die ein Capital von 1000 Millionen Franken repräsentirten. Das war die berühmte Milliarde, welche damals ein ungeheures Aufsehen erregte. Von der einen Seite wurde das Opfer, welches das Volk dem Adel bringen sollte, aufs äußerste übertrieben. Der Ingrimm der Liberalen stellte die Sache nicht anders dar, als ob die Aermsten im Volke ihr letztes Scherflein darbringen müßten, um jene Milliarde in klingender Münze vollzählig zu machen und damit jene Emigrirten zu bereichern, die man als fremde Eindringlinge, als eine verdorbene und miserable Race, als in jeder Beziehung Unwürdige bezeichnete. Von der andern Seite beklagten sich die Ultras eben so sehr, daß die Maßregel unzulänglich sey, daß die auf so Viele sich vertheilende Geldentschädigung in Renten dem wahren Werthe des Verlorenen, der ihnen mit so schreiendem Unrecht entrissenen theuren Erbgüter nicht entspreche. Daher die sonderbare Erscheinung, daß die Milliarde in der französischen Kammer in noch leidenschaftlicheren Reden von denen angegriffen und

verwünſcht wurde, welche ſie empfangen, als von denen, welche ſie geben ſollten. Unter den letzteren zeichnete ſich neben dem General Foy beſonders Dupont de l'Eure aus, deſſen Reden die größte Popularität im Volke erlangten. Unter den Ultras, welche gegen die Milliarde ſprachen, ſtanden die Herren von Beaumont und Dupleſſis de Grénédan oben an; aber weil ſie einer verhaßten Partei angehörten, fanden ſie nur Schmähung und Mißachtung, wie viel Wahres immer in dem lag, was ſie ſagten. Uebrigens kam es auf die Reden nicht an, denn durch die Wahlumtriebe der Regierung war dem Miniſterium Villèle die Mehrheit in der zweiten Kammer ſchon geſichert. Die Milliarde wurde bewilligt.

Unmittelbar darauf ließ ſich Karl X. feierlich zu Rheims in altherkömmlicher Weiſe zum Könige von Frankreich ſalben und krönen, am 29. Mai 1825. Den erſten König Chlodwig, im 5ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, hatte der heil. Remigius mit dem Oel eines Fläſchchens geſalbt, welches ein Engel vom Himmel gebracht haben ſollte. Mit dieſem himmliſchen Oele waren alle folgenden Könige Frankreichs geſalbt worden. In der Revolution aber wurde die Flaſche mit allen andern Reliquien zu Rheims zerſchlagen und hätte keine neue Salbung mehr ſtattfinden können, wenn nicht eine Scherbe jenes Fläſchchens mit ein paar Tropfen Oel noch glücklich gerettet worden wäre. Damit wurde nun Karl X. geſalbt. Der ganze feierliche Act ſeiner Krönung war nicht ein Spiel der Eitelkeit, ſondern drückte die Idee aus, die in ihm lebte. Das franzöſiſche Königthum, an deſſen 14hundertjährigen Beſtand die neue Krönung erinnerte, ſollte dem Volke in die Augen fallen als etwas Unüberwindliches, Unzerſtörliches, was alle Revolutionen überlebe.

Im Herbſt deſſelben Jahres beging die liberale Partei eine Feier anderer Art, um gleichſam jener Feier in Rheims das Gegengewicht zu halten. Eines ihrer Häupter, der General Foy, war (28. November 1825) geſtorben, und ſeine Beerdigung wurde zu einer großartigen Parteidemonſtration benützt. Alles, was dem Könige und dem Miniſter Villèle feindlich geſinnt war, drängte

ſich herbei, um den Leichenzug des Mannes zu vergrößern, der jene immer am rückſichtsloſeſten in der Kammer angegriffen hatte. Man wollte beweiſen, wie zahlreich die Oppoſition im Volke ſey, obgleich ſie in der Kammer ſelbſt nur ſchwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten nicht weniger als 100,000 Menſchen in Trauerkleidern, alle mit entblößtem Haupte. Ein Geſinnungsgenoſſe des Verſtorbenen, Caſimir Perier, hielt am Grabe eine politiſche Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für die Wittwe betrugen in Kurzem 1 Mill. Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beiſteuerte.

In demſelben Jahre wurde von Seiten der franzöſiſchen Regierung die Unabhängigkeit des Negerſtaats auf der Inſel Hayti gegen eine Geldentſchädigung ausgeſprochen. Ein Wiedereroberungsverſuch wäre um ſo thörichter geweſen, als er ſogar dem großen Napoleon mißlungen war. Karl X. gab, indem er Hayti anerkannte, dem König von Spanien eine gute Lehre, ſofern der letztere mit den unzureichendſten Mitteln immer noch daran dachte, die unermeßlichen Colonien in Amerika wieder zu erobern.

Karl X. hatte den ſehr richtigen Gedanken, daß eine geſunde und naturwüchſige Ariſtokratie nicht durch die Milliarde hergeſtellt werden könne, ſondern daß es dazu noch anderer Maßregeln bedürfe, vor allem der Primogenitur. Er hatte während ſeines Aufenthaltes in England den Werth des Erſtgeburtsrechts würdigen lernen und ließ durch den Miniſter Peyronnet ein Geſetz einbringen, welches auch dem franzöſiſchem Adel dieſe Wohlthat, die alleinige Bürgſchaft dauernden Erbbeſitzes, gewähren ſollte. Aber das Geſetz ſcheiterte am Widerſtande nicht ſowohl der Liberalen, welche die gleichen Rechte aller Kinder, wie die Gleichheit vor dem Geſetz überhaupt vertheidigten, als vielmehr der Pairs, die, einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesintereſſe dem perſönlichen nachſetzten, wodurch der franzöſiſche Adel ſeine Unfähigkeit, ſich auf den Standpunkt des engliſchen zu verſetzen,

ſelber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verſtanden und ihm beiſtimmten, glänzte der junge Graf Montalembert, unter den Gegnern Pasquier, der die Mehrheit für ſich gewann und das Geſetz durchfallen machte.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Beſten der Kirche konnten nicht verfehlen, einen hartnäckigen Widerſtand hervorzurufen. Anſtatt des früheren wegen ſeiner Unvollſtändigkeit zurückgezogenen Geſetzes in Betreff des Kirchendiebſtahls, wurde jetzt ein umfaſſendes Sacrilegiengeſetz eingebracht, welches der ſeit der Revolution immer noch herkömmlichen Gleichgültigkeit gegen das Heilige und der fahrläſſigen oder abſichtlichen Entweihung deſſelben wieder eine Schranke ſetzen ſollte. Ein zweites Geſetz dehnte die Errichtung von Nonnenklöſtern aus. Im Jahr 1825 verkündigte der Papſt das Jubeljahr und zogen in Folge deſſen Miſſionäre durch Frankreich, um außergewöhnliche Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Miſſionen ließen ſich auch in Mitte der Truppen erblicken. Ein Anblick, der die Gebildeten mit jenem unheimlichen Grauen erfüllte, welches nach alter Sage den Dämon überläuft, wenn er eine Kirchenglocke läuten hört. War es nicht eine Wohlthat für das fromme Landvolk, ſeinen alten, ſo lange von den Mächtigen der Erde und von den Gebildeten verachteten Glauben wieder öffentlich verehrt zu ſehen? und that Bekehrung, Reue und Buße nicht ſo vielen verwilderten Gemüthern Noth? Heute ſind die franzöſiſchen Soldaten an die Heilmittel der Kirche, an Beichte und Gebet, an Miſſionen und barmherzige Schweſtern gewöhnt und haben eine Freude daran. Damals war es noch anders. Die kirchenfeindliche Aufklärung unter dem gebildeten Civilſtande vereinigte ſich noch mit der Verwilderung alter Soldatenherzen aus der napoleoniſchen Zeit zu einer Aufregung gegen die Miſſionen in den Städten und in der Preſſe. Das lag damals noch im Zeitgeiſt, das war, was man die öffentliche Meinung nannte und worunter man die Meinung Aller verſtand, obgleich es nur die der gebildeten Claſſen war und die große Mehrheit des Landvolkes vielmehr der alten Kirche anhing.

Man schob alle Schuld auf die Jesuiten. Casimir Perier klagte sie in der Kammer an als die Urheber der Missionen und aller s. g. Rückschritte. Vergebens erinnerte der Minister des Unterrichts, Herr von Frayssinous, die wenigen Jesuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, mischten sich nicht in Politik, sondern lebten einzig dem Unterricht in einigen wenigen Schulanstalten und der Erbauung. Er hätte sagen können, der König selber sey ihnen nicht gewogen, weil er durch sie compromittirt zu werden fürchte. Aber das half alles nichts. Man glaubte einmal an eine systematische, wenn auch geheime Begünstigung der Jesuiten, um durch sie ganz Frankreich um die Früchte der Aufklärung und Freiheit zu bringen. Neben Perier war Royer-Collard damals der glänzendste Redner in der Opposition, der die kirchliche Reaction mit allen Waffen des s. g. philosophischen Jahrhunderts bekämpfte. Er vergaß nur, daß sich das eigentliche Volk niemals auf den philosophischen Standpunkt erheben läßt, daß es stets einer Kirche bedarf, daß mithin auch die kirchenfeindliche Tendenz des damaligen Liberalismus denselben nothwendig in Widerspruch bringen mußte mit dem eigentlichen Volke und daß früher oder später diese einseitige Tyrannei der Gebildeten im Kampf mit den ewigen Volksinteressen unterliegen mußte.

Ein Graf Montlosier erfreute sich damals des allgemeinsten Beifalls unter den Gebildeten nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Europa, als er mit einem Werke gegen die Jesuiten hervortrat, in dem alles Gehässige, was ihnen irgend einmal nachgesagt worden ist, zusammengestellt wurde. Montlosiers Buch und die Art, wie demselben von allen Seiten zugejauchzt wurde, erklärt zur Genüge die Besorgniß, die der König damals gegen Lamartine aussprach, und deren oben schon gedacht ist. Der König wußte wohl, die Jesuiten schadeten ihm mehr, als sie ihm nützten. Graf Montlosier begnügte sich nicht mit seinem literarischen Angriffe, er denuncirte die Jesuiten als eine in Frankreich gesetzlich nicht geduldete Gesellschaft bei den Gerichten, und da sich diese für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Das war keine

geringe Verlegenheit für die Pairs. Die Mehrheit dachte wie der König von den Jesuiten; es fiel ihr jedoch schwer, durch Aufopferung des Ordens dem gräflichen Schreier und der gesammten liberalen Partei eine Concession zu machen. Die Pairskammer hielt sich an das formelle Recht, indem sie zugab, daß die Gesellschaft Jesu gesetzlich keinen Zutritt in Frankreich habe, und es übrigens dem Ministerium überließ, die Thatsache zu untersuchen. Nunmehr blieb alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jesuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter andern Namen in Frankreich weilenden Jesuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus diesem Anlasse die kaum befreite Presse wieder in den Zügel zu nehmen, und legte der Kammer ein neues Preßgesetz vor, welches so großes Mißfallen erregte, daß auch die Akademie dagegen Vorstellungen machte. Damals galt unter den Gebildeten alles, was gegen den König und gegen die Kirche gesagt wurde, für vortrefflich, für das allein Wahre, und weckte Begeisterung. Alles was von der andern Seite gesagt wurde, galt für unwahr oder wurde gar nicht angehört. Niemals war die anmaßliche Bildung tyrannischer und verblendeter. Villèle hatte sehr recht, wenn er in der Kammer sagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, ist die der s. g. öffentlichen Meinung und der Presse. Sie allein hat jenes Gespenst geschaffen, das man als Jesuitismus bekämpft.“

Hatte der König einen tiefen Widerwillen, seine Sache mit der des Jesuitenordens verwechselt zu sehen, so gab es andererseits auch verständige Freunde der Kirche, welche die reine Sache der letzteren gefährdet glaubten durch jede Vermischung des kirchlichen mit dem dynastischen Interesse. In diesem Sinne sprach sich der Bischof von Tours und besonders auch der geistreiche Publicist Herr von Eckstein in Paris aus. Sie erkannten die geheime Schwäche des Thrones und wollten den Altar nicht in dessen Fall mit hineinziehen lassen.

Mit diesen Händeln verging das Jahr 1826. Aus dem Gange der Debatten in der Pairskammer entnahm der König, daß

er sich auf diesen Körper nicht ganz verlassen könne, und ließ daher das neue Preßgesetz, damit es nicht durchfalle, lieber wieder zurückziehen. Es war ihm überhaupt zuwider, so oft seinen Willen zu ändern. Er hatte bei seinem Regierungsantritt Preßfreiheit verkündigt; die gesteigerte Wuth der Opposition drängte ihn nun wieder, die Presse zu zügeln, und die Wiedereinführung der Censur erschien ihm doch im höchsten Grade gehässig und unpopulär. So wußte dieser unglückliche Fürst nicht, was er thun sollte. Indem er nun das Gesetz zurücknahm nnd in der liberalen Weise verfuhr, wie bei seiner Thronbesteigung, wollte der loyale Marschall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank seines Volkes entgegenzunehmen, und veranstaltete eine große Musterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Marschall kannte seine Leute nicht, der Haß der Bürgerclasse war schon zu tief eingefressen. Die Nationalgarde, größtentheils aus dieser Classe zusammengesetzt, theilte, wie gleichzeitig der deutsche Philister, den ganzen Ingrimm gegen die Kirche und war durch die Presse und durch die Kammerdebatten schon so exaltirt worden, daß der König, als er mit glänzendem Gefolge die zwölf Pariser Legionen musterte, von einem Theile derselben nicht mit dem loyalen und gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ sondern mit der Oppositions-Parole: „Es lebe die Charte!“ begrüßt wurde. Als er sich wieder entfernt hatte, erhob das Volk ein noch viel revolutionäreres Geschrei: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! Als die Nationalgarde auf ihrem Rückmarsch an Villèles Hotel vorbeizog erschütterte sie dasselbe mit dem Donner ihrer Verwünschungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergestalt ihren bösen Willen blicken ließen, daß sie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüstete König befahl noch an demselben Abend die Auflösung der Nationalgarde. Merkwürdigerweise legte sich die Aufregung und Paris blieb ruhig. Bald darauf begab sich der König in das Lager von St. Omer, wo die loyalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entschädigten.

Man bemerkte, daß in dieſer Zeit die Regierung den Kopf verlor. Man überredete den König, an ſeiner Unpopularität trage Niemand Schuld, als Villèle. Wie ungeheuer dieſer Miniſter verhaßt war, davon hatte ſich der König überzeugen können. Er ſchwankte in ſeinem Vertrauen und daher auch in ſeinen Maßnahmen. Im Schwanken aber entſagte er Vortheilen, die er ſchon errungen hatte. Die ſiebenjährige Dauer der Kammer wurde vorſchnell wieder aufgegeben und die ganze Verſammlung aufgelöst, im Juni. Und zugleich wurde eigenmächtig die Cenſur wieder eingeführt. Man vermehrte alſo auf der einen Seite den Haß, und gab auf der andern dem Volke Gelegenheit, durch neue Wahlen die Oppoſition zu verſtärken. Ehe die neuen Kammern für das Jahr 1828 zuſammenberufen wurden, mußte ſich der König auch erſt noch der Pairs verſichern. Dieſe vornehmen Herren hatten ſich ihm wiederholt widerſpenſtig gezeigt und mit dem Liberalismus kokettirt. Er ernannte daher 76 neue Pairs, um ſich der Mehrheit in der Herrenkammer zu verſichern. Allein dießmal erwartete die Regierung ein Widerſtand von Seite der Deputirtenkammer, den ſie kaum vorausgeſehen hatte. Denn hätte ſie ihn vorausgeſehen, ſo würde ſie lieber die alte Kammer beibehalten, als eine neue haben wählen laſſen. Trotz der Cenſur und aller Wahlumtriebe, welche Villèle wieder durch die Beamten machen ließ, fielen die neuen Wahlen dennoch überwiegend liberal aus. Am 17. November wählte die Stadt Paris ihre acht Candidaten, ſämmtlich Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Laffitte, Caſimir Perier, Benjamin Conſtant, von Schonen, Terneaux, Royer-Collard, Baron Louis. Das Volk ſtrömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenſter einwarf, die nicht erleuchtet waren. Der Pöbel beging Exceſſe, ſogar Barrikaden wurden aufgeworfen, und das Militär konnte die Ruhe nicht herſtellen, ohne daß einiges Blut gefloſſen wäre. Als ſämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen, die miniſterielle Minderheit behielt nur 125.

Einer solchen Kammer gegenüber konnte sich der verhaßte Villèle unmöglich behaupten, nahm daher am 3. Januar 1828 seine Entlassung und empfahl dem Könige zu seinem Nachfolger den Herrn v. Martignac, einen besonnenen und gemäßigten Mann, der noch allein fähig schien, die Parteien zu vertragen und für den König ein zweiter Villèle, für das Volk ein zweiter Decazes zu seyn. Aber die Kluft zwischen König und Volk war schon viel zu weit aufgerissen, als daß sie ein guter Name und der gute Vorsatz eines Ministers hätte ausfüllen können. Vor allem kam es darauf an, die Opposition zur Mäßigung zurückzuführen, und das glaubte Martignac durch Concessionen erreichen zu können.

Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte sogleich ein Gesetz vor, welches den Beamten untersagte, sich künftig in die Deputirtenwahlen einzumischen; zweitens wieder ein neues Preßgesetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen stellte; drittens ein Gesetz zu Gunsten der Befreiung Griechenlands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jesuiten. Mehr konnte die Opposition von einem Minister Karls X. in der That nicht verlangen. Aber der König hatte früher nach einem andern Systeme regiert; daß er davon abging, legte man ihm nur als Schwäche aus, und er verlor an Achtung, ohne an Liebe zu gewinnen. Die Kammern gingen natürlicherweise auf sämmtliche Gesetze ein, und mit großem Aufsehen wurde insbesondere am 16. Juni das Jesuitengesetz verkündigt, welches diesen Vätern die acht Schulen entzog, in denen sie bisher gelehrt hatten, und den Jesuiten überhaupt die französische Erde verbot. Sie wanderten alle nach der Schweiz oder Italien aus.

Im Herbst des Jahres 1828 machte der König eine Reise nach Straßburg, um die Stimmung im Osten Frankreichs zu sondiren und für sich zu gewinnen. Man empfing ihn in der Provinz überall sehr ehrenvoll. In Straßburg selbst begrüßten ihn der König von Württemberg und der Großherzog von Baden. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Westen Frankreichs, besuchte das Schloß Chambord, die treuen

Vendéer, und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Somit schienen dem König die Provinzen weit geneigter, als die Hauptstadt. Auch in der auswärtigen Politik spielte Frankreich damals keineswegs eine untergeordnete Rolle. Es handelte einig mit England in Griechenland und in Portugal. Seine Schiffe wirkten wesentlich mit in der Schlacht bei Navarin und zerstörten mehrere Corsarenschiffe von Algier, General Maison führte eine französische Armee nach Morea. Die Flagge wie die Fahne Frankreichs war unter Karl X. in Ehren.

Wie es scheint, war es Martignac, der dem König die Rundreise durch die Provinzen angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Gesetz vor die Kammer. Er wollte nämlich die Gemeinde- und Departementalordnung in der Art ändern lassen, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialische Controle über die Maires und Präfecten üben sollten, die bisher unumschränkt geherrscht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und größeren Provinzialstädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris allein über sie ausgeübt hatte. Dieses wohlthätige Gesetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Opposition fürchtete die große Mehrheit conservativer und insbesondere kirchlicher Elemente in den Provinzen, welche, wenn das Gesetz angenommen wurde, darin eine Stütze finden würden gegen die von Paris aus geleitete Aufregung. Unter den Royalisten selbst war kein richtiges Verständniß der heilsamen Maßregel. Es gab unter ihnen eine Partei, der das Ministerium Martignac nicht weniger zuwider war, wie einst das Ministerium Decazes, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß Männern von einseitiger, aber fester Richtung das Schwanken des Königs und sein letztes Hinneigen zum Liberalismus unerträglich seyn mußte. Diese Männer vergaßen nun über der Persönlichkeit und der allgemeinen Haltung des Ministers den Werth und Nutzen des von ihm bevorworteten Gesetzes und verwarfen dieses wegen jenem. Als nun von beiden Seiten her so heftig gegen das Gesetz gesprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Minister zurück.

Martignac war nur ein Werkzeug, ein Nothbehelf in der schlimmsten Verlegenheit, wider Willen aufgegriffen, herzlos wieder weggeworfen; aber in der kurzen Zeit seiner Verwaltung hat er sich doch als ein Ehrenmann bewährt, und sein Gedanke, Frankreich wieder ein wenig zu decentralisiren, sichert ihm ein achtungsvolles Andenken. Die Gemeinden und die einzelnen Provinzen Frankreichs, ehemals viel selbständiger und reicher an eigenthümlichem Leben, wurden schon unter der absoluten Regierung der Könige von Paris aus mit ungebührlicher Willkür beherrscht, und die Revolution verschärfte noch die Centralisation. Weil aber auch die Opposition, die ihren Mittelpunkt immer in Paris hat, von hier aus ihre Fäden durch das ganze Land zieht, so war auch ihr eine größere Selbständigkeit der Provinzen entgegen. Immerhin wird Frankreich nicht eher einer dauernden politischen Gesundheit sich erfreuen, bis die Provinzen wieder mit ihren conservativen Interessen ein Gleichgewicht bilden gegen die ewig aufgeregte und nach Neuem gierige Hauptstadt.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Ministerium Martignac. Man hat ihn beschuldigt, dieses sein eigenes Ministerium gewissermaßen verrathen zu haben, indem er selbst die Opposition der Ultras gebilligt habe. Es lag allerdings nahe zu vermuthen, daß er an den liberalen Concessionen seines Ministers keine Freude haben konnte. Allein er hatte denselben einmal zum Minister angenommen und die Schwäche des Ministers war seine eigne Schwäche. Gewiß ist, daß dem Könige nichts so sehr schaden mußte, als sein Schwanken zwischen Concessionen und Gewaltmaßregeln. Von Anfang an nicht stark in seiner Stellung, verlor er vollends die Achtung, die man wenigstens der Consequenz zu zollen pflegt.

Ehe man inzwischen zu voreilig den König tadelt, muß man alle Umstände erwägen, unter denen er handelte. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, sich in der griechischen Frage an Rußland anzuschließen. Man muß sich die europäische Situation vergegenwärtigen. Diebitsch stand in Adrianopel, ein Friede wurde

dort unterhandelt, der am 14. Dezember wirklich zu Stande gekommen ist. England und Oesterreich gaben sich die äußerste Mühe, Frankreich auf ihre Seite zu bringen. Man kennt die Depeschen des russischen Gesandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieser schlaue Diplomat hatte es mit Martignac so weit gebracht, daß Karl X. Oesterreich mit Krieg drohte, wenn es sich thätlich in den türkischen Krieg einmische, um etwa den Russen die Vortheile zu schmälern, die sie sich vom Frieden versprachen, Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu setzen, um Martignac zu stürzen, wozu sich der ihm schon länger vertraute Polignac darbot.

Am 8. August 1829 ernannte der König an Martignacs Stelle den Fürsten Julius von Polignac zum Minister. Das war der Sohn jener bekannten Fürstin von Polignac, der die unglückliche Königin Marie Antoinette dereinst ihre ganze Gunst zugewendet hatte, und derselbe, der in die Verschwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen gewesen war. Die Opposition hat ihn als den hochnasigsten und zugleich unfähigsten Junker von der Welt dargestellt. Inzwischen hat sie den Haß übertrieben. Polignac besaß nicht die großen Eigenschaften eines Regenten, aber wenigstens die Consequenz des Parteimannes.

War das Ministerium Polignac ein Extrem, so wurde der König doch nur in dasselbe hineingetrieben, nachdem er sich in anderartigen Versuchen, in Ruhe regieren zu können, erschöpft hatte. Polignac hatte zugleich eine unbedingte und längst geprüfte blinde Ergebenheit für seinen Herrn, was in Zeiten der Noth den Königen vom höchsten Werth ist. Unter den übrigen neu ernannten Ministern zeichnete sich Labourdonnaye durch einen eisernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac verachtet und verspottet wurde. Von ihm erwartete man die feindseligste, gegen die Liberalen schonungsloseste Reaction, denn er hatte als Redner in der Kammer seine Gesinnungen desfalls niemals verhehlt. Zum Kriegsminister wurde General Bourmont ernannt, eine sehr ungeschickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei

Waterloo das französische Lager verlassen hatte und zu den Alliirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das französische Volk nie. Es ist kaum begreiflich, wie es Karl X. seiner eigenen Ritterlichkeit abgewinnen konnte, einen Deserteur an die Spitze der französischen Armee zu stellen. Die andern Minister waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoisier, Chabrol und d'Haussez, fast alle früher schon Anhänger Villèles.

Als dieses Ministerium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Frankreich. Der Constitutionnel nannte es einen Bund der Aristokratie (Polignac) mit der Treulosigkeit (Bourmont), der Unwissenheit (Montbel), und dem Hasse der Verfolgung (Labourdonnaye). Man setzte gleich anfangs voraus, daß Frankreich nur zwischen diesem Ministerium und der Revolution zu wählen habe. Man nannte es le ministère impossible und bereitete sich auf alle Fälle vor. Schon im September bildete sich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungesetzlicher Steuern, der sich alsbald über die Normandie, das Elsaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt diesen Zeitpunkt für günstig, sich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die personificirte Revolution. Schon im September unternahm er mit großem Aufsehen eine Reise nach Lyon, die einem Triumphzuge glich, denn überall brachte die Oppositionspartei ihm Huldigungen dar, bereitete ihm glänzende Feste und gab ihm Gelegenheit zu politischen Reden, welche Oel ins Feuer gossen. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geschmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tausende zu Fuß. Die Bürgerschaft von Lyon empfing ihn feierlich und Lafayette sprach: „Ich vertraue in dieser kritischen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Festigkeit eines großen Volkes, das sein Recht kennt und seine Kraft fühlt." Lafayette stand an der Spitze eines geheimen Ausschusses, der von Paris aus die Opposition im Lande leitete. Außer den Steuerverweigerungsvereinen in den Provinzen bildete sich noch eine weit ausgedehnte geheime Gesellschaft unter dem Namen Aide toi

et le ciel t'aidera (Hilf dir ſelber, und der Himmel wird dir helfen). Dieſe Geſellſchaft hatte zunächſt einen defenſiven Charakter und wollte nur ſämmtliche Volksrechte gegen das neue Miniſterium ſchützen, allein ſie hatte ſchon etwas von jacobiniſchem Geſchmack.

Das Miniſterium ſetzte dieſen Bewegungen im Lande und den wüthenden Angriffen der Preſſe eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den ſtumpfſinnigen Hochmuth Polignaes wieder zu erkennen. Allein das Miniſterium that nichts, weil es in ſich ſelbſt noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln, den Liberalismus entwaffnen, dem Throne die ariſtokratiſchen und kirchlichen Stützen geben, wie es längſt in den Wünſchen des Königs lag. Der König ſelbſt ſoll damals geſagt haben: „Point de concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la réligion et de la royauté.“ Die Art, wie Labourdonnaye als Miniſter des Innern ſein Beamtenperſonal zuſammenſetzte, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieſer ſtolze Mann energiſch einſchreiten werde. Aber Polignac ſelbſt ſtand unter dem Einfluſſe von England. Nicht ohne Englands Einfluß war er zum Miniſterium gelangt, und die Intriguen, welche Pozzo di Borgo, der ruſſiſche Geſandte in Paris, Martignaes Gönner, aus Unmuth über des letztern Entfernung gegen Polignac anſpann, machten dieſem den Anſchluß an England nur um ſo nothwendiger. Wellington aber war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen ſich Karl X. bei einer allzuſcharfen Reaction ausſetzte. Er rieth alſo zur Mäßigung, und hauptſächlich deshalb war Polignac zum Warten, Hinhalten und Laviren geneigt. Auch die Anhänger Villèles im Miniſterium neigten mehr zur Mäßigung. Während nun das Miniſterium nach außen hin unthätig blieb, war in ſeinem Innern lebhafter Kampf. Endlich gab der König dem engliſchen Einfluſſe nach und entfernte Labourdonnaye, an deſſen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'ſche Partei hätte ſich gern auch Polignaes entledigt; dieſen aber, den England hielt, ſtellte der König an die Spitze des Miniſteriums.

Erst am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Ruhe und Festigkeit auf. „Frankreich, sagte er, ist im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu sehen, ist das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone gestellt. Diese sind geheiligt. Es ist meine Pflicht gegen mein Volk, sie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern.“ Er gab also zu verstehen, daß, wenn die Opposition seine Rechte nicht achte, er nöthigenfalls auch die ihrigen beschränken werde, daß keinesfalls die Charte über die Krone wachsen dürfe. Im Uebrigen drückte er sein Vertrauen aus, daß Frankreich an seinen guten Willen glauben und die Uebelgesinnten nicht hören werde, die seine königliche Gesinnung verdächtigten. Der König fügte hinzu: „Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, so werde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie jederzeit ihren Königen erwiesen haben, die Kraft finden, sie zu besiegen.“ Als er diese Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung sprach, entfiel ihm sein Hut, und der neben ihm stehende Herzog von Orleans hob denselben auf, was man wie ein Omen ansah.

In der Deputirtenkammer befanden sich alle Liberalen von Auszeichnung beisammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Protestant von philosophischer, beinahe deutscher Bildung, welcher damals in die Fußstapfen Royer-Collards tretend, für diese zweite und viel energischere Generation des französischen Liberalismus ungefähr das wurde, was für die erste Benjamin Constant unter der Leitung der geistreichen Frau von Stael gewesen war. Royer-Collard und Guizot behandelten das constitutionelle System wissenschaftlich nach allen seinen Consequenzen, und wegen der bei ihnen herrschenden Theorie oder Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre, im Gegensatz gegen die practischen Menschen, die gerade auf ihren Zweck losgehen, ohne sich um ein System zu bekümmern. Die Praxis

war damals bei den geheimen Gesellschaften, aber die Doctrinäre spielten öffentlich die glänzendste Rolle durch ihre Beredsamkeit und durch die begeisterungsvolle Vertheidigung der politischen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangelischer Wahrheiten beilegte. Es ist bemerkenswerth, daß die Doctrin auf der entgegengesetzten Seite sich viel weniger geltend machte. Die Ultras hatten schon in den Zeiten von Decazes und Villèle ihre Beredsamkeit erschöpft und wohl eingesehen, wie unnütz es ist, da Doctrinen auszukramen, wo man sie nicht hören will. Indeß trat damals auch auf der royalistischen Seite ein Redner ersten Ranges auf, aber kein Doctrinär, sondern ein durchaus practischer Advocat seiner Partei, der junge Berryer.

Die Deputirtenkammer wählte nur Liberale in die Candidatenliste der Präsidentschaft und Karl X. stand nicht an, gerade den namhaftesten unter ihnen, Royer-Collard, zum Präsidenten zu ernennen. Doch hatte er in jenen Tagen ziemlich vielen Stolz blicken lassen, und es fehlte nicht an Aufhetzern, die den Bruch zwischen dem Könige und der Kammer gerne beschleunigt hätten. Auch der Herzog von Orleans soll sich, wie wenigstens Lamartine versichert, damals herbeigedrängt und dem König Muth zugesprochen haben, denn er sey der Herr, und ihm zieme der Ton des Gebieters. Der Herzogin von Angoulême sagte man nach, sie habe die höchsten Justizbeamten bei einer Audienz mit beleidigender Kälte empfangen und, anstatt sie anzuhören, ihnen die Thüre zum Thronsaale gewiesen. Soferne damals so viel verleumdet wurde, weiß man nicht, ob sie nicht aus einem Mißverstand handelte. Die Deputirtenkammer entwarf eine Adresse, worin sie unter anderem sagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gesinnungen und die Vernunft Frankreichs ist heutzutage der Grundgedanke der Administration; Ihr Volk trauert darüber, weil es sich dadurch gekränkt fühlt, es beunruhigt sich darüber, weil seine Freiheiten dadurch bedroht sind. Dieses Mißtrauen findet keinen Weg in Ihr edles Herz. Nein, Sire, Frankreich will so wenig die Anarchie, als Sie den Despotismus wollen; Frankreich ist würdig, daß Sie auf seine

Loyalität vertrauen, wie es auf Ihre Versprechungen vertraut. Zwischen denjenigen, die eine so ruhige, treue Nation verkennen, und uns, die wir mit einer tiefen Ueberzeugung den Schmerz eines ganzen und auf die Achtung und das Vertrauen seines Königs eifersüchtigen Volkes jetzt in Ihren Busen niederlegen, möge sich die hohe Weisheit Ihrer Majestät aussprechen. Die königlichen Prärogative haben in Ihre Hände die Mittel gelegt, die constitutionelle Harmonie zwischen den Staatsgewalten, diese erste und nothwendige Bedingung der Stärke des Thrones und der Größe Frankreichs, zu schaffen."

Die Debatten über diese Adresse waren äußerst interessant. Das Ministerium hatte es nämlich nicht bloß mit der liberalen Opposition, sondern auch mit den s. g. Desectionen in der bisherigen royalistischen Partei selbst zu thun. Die früher gestürzten Minister, Villèle, selbst Labourdonnaye, waren mit allen ihren Anhängern, wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs und wollten diesen letzteren stürzen. Andere meinten es aufrichtig gut mit dem Könige, beneideten auch Polignac nicht, fürchteten aber, er werde Mißgriffe begehen und schade dem König jedenfalls durch seine Unpopularität. Also wollten auch sie ihn stürzen. Sie halfen den Liberalen zu einem Siege, dessen Opfer nothwendig der König werden mußte. Die Liberalen selbst benutzten diese Desectionen mit Klugheit, schämten sich aber nicht der Heuchelei und Lüge. Dupin der ältere, Mitverfasser der Adresse, sagte in der Vertheidigung derselben: „der Grundgedanke der Adresse ist eine tiefe Verehrung für die Person des Königs; sie drückt die hochachtungsvollste Ergebenheit für jenes alte Geschlecht der Bourbons aus ꝛc." Ein weniger berühmter Royalist, Chantelauze, blieb der einfachen Wahrheit getreuer, indem er den Liberalen sagte: „ihr wollt dem Königthum ans Herz, ihr wollt der Deputirtenkammer allein die Macht erobern, die gesetzlich dem König zukommt." Conny erinnerte daran, die Charte, die man jetzt als tödtliche Waffe gegen die Monarchie wende, sey ein freiwilliges Geschenk Ludwigs XVIII. gewesen, Niemand, am wenigsten das französische

Volk selbst, hätte den König zwingen können, sie zu geben, und jetzt wollte man seine Nachfolger mit derselben Charte erwürgen. Montbel frug sehr mit Recht: wozu dieser ungeheure Lärmen? ist denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? — Aber die Mehrheit der Kammer bestand darauf, der König müsse sich ihrem Willen beugen und dürfe nur solche Minister haben, die sie ihm vorschreibe. Die Adresse wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen.

In der Pairskammer wurde der König ebenfalls durch Defectionen im Stich gelassen. Hier donnerte Chateaubriand gegen das Ministerium. Der von Neid verblendete Dichter vergaß jede dem Könige schuldige Rücksicht. Das Nämliche that der Herzog Fitz James, ein Günstling des Königs, aber Feind der Polignacs und gleich vielen andern Höflingen ein Werkzeug der russischen Intrigue. Hinter allen vornehmen Defectionen stand Pozzo di Borgo. Das Schicksal schien zu wollen, daß, wenn Nesselrode den ersten Schlag gethan, um den Thron der Bourbons wieder aufzurichten, ein andrer russischer Minister den ersten thun sollte, um ihn wieder zu zerschlagen. Ohne russische Mitwirkung konnte schon nichts Wichtiges mehr in Europa vor sich gehen.

Die Adresse der Pairskammer an den König war nicht weniger feindselig als die der Deputirtenkammer, wenn auch mehr versteckt. Indem sie nicht ohne eine beleidigende Bosheit die Worte der Thronrede parodirte, sagte sie: „Sollten strafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hindernisse in den Weg legen, so würden sie durch das gleichzeitige Zusammenwirken beider Kammern bald überwunden seyn.“ Damit wollte sie sagen, daß nur von Polignac solche Hindernisse zu erwarten seyen, und daß die Pairskammer im Kampfe gegen diesen Minister der Deputirtenkammer zur Seite stehen würde.

Einem so vielseitigen Widerstande hätte der König aus Klugheitsgründen nachgeben, als constitutioneller König hätte er ein Ministerium, für welches eine Mehrheit in den Kammern zu gewinnen unmöglich war, fallen lassen müssen. Dabei hätte ihn das

Beiſpiel des Königs von England tröſten können, der immerhin ein mächtiger Herr blieb, wenn er ſich auch jederzeit ſeine Miniſterien vom Parlament mußte vorſchreiben laſſen. Endlich hätte Karl X., wenn er nicht ſowohl auf ſeine Ehre als auf ſeinen Nutzen geſehen und einige Argliſt beſeſſen haben würde, durch Ernennung eines rein liberalen Miniſteriums die jetzt gegen ihn vereinigten Parteien raſch wieder trennen und die Liberalen in Verlegenheit ſetzen können. Allein jede ſolche Argliſt lag ihm fern. Man muß, wenn man ſeine Unklugheit bedauert, wenigſtens ſeine Ehrlichkeit achten. Es iſt der Geſchichtſchreibung unwürdig, länger in die Schmähungen einzuſtimmen, mit welchen der unglückliche Greis verfolgt worden iſt. Als Royer-Collard an der Spitze der ſtändiſchen Deputation dem Könige die Adreſſe vorgeleſen hatte, antwortete der König mit vieler Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz iſt bekümmert, von Ihnen zu hören, daß dieſe Mitwirkung nicht vorhanden iſt. Aber meine Entſchließungen ſind unerſchütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag ſpäter wurden die Kammern einſtweilen vertagt, jedoch noch nicht aufgelöſt. Die royaliſtiſche Minderheit auf der rechten Seite der Kammer rief laut: „Es lebe der König!“ Aber die liberale Mehrheit auf der linken noch lauter: „Es lebe die Charte!“ Was weiter geſchehen ſollte, wurde nun vom Könige mit dem Miniſterrathe verabredet. Montbel erklärte ſich am entſchiedenſten für raſches Handeln. Er ging, wie früher Martignac, und wie ſpäter Napoleon III., von dem Gedanken einer Appellation an das Volk aus. In den Provinzen und ſonderlich beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris verſagte. Er rieth daher, der König ſolle die Kammern augenblicklich auflöſen und ſich mit einem Manifeſte an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoiſier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot ſich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Geſinnungen der Wähler eine

Aenderung bewirkt werden konnte. Bis dieſes Mittel gewirkt haben würde, ſchien es räthlicher, die definitive Auflöſung der Kammer, die Appellation an das Volk und jede andere Maßregel zu verſchieben.

Das gedachte Mittel war eine Kriegsoperation, von der man ſich Ruhm für die königliche weiße Fahne und Erfolge bei den Wahlen verſprach, wie nach dem letzten Siege in Spanien. Der Raubſtaat von Algier unter dem gewaltthätigen Dey Huſſein Bey hatte fortwährend Frankreich geneckt und war durch die früher empfangene Strafe noch nicht genug gedemüthigt worden. Da nun die durch die Seeräuber beraubten franzöſiſchen Eigenthümer in Algier ſelbſt keinen Erſatz fanden, ſo hielten ſie ſich an das franzöſiſche Finanzminiſterium, welches zwei Kaufleuten in Algier 7 Millionen Franken für Getreide ſchuldig war. Das Miniſterium zog wirklich von jener Summe 2½ Millionen ab, um ſie den Reclamanten als Erſatz für ihre Verluſte zuzuſtellen. Natürlicherweiſe wandten ſich nun die um ihre Bezahlung verkürzten Kaufleute von Algier an ihren Dey. Von Rechtswegen hätte dieſer die Seeräuber zum Erſatz zwingen müſſen, allein die Art und Weiſe, wie Frankreich ſich ſo raſch und eigenmächtig bezahlt gemacht hatte, ärgerte ihn ſo ſehr, daß er bei einem öffentlichen Feſte, bei welchem ihm unter anderen auch der franzöſiſche Conſul Duval aufwartete, denſelben grob anfuhr, ja mit dem Fliegenwedel ſchlug und zur Thür hinausjagte. Auf dieſe Beleidigung hin verließ der Conſul Algier, am 15. Juni 1829. Hierauf ließ der Dey alle franzöſiſchen Niederlaſſungen in ſeinem Bereiche plündern und zerſtören, namentlich das Fort Lacalle, jedoch erſt, nachdem es die Franzoſen verlaſſen hatten. Im Juli wurde Herr von Labrétonnière nach Algier geſchickt, um für Frankreich Genugthuung zu fordern. Aber der Dey weigerte ſich nicht nur, ſondern ließ auch, ſobald der Parlamentär den Hafen wieder verließ, auf ſein Schiff feuern. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen ſolchen Barbaren zu züchtigen, und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein ſiegreicher Feldzug gegen Algier auch für ſeine innere

Politik seyn würde, da die Franzosen nichts mehr reizt, als kriegerischer Ruhm. Es handelte sich also hier nicht bloß um die Strafe eines kleinen Seeräubers, sondern um eine große politische Demonstration. Eben deshalb aber besorgte England, Karl X. werde der Expedition nach Algier eine zu große Ausdehnung geben und Algier nicht nur erobern, sondern auch behalten wollen. Es bot daher seine Vermittlung an und sträubte sich auf alle Weise gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich sich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große englische Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geschickt worden, um die Franzosen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern, und das englische Ministerium wurde im Parlament mit Fragen und Vorwürfen bestürmt, da die englische Eifersucht den Franzosen den Besitz von Algier durchaus nicht gönnen wollte. Das Parlament beruhigte sich erst, als die Minister versicherten, sie hätten von Frankreich die befriedigendsten Erläuterungen erhalten. Obgleich es nicht bestimmt gesagt wurde, verstand darunter doch jedermann, daß Frankreich sich der Forderung Englands gefügt habe, Algier nicht behalten zu wollen. Die englische Presse beutete den Gegenstand mit gewohnter Ungebundenheit aus. Und wenn Karl X. von seiner Expedition Ruhm erwartete, so gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er sich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr schadete seinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn, der die Expedition commandiren sollte. Die Unpopularität des Generals Bourmont, damaligen Kriegsministers, war zu groß, die Verachtung dieses Deserteurs in ganz Frankreich zu allgemein, als daß seine Wahl nicht neue Erbitterung gegen den König hätte hervorrufen sollen, namentlich in der Armee selbst. Der Feldzug wurde bis ins Frühjahr verschoben und der Ausmarsch so berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunkt erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflösung der bisherigen Kammer, veranlassen wollte. Am 16. Mai sollte die

Einschiffung der Expeditions-Armee, welche 30,000 Mann stark war, im Hafen von Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die definitive Auflösung der Kammern und berief die neuen Kammern auf den 3. August ein. Die neuen Wahlen zur zweiten Kammer aber sollten in den kleineren Wahl-Collegien am 23. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu diesen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Indem der König die Auflösung der Kammern verfügte, nahmen Chabrol und Courvoisier ihre Entlassung. An ihre Stelle traten Graf Peyronnet, schon früher Minister unter Villèle und sehr muthvoll, der gleichfalls energische Chantelauze und Baron Capelle, für den ein neues Ministerium der öffentlichen Arbeiten geschaffen wurde. Vor den Wahlen erließ der König ein Manifest an die Nation, worin aber nur das wiederholt war, was er schon den Kammern gesagt hatte. Den großartigen Eindruck einer Appellation von der gebildeten Minderheit der Franzosen an die ungebildete Mehrheit machte es nicht. Eine solche Appellation hätte, wie später unter dem Präsidenten Louis Napoleon, erst erfolgen müssen, nachdem die Kammern durch einen Staatsstreich völlig vernichtet waren. Eine bloße Ermahnung, man solle loyalere Deputirte wählen, als die bisherigen, konnte nichts fruchten. Die Wahlbewegung war einmal im Zuge, die Wahl auf die Begüterten beschränkt, also vorzugsweise in den Händen der liberalen Mittelklasse. Die Gesellschaft Aide toi und das Comité directeur, an dessen Spitze Lafayette stand, thaten das Ihrige.

Bourmonts Berechnung hinsichtlich seiner Erfolge bewährte sich nicht. Die Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei französische Briggs, Aventure und Silène, scheiterten an der Küste von Algier und fielen den Corsaren in die Hände. Diese schlimmen Nachrichten waren alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht bloß die 221 Deputirte, welche für die Adresse gestimmt hatten, wieder gewählt, sondern auch noch

eine Menge neue Liberale, und dieſe Wahlen fielen noch viel unglücklicher für das Miniſterium Polignac aus, als die früheren.

Die Wahlen waren ſchon vollendet, als jetzt erſt, viel zu ſpät, Siegesbotſchaften von Algier anlangten. Die franzöſiſche Flotte war am 14. Juni daſelbſt angelandet, die Truppen hatten ſich ausgeſchifft, am 19. die rohen Maſſen des Feindes, die ſich ihnen entgegenſtemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das ſ. g. Kaiſerſchloß, erobert und am folgenden Tage die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geſchenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, ſoll ziemlich beträchtlich geweſen ſeyn.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Siegesbotſchaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein die Abſichtlichkeit blickte zu grob hindurch. Der Sieg einer zahlreichen franzöſiſchen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürſten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Oppoſition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthuſiasmus, auf den der König ſo ſehr gerechnet hatte, blieb aus. Frankreich war nicht in einem Freudenrauſche, ſondern in einem Fieber des gährenden Haſſes. Man hörte überall von zahlreichen Brandſtiftungen. Ein Beſuch der königlichen Familie von Neapel in Paris vermehrte den Widerwillen gegen den Hof. Allen Menſchen der Neuzeit war der Anblick jener verjährten Majeſtäten verhaßt. Ueber das Haus Bourbon war die Revolution gegangen. Man glaubte nur ſeine Leichen aufſteigen zu ſehen, und wandte ſich mit Abſcheu und ein wenig böſem Gewiſſen von den Mumien ab. Auch die damaligen Hirtenbriefe vieler franzöſiſchen Biſchöfe verfehlten ihren Zweck. Soweit die Kirche dem Miniſterium Polignac helfen wollte, zog ſie den Haß gegen jenen auf ſich ſelbſt.

Wie ein böſer Dämon trat wie immer, wenn der älteren Linie des Hauſes Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans aus ſeiner ſcheinbar argloſen Ruhe und Apathie hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in ſeinem großen Palais

Royal und hatte es ohne Zweifel veranſtaltet, oder ſah es wenigſtens ſehr gern, daß ſich das Volk in Schaaren herbeidrängte, den Palaſt umgab, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja ſogar in der Freude ſeine Gartenſtühle zuſammenhäufte, aufthürmte, und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marſchall von Frankreich und befahl am 11. Juli ein großes Tedeum und Siegesfeſt in Paris zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Bei dieſem Anlaſſe fiel eine Scene vor, die dem König unendlich ſchadete. Unter den Deputationen nämlich, die ſich nach üblicher Weiſe oder nach Parteizwecken ihm vorſtellen ließen, befand ſich auch eine der Kohlenträger von Paris und einer derſelben ſagte zum Könige: „Sire, ein Kohlenträger iſt Herr in ſeinem Hauſe, machen Sie es auch ſo!“ Die miniſteriellen Blätter waren ſo unklug, dieſe Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei dieſem Anlaß wieder ein hochmüthiges und abſtoßendes Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien ſey, wie man damals verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert war und er nur in letzter Nothwehr entſchloſſen war, männlich den Sturm auszuhalten und nicht mehr nachzugeben, war alles verſchworen ihn zu verleumden, als ſinne er nur auf Gewaltthaten. Die franzöſiſche Oppoſition glich damals einer Koppel Jagdhunde, die den Hirſch, indem ſie ihn auf den Tod hetzen, noch beſchuldigen, er ſey es, der ſie verfolge.

Der König war in der übelſten Lage von der Welt und ſeit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Miniſterrath nach dem andern gehalten. Chantelauze ſah ein, daß mit den beiden widerſpenſtigen Kammern nicht mehr zu regieren ſey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch faktiſch beſtand, wollte Chantelauze, daß ſie auch alle Mittel ihrer Selbſterhaltung erſchöpfe, und ſchlug daher vor, Paris und alle größeren Städte, die allein gefährlich ſeyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den ver-

faſſungsmäßigen Weg nicht verlaſſen und der König ſelbſt ſcheute ſich vor dem Verfaſſungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglements et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Dieſen Paragraphen glaubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfaſſungsmäßigem Wege die Uebel zu beſeitigen, ohne welche der Thron nicht länger feſtſtehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entſchluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats" und um die Handhabung der Geſetze zu ermöglichen, ſeine Zuflucht zu ausnahmsweiſen „nothgedrungenen Ordonnanzen" zu nehmen. Vor allem ſollten dieſelben gegen die Tyrannei der liberalen Preſſe gerichtet ſeyn, die kaum mehr einen Widerſpruch der Royaliſten in Frankreich ungeſtraft aufkommen ließ. Sodann ſollten ſie das Wahlgeſetz modificiren. Der König hätte vielleicht beſſer gethan, ein demokratiſches Wahlrecht auf breiteſter Grundlage zu decretiren, denn in den niedern Volksſchichten, ſonderlich beim Landvolk vieler Provinzen, würden ihm die Stimmen nicht gefehlt haben. Allein der König wagte eine ſolche Ausdehnung des Wahlrechts nicht und zog vielmehr eine ariſtokratiſche Einſchränkung deſſelben vor. Die kleinen Wahlkollegien, in denen die liberale Bourgeoiſie vorherrſchte, ſollten verringert werden und künftig auch nur ein indirectes Wahlrecht beſitzen.

Am 25. Juli kam man endlich zu St. Cloud, wo ſich der König damals aufhielt, im Miniſterrathe zum definitiven Beſchluſſe, Ordonnanzen zu erlaſſen, wodurch

1) die Preßfreiheit ſuspendirt und ſtrenge Cenſur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgeſetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, der Wahl-Cenſus erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,
3) die noch nicht zuſammengetretene Kammer wieder aufgelöst,
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September ein berufen wurde.

Zwei noch weitere Ordonnanzen ernannten aus der Mitte der Ultras eine ziemliche Menge neue Staatsräthe. Man hat nicht unbemerkt gelassen, daß der 25. Juli der nämliche Tag war, an welchem weiland der Herzog von Braunschweig im Jahr 1793 sein berüchtigtes Manifest gegen Frankreich erlassen hatte. Die Ordonnanzen, die am 26. veröffentlicht wurden, begleitete ein Bericht der Minister an den König, worin jene Ordonnanzen motivirt waren. Darin hieß es unter anderm von der Presse: „durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer innern Politik. Sie erlauben weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen könnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie, die Debatte beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen eben so traurigen, als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Insulten und ihren Schmähungen verfolgen. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähung gesichert, wenn er von seinem Souverän das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält." Man kann nicht leugnen, daß diese Darstellung der Wahrheit gemäß war. Allein wer wollte damals die Wahrheit hören? Karl X.

ſollte nicht der einzige König ſeyn, den die zügelloſe Preſſe vom Throne ſtieß.

Uebrigens muß man über die Verblendung erſtaunen, mit welcher der König und ſein Miniſterium die ganze Leidenſchaft der Oppoſition herausforderte und ſich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßſtellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und ſich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem ſchwachherzigen und unzuverläſſigen Marſchall Marmont beiſammen.

Neuntes Buch.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 im Moniteur, dem Amtsblatte, verkündet und begreiflicherweise als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menschengruppen sammelten sich in den Straßen, die Tagesarbeit wurde fast von jedermann verlassen und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die in Paris anwesenden Deputirten und die Journalisten steckten die Köpfe zusammen, allein es blieb damals noch den Einzelnen überlassen, ihren größeren Muth zu erproben. Es bildete sich noch keine Autorität von Seite der Opposition, welche Beschlüsse hätte fassen können. Doch verrieth sich eine gewisse Gemeinsamkeit im Handeln, sofern nicht nur die liberalen Besitzer großer Buchdruckereien, sondern auch liberale Fabrikherrn schon an diesem Tage plötzlich ihre Geschäfte schlossen und alle ihre Arbeiter fortschickten. Der Grund davon war nicht sowohl Furcht, als die böse Absicht, viel Tausende brodloser Arbeiter in die revolutionäre Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine

Armee des Widerstandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten sich diese Arbeiter nicht wenig fanatisirt, machten großen Lärm und warfen noch an demselben Abend im Hotel Polignac die Fenster ein. Die spießbürgerliche Furcht selber wurde eine Waffe der Opposition. Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erschreckt durch die Ordonnanzen, dieses Blatt nicht mehr drucken und der Redaktion den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaktion sogleich eine Klage beim ersten Tribunal von Paris anhängig, dessen Präsident, Debelleyme, auch keinen Anstand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, soferne sie noch nicht im Gesetzesbulletin erschienen seyen, auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Und diese Entscheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Presse Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erschien daher schon eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren fast aller liberalen Pariser Blätter, unter denen jetzt zum erstenmale der geistgewandte und verschmitzte, aber gesinnungslose Thiers auftrat, der sich von einem armen Zeitungsschreiber bald zu einer der ersten Stellen im Staate emporschwingen sollte, einer jener Höflinge des Volks, welche diesem schmeicheln, wie andere den Königen, und nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Protestation wurde geradezu gesagt, die Charte gestatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. sey falsch, die Charte sey durch die Ordonnanzen verletzt, und soferne die Charte allein zu Recht bestehe, seyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen, sondern ihnen Widerstand zu leisten, und ihre Durchführung unmöglich zu machen, sey nicht nur erlaubt, sondern Pflicht jedes Franzosen. Während dieser Protest in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Pressen zu versiegeln. Da diese Maßregel nicht schon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage ausgeführt worden war, fruchtete sie jetzt nichts mehr, weil sie viel zu langsam vollzogen wurde und überall auf einen schon vorbereiteten Widerstand stieß. Dieser Widerstand war am meisten systematisch in der

Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geist und Kühnheit vor allen andern Oppositionsblättern den Vorrang behauptete. Der Eigenthümer Baude verschloß den Gensdarmen die Thüre und las ihnen den Artikel des Criminalgesetzes vor, der den gewaltsamen Einbruch in ein Haus verbot. Als die Gensdarmen das Schloß nicht öffnen konnten, wurde nach einem Schlosser gesucht, aber alle Schlosser weigerten sich. Endlich öffnete ein Gefängnißwärter das Schloß der Thüre, die Gensdarmen drangen ein und zerstörten die Pressen; aber der moralische Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Zusammenläufe auf den Straßen vermehrten sich, die Stimmung der müßigen Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zusammenstoß mit der Gensdarmerie. Niemand zweifelte, daß bald auch Linientruppen in Bewegung gesetzt werden würden, und daß es zu blutigen Straßenkämpfen kommen werde. Furchtsame Bürger fingen an, ihre Läden zu schließen. Andere thaten dasselbe, weil doch alle Geschäfte stockten und jedermann den Neuigkeiten und dem Aufruhr nachlief. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um halb 5 Uhr gegen Abend marschirten wirklich die ersten Truppen auf, um die Ordnung und das Ansehen der Regierung in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. In gleichem Maße aber mehrten sich auch die Volksmassen, die in den Straßen drängten. In Paris fehlt es nie an kühnen Menschen, die den Kampf suchen, und sie waren diesmal schon seit lange aufgehetzt und vorbereitet. Die persönliche Berührung solcher Menschen mit den Truppen konnte nicht anders als zu Blutvergießen führen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergestalt ins Volksgedränge, daß sie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, sie aus den benachbarten Häusern mit Steinen und Ziegeln zu werfen. Bald darauf knallten auch die ersten Schüsse, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen überschüttet; sie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgesetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht

Folge geleiſtet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, ſammelte ſich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und ſuchte ſich über Nacht ſo gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zuſammengeſteckt und die verſammelten Wähler von Paris ſchickten eine Deputation zu Caſimir Perier, in deſſen Hauſe die Deputirten ſich verſammelt hatten, und forderten dieſelben auf, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, allein die meiſten Deputirten hatten Angſt und Caſimir Perier weigerte ſich mit großer Heftigkeit, den geſetzlichen Boden zu verlaſſen. Erſt ſpät am Abend brachten ſie eine Proteſtation zu Stande, in welcher ſie dem König das Recht, eine noch nicht zuſammengetretene Kammer aufzulöſen, abſprachen und jede Neuwahl gemäß den Ordonnanzen für ungeſetzlich erklärten. Der junge Bankier Laffitte feuerte hauptſächlich den Muth der Deputirten an, Dupin der ältere weigerte ſich mitzuhandeln. Der alte Lafayette war auf ſeinem Landgute und wurde erſt herbeigeholt. Die Deputirten hatten alſo, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum Handeln. Aber die Entſchloſſenſten von den Pariſer Bürgern verſammelten ſich während der Nacht in einem Hauſe der Rue St. Honoré bei Cadet-Chaſſicourt, um anſtatt jener furchtſamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beſchloſſen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde ſich wieder in ihren Uniformen auf der Straße blicken laſſe, ſich unter den bewaffneten Pöbel miſche und dem Aufſtande einen gleichſam geſetzlichen Charakter gebe. Der Pöbel ſelbſt war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, ſteckte ein Wachthaus an der Börſe in Brand, zerſchlug alle Laternen in der Stadt und ſchleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelſchein umher, um durch dieſen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunſtgriff, der ſpäter in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden iſt. Auch die polytechniſchen Schüler, in denen die Erinnerungen der napoleoniſchen Zeit fortlebten und die ſtets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieſer Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzuſuchen, der

eben angekommen war, ſie aber damals noch ermahnte, ſich ruhig zu verhalten.

In derſelben Nacht beſchloſſen die bei Polignac verſammelten Miniſter, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlaſſen, welche die Proteſtation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte der Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, ſie ſo aufgeſtellt, daß die Volksmaſſe ſich an ihrer freien Bewegung gehindert geſehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesſchnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche ſie wirkungslos ſeyn mußten. Am meiſten ſetzte in Erſtaunen, daß der König in dieſer kritiſchen Zeit ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, ſo war es ſeiner nicht würdig, gleichgültig zu ſcheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenſchaftlichſten Aufregung und ſein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenloſen Himmel auf und es war einer der ſchönſten Tage des Jahres. Da begannen ſich zuerſt die plebejiſchen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu ſetzen und gegen das Stadthaus vorzudringen. Dieſes berühmte Hôtel de ville war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution immer Mittelpunkt des Aufruhrs geweſen. Unter den Arbeitern der Vorſtadt zeigten ſich auch ſchon Bürger in der Uniform der Nationalgarde. Das Stadthaus war nicht gehörig beſetzt, die Thüren wurden eingeſtoßen und auf dem Dachgiebel zum erſtenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, welche Paris ſeit dem Sturze Napoleons nicht mehr geſehen hatte. Dieſelbe Fahne begann faſt in allen Straßen von Paris aufzutauchen. Die Kämpfer wuchſen gleichſam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden war, ſammelten ſich an vielen Punkten Nationalgardiſten. Aber die wohlhabenden verheiratheten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Straße St. Honoré ließen ſie ſich

von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden sie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmassen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde keineswegs zum Aeußersten entschlossen und daher auch nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter in den damals üblichen blauen Blousen, die Vorstädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gassenbuben von Paris. Hier war der Instinct französischer Tapferkeit und eine Lust am Neuen, die keine Verantwortung scheute. Die Wuth in dieser verwilderten Menge wurde gewissermaßen geadelt durch die Begeisterung der polytechnischen Schüler. Diese hatten vergeblich mit heißer Ungeduld auf eine Ordre von Lafayette gewartet. Ihre eigenen Vorgesetzten waren so feig, alles aufzugeben und sie zu entlassen. Sie schlossen sich also mit lautem Zuruf in ihren Uniformen an das bewaffnete Volk an. Das Nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneischule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häusern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten sie jetzt dem Volke aus. So der Deputirte Audry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Gisquet und sogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andere bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht schießen hören und war aufs Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einst Napoleon verrathen und war deshalb, nächst Bourmont, der verhaßteste Mann der französischen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte dieselben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. schrieb er an den König und ermahnte ihn, der Opposition nachzugeben und zu unterhandeln. Als commandirender General hätte er entweder Verstärkungen verlangen oder seine Entlassung nehmen müssen. Und auf einen solchen muthlosen Rath hin hätte

der König ihn entlaſſen, oder aber wirklich nachgeben müſſen. Von alle dem geſchah nichts. Der König ließ antworten, Marmont ſolle ſich nur halten, unbekümmert darum, daß derſelbe ſchon erklärt hatte, ſeine Mittel ſeyen unzureichend. Inzwiſchen glaubte Marmont einen Verſuch machen zu müſſen, um die Pariſer zu ſchrecken. Er ließ alſo zwei ſtarke Colonnen auf zwei verſchiedenen Wegen gegen das Stadthaus vordringen, jede aus Fußvolk, Reiterei und Geſchütz zuſammengeſetzt. Die erſte, unter General Talon, marſchirte an der Seine hin und fand an der Brücke von Notredame heftigen Widerſtand. Die zweite Colonne, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüſſen begrüßt und ſtieß bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte ſich aber glücklich durch und beide Colonnen vereinigten ſich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthauſe, welches letztere vom Volke wieder verlaſſen wurde. Indeſſen hatte ſich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, ſchon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte ſich jetzt förmlich, länger gegen das Volk zu dienen, wollte aber auch nicht gegen den König dienen, und gab ſeine Patronen ab. Um dieſes Regiment zu erſetzen, ſchickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthauſe. Dieſe Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke beſonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und ſtreckten alles vor ſich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne brannte glühend heiß uud zur Erfriſchung der Truppen war nicht die geringſte Vorſorge getroffen. Hunger und Durſt ſteigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraterniſirten. Nur die Garden blieben unerſchütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr Truppen gehabt und wäre gehörig für ſie geſorgt geweſen, ſo würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufſtand bemeiſtert haben.

Der liberale Held dieſes Tages, Audry de Puyravaur, verſammelte wieder die Deputirten in ſeinem Hauſe und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muth beſeelt, beſchwor die Verſammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und

die verhaßten Bourbons zu ſtürzen. Dagegen erklärte ſich Caſimir Perier, der nie den geſetzlichen Boden verlaſſen wollte und die Anarchie mehr fürchtete, als den Despotismus. Desgleichen General Sebaſtiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und der Doctrinär Guizot, der abermals eine papierne Proteſtation vorſchlug. Audry, Mauguin, der alte Lafayette und Laffitte verwahrten ſich und behaupteten, jetzt ſey keine Zeit mehr zu Proteſtationen, es müſſe gehandelt werden. Dennoch ließen ſich die Deputirten nicht weiter fortreißen, als auf den gelinden Weg der Unterhandlung. Man beſchloß, eine Deputation an Marmont zu ſchicken. Zu dieſem begab ſich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforſcher Arago und verlangte Waffenſtillſtand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Marmont vorausſetzen konnte, ließ er ſich mit ihnen ein und ſchrieb gleichſam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn ſchützen ſollte.

Der König, von ſeiner Jagdpartie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militärkräfte immer noch für ausreichend, blieb guter Dinge und war nicht im geringſten geneigt, Conceſſionen zu machen. Auch Polignac empfahl dem Marſchall Marmont nur, die Truppen bei den Tuilerien zuſammenzuhalten. Doch zeigte ſich unter den Höflingen in St. Cloud ſchon viele Angſt, und Rathgeber aller Art drängten ſich auf. Einer rieth, die Herzogin von Berry ſolle ſich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine ſo unwürdige Comödie. Ein anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Orleans feſtzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und ſelbſt von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Andrerſeits war allen Truppen im Lager von St. Omer und

Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärschen nach Paris zu kommen. Aber schon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu spät. Marmont concentrirte am Morgen des verhängnißvollen Tages (es war ein Donnerstag), alle seine Truppen um die großen Paläste her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal, und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmassen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da sich die Garde so unerschütterlich schlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das schwache Herz des Marschalls, warfen ihm das vergossene Bürgerblut vor, beschwerten sich, daß auch Wehrlose und Unschuldige erschossen worden seyen, und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einstellen zu lassen. Erst dieser feige Befehl, zu welchem der Marschall gar nicht einmal vom Könige autorisirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Denn während die Truppen um die königlichen Schlösser her nicht mehr schießen durften, schoß doch das Volk auf allen andern Punkten, wo es seinen Vortheil fand. Die Kaserne der Gensdarmerie wurde vom Volk erstürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaserne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiserreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenso die Kriegsschule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Insurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erschien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ sich den Oberbefehl geben. Eine Proklamation wurde angeschlagen, nach welcher schon eine provisorische Regierung eingesetzt seyn sollte, bestehend aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzog von Choiseul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen sollte, und um dem Bruch mit der Krone unheilbar zu machen. Lafayette übernahm, auf das Andringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieselbe eine Proklamation, worin er sagte, das Betragen der Pariser Bevölkerung mache ihn stolz, sie zu befehligen.

„Die Freiheit wird siegen oder wir werden mit einander untergehen!“ Er nahm sein Hauptquartier im Stadthause, traf aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der sich selbst zum Secretär der angeblichen provisorischen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war so klug, die Autorität Lafayettes sogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberst von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre besetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu schießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um statt der abtrünnigen Linie den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte sich das Volk gleich in dessen verlassene Posten. Nun konnte sich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmassen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten sich dichte Schaaren des niedrigsten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geschmückte Gallerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Gallerie mit dem Louvre in unmittelbarer Verbindung standen, und da auf dieser Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der schöne Palast der Tuilerien selbst von innen her durch das Volk überschwemmt. Marmont wollte den Palast nicht zum Kampfplatz machen und zog sich mit dem Rest der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten ins Freie zurück. Der Pöbel trieb in den königlichen Gemächern einigen Unfug, zog die Kleider der Prinzessinnen an, zerstörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines gefallenen Volksmanns auf den Thron des Königs im großen Saale, raubte aber nichts. Ein Mensch, den man beim Plündern ergriff, wurde sogleich executirt. Die Kostbarkeiten wurden von denen, welche sie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volkssieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-

Royal wurde um dieſe Zeit vom Volke genommen und einige abgeſchnittene Truppentheile, die ſich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zuſammengeſchoſſen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollſtändig. Der erzbiſchöfliche Palaſt, aus dem der Erzbiſchof entflohen war, wurde nicht geſchont wie die Tuilerien, ſondern barbariſch geplündert und verheert.

Schon am Morgen deſſelben Tages hatten ſich die Herren von Sémonville, ein intriganter und geſchwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demſelben Conceſſionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten ſodann nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber ſchon zuvorkam, und beſtürmten den König, dem Volke nachzugeben. Der König hielt lange mit den Miniſtern Rath. Unterdeß kam eine Unglücksbotſchaft nach der andern von Paris an und nicht nur jene Pairs, auch viele, die meiſten andern großen Herren des Hofes waren in bitterer Angſt, die Revolution könne eine Macht und Ausdehnung gewinnen, die nicht blos den Thron, ſondern auch die ariſtokratiſchen Inſtitute und den Beſitzſtand umwerfen würde. Viele gaben den König ſchon verloren und wollten nur noch die Dynaſtie retten. Dieſen lag eine Regentſchaft im Namen des jungen Herzog von Bordeaux im Sinne. Faſt alle aber waren darin einig, daß es die höchſte Zeit ſey, die Wogen der Revolution durch Conceſſionen zu beruhigen.

Auch die, welche früher zum Gebrauch der Gewalt gerathen hatten, verſtummten jetzt, ſeitdem die Niederlage der Truppen bekannt war. Nur Guernon de Ranville, der früher zur Mäßigung gerathen, verlor den Kopf nicht und rieth jetzt von Conceſſionen ab, weil es zu ſpät ſey. Jetzt bliebe dem Könige nur noch übrig, ſich unter dem Schutz eines treugebliebenen Heeres in eine treue Provinz zu retten und hier eine ihm ergebene Kammer um ſich zu verſammeln. Dann erſt habe er einen feſten Hinterhalt, um weiter mit den inſurrectionellen Machthabern in Paris zu unterhandeln.

Jetzt aber, umgeben von wenigen erschöpften und besiegten Truppen und durch die gährende Bevölkerung der Hauptstadt in der Nähe bedroht, könne er nichts zu erreichen hoffen, was ihn nicht noch tiefer demüthigen, noch mehr entwaffnen würde. Aber nur der Herzog von Angoulême rief dem verständigen Minister Beifall zu. Alle andern setzten in augenblickliches Nachgeben allein ihre Hoffnung, und der tieferschütterte König, sich selber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Punkte nachzugeben, indem er die Entlassung Polignacs genehmigte, dessen Namen ihm nicht nur bei der Volkspartei unermeßlich schadete.

Man hätte sehr unrecht, wenn man sich den greisen König in seiner damaligen gefährlichen Lage als völlig eingeschüchtert und gleichsam kopflos denken wollte. Der König wußte, mit welchem Eifer Pozzo di Borgo gegen Polignac intriguirt hatte, und wenn er in diesem Augenblicke es gerathen fand, sich Rußland hinzugeben, mag er dazu wohl seine Gründe gehabt haben. Man behauptet, Vitrolles habe ihm den Gedanken eingegeben. Dem sey, wie ihm wolle, der König bezeichnete als Polignacs Nachfolger den Herzog von Mortemart, der früher in der großen Armee Napoleons gedient hatte und zuletzt französischer Gesandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaiser Nicolaus gewesen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo gestanden, ist noch in Dunkel gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiser von Rußland schmeicheln, daß der König von Frankreich in seiner Noth zuerst an ihn dachte und die schwankenden Geschicke Frankreichs gleichsam unter russischen Schutz stellte. Sein Bruder Ludwig XVIII. war von Rußland immer gut berathen gewesen. Mortemart sollte für Karl X. werden, was Richelieu für dessen Vorgänger gewesen war. Aber der König beeilte sich nicht, irgend einen weitern Schritt zu thun. Er machte Abends seine Whist-Parthie und ging dann schlafen. Man hat ihm sein Verhalten damals überhaupt als greisenhaften Stumpfsinn ausgelegt, wozu man aber doch nicht berechtigt ist, da die geheime Geschichte dieses kritischen Tages noch mancher Aufklärung bedarf. Mortemart hatte sich in St. Cloud eingefunden,

wartete aber vergebens auf eine Instruction. Eigenmächtig entwarf er noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigsten Concessionen des Königs aussprachen, und ernannte Casimir Perier zum Finanz-, den General Gérard zum Kriegsminister. Nun, sagt man, habe Vitrolles den König aufwecken lassen und dringend um Unterzeichnung gebeten, der König habe jedoch noch eine Weile gezaudert. Vitrolles habe ihn gefragt, ob er in die Vendée gehen und dort einen Widerstand organisiren wolle, in welchem Falle er, Vitrolles, sich nicht von ihm trennen würde. Der König aber habe die Aufgabe, sich in der Vendée zu halten, zu schwer gefunden. War er ermattet und in seiner Altersschwäche zu keinem Handeln mehr fähig? Wollte er einen längern, wahrscheinlich doch erfolglosen Bürgerkrieg vermeiden? Oder hoffte er, durch Concessionen die Wuth seiner Gegner hinzuhalten, bis er durch die Intervention der Großmächte, namentlich Rußlands, unterstützt werden würde? Genug, er ließ Mortemart hereinrufen und unterzeichnete, was dieser ihm vorlegte. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit diesen Concessionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. herangebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen gewesen, theils um sich im Jubel über den Sieg zu berauschen, theils um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerstand vorzubereiten, falls etwa die Truppen, die der König von außen her noch sammeln würde, einen Angriff auf die Hauptstadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit schwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überschätzt, scheint aber 700 nicht überstiegen zu haben.

In derselben Nacht hatten sich wieder die Deputirten versammelt und einen Maueranschlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anwesenden Abgeordneten haben sich vereinigen müssen, um den ernsten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Personen

und des Eigenthums bedrohen. Eine Commiſſion iſt ernannt worden, um bei der Abweſenheit jeder regelmäßigen Organiſation über die Intereſſen Aller zu wachen.“ Das hieß ſo viel als den erſten Keim zu einer neuen Regierung legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer ſolchen der Anfang gemacht, unter dem beſcheidenen Namen einer Municipal-Commiſſion, die ſich auf dem Stadthauſe etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieſer Commiſſion waren Caſimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyravaux, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichſam ſchon Miniſtern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neueren Geſchichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder Bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres, wie Lafayette das der Nationalgarde. Der Herzog von Choiſeul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung und Gehorſam. Die Linientruppen waren faſt alle vollends zum Volk übergegangen. Die Garden zogen ſich, zum Theil vom Volke verfolgt und geneckt, nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville mit der erſten Nachricht von St. Cloud anlangte und laut und freudig verkündete, die Ordonnanzen ſeyen zurückgenommen, ein neues Miniſterium ernannt ꝛc., fand er bei der Municipal-Commiſſion kein Gehör mehr. Von Schonen ſagte ihm mit eiſiger Kälte: „Es iſt zu ſpät! der Thron iſt im Blute zuſammengefallen.“ Da Vitrolles den alten Herrn von Sémonville begleitet hatte, trug ſein Anblick nicht wenig bei, die Liberalen von jeder Unterhandlung abzuſchrecken. Sémonvilles andrer Begleiter, d'Argout, machte noch einen zweiten Verſuch bei den Deputirten, die ſich im Hauſe Laffittes verſammelt hatten, aber obgleich Caſimir Perier einer Vermittlung günſtig geſtimmt war, lehnten doch die Andern in ihrem Siegesſtolze ſie ab, und auch hier hieß es wieder: „Es iſt zu ſpät!“ Voll Verzweiflung kehrte nun Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte ſich Mortemart

ſelbſt auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe ſchon vorher in anderweitigen Verbindungen geſtanden, vorzugsweiſe mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft, und darnach ſeine Schritte bemeſſen. Je näher er der Stadt kam, um ſo lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons! Da er ſich ſelbſt nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, Collin de Suſſy, für ihn hinzugehen, allein niemand wollte ihn als Miniſter anerkennen oder mit ihm unterhandeln. Er verſchwand, um einen Tag ſpäter in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

Der Herzog von Orleans hatte ſich ſcheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte den Sommer über in ſeinem Luſtſchloſſe Neuilly auf dem Lande, im traulichen Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie, als ein harmloſer Privatmann. Allein er hatte ſeine Argliſt oft genug durchblicken laſſen und ſchon bei mehr als einem Anlaſſe hatte man ſeinen falſchen Blick nach der Krone der älteren Bourbonen hinüberſchielen ſehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren ſeit 1815 das Aſyl der liberalen Meinungen, die Zuflucht der perſönlichen Unzufriedenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Reſtauration. Herr von Talleyrand, ſeitdem er ein dynaſtiſches Schisma in der Legitimität ahnete, der General Sebaſtiani, der General Foy, Benjamin Conſtant, Caſimir Perier, Laffitte beſonders, der Mann, der durch die plebejiſchen Eitelkeiten am leichteſten zu verführen war, alle einflußreichen Mitglieder der Oppoſition in den beiden Kammern, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journaliſten, die über irgend einen Theil der Popularität verfügten, wurden empfangen, bedauert, gelobt, geſtreichelt mit einem Eifer und einer Vertraulichkeit, die zuweilen bis zur Unterwürfigkeit und Kriecherei des Höhern gegen den Niedern ſtiegen, indem ſie die Rangordnung umkehrten,

um die Dienſte zu erſchmeicheln. Seit fünfzehn Jahren halte es keine Verſchwörung der Idee oder des Ehrgeizes in der Volkspartei gegeben, in deren Hintergrunde nicht der Herzog von Orleans das letzte Wort geweſen wäre.“ Gewandte Freunde, mit denen er hauptſächlich Geldgeſchäfte machte, wie Laffitte, und bezahlte Federn, wie der kleine Thiers, waren für ihn thätig. Sein mächtigſter Freund aber war der alte Fürſt Talleyrand, ein Mann, welcher der älteren Linie der Bourbons ſo wenig, wie irgend einer der früheren Regierungen in Frankreich, aufrichtig anhing, ſondern jeder nur ſo lange diente, als ſie im Vollbeſitz der Macht war. Sobald ſich die Regierung in Gefahren ſtürzte und ihre Macht im Sinken war, beeilte ſich dieſer Staatsmann, ſich derjenigen neuen Macht anzuſchließen, oder dieſelbe mitſchaffen zu helfen, die an die Stelle der alten treten ſollte. Talleyrand erkannte, die ältere Linie der Bourbons ſey unfähig, den Thron zu behaupten, die Errichtung einer Republik würde Europa nicht geduldet haben, an die Thronbeſteigung eines Napoleoniden war damals eben ſo wenig zu denken; mithin ſchien es am einfachſten, an die Stelle der ältern Linie die jüngere des Hauſes Orleans zu ſetzen. Bevor der Herzog von Orleans ſich für irgend etwas entſchied, frug er bei Talleyrand an und erſt, nachdem er deſſen Zuſtimmung erhalten hatte, griff er wirklich nach der Krone.

Wo ſo große Intereſſen im Spiele waren, verſteht es ſich von ſelbſt, daß die einflußreichſten Diplomaten ihre ganze Thätigkeit entfaltet haben und daß die idylliſchen Erzählungen, mit denen man das europäiſche Publikum abſpeiste, von der Art und Weiſe, wie Ludwig Philipp zur Uſurpation gelangte, nur abgeſchmackte Erfindungen ſind. Man ſagte, der gute, treuherzige und patriarchaliſche Herzog habe an gar nichts gedacht, nur ſeine unverheirathete Schweſter Adelaide, eine Dame voll Verſtand und Ehrgeiz, ſey durch den ſchlauen Thiers verlockt worden, ihrem Bruder etwa in der Weiſe zuzureden, wie die Gräfin Terzky ihrem Bruder in Schillers Wallenſtein zuredet. Der Gedanke der Uſurpation war für den Herzog weder ſo neu, noch war er ſo ſentimental,

als dieſe Erzählung vorausſetzt. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauſchte auf alles, was dort vorging, und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunkt der Bewegung. Zuerſt ſchlüpfte der kleine Thiers aus ſeinem Verſteck hervor, miſchte ſich unter die Deputirten im Hauſe Laffittes und machte hier Politik zu Gunſten des Herzogs von Orleans, im Gegenſatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikaniſche Einflüſſe vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längſt vertraut, ſtand ihm bei. Aber nicht ſowohl ihre Beredſamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, ſo gelangte man zum Verſuche einer Republik, zu einem europäiſchen Kriege und zu einer Reſtauration, wobei wenigſtens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit der Wähler auf den Thron erhoben wurde, ſo mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Conceſſionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, ſondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunſt er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Intereſſe ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die ſie wünſchten. Man war in dieſer Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszuſöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäiſchen Höfen genoß. Auch zweifelte man nicht, wenn ſcheinbar ganz Frankreich mit Acclamation den Herzog auf den Thron erhöbe, würde derſelbe, der doch auch ein Bourbon ſey und nach ſeinem Alter und Charakter dem europäiſchen Frieden alle Bürgſchaften darbot, auch von den Großmächten anerkannt werden. Was nun die Bevölkerung von Paris betrifft, welche die Deputirten zuerſt gewinnen mußten, ſo war dieſelbe ſchon längſt gewöhnt, in dem Herzog einen Volksfreund zu ſehen. Eine Menge Leute befanden

ſich ſogar in der perſönlichen Clientel dieſes Prinzen, als des reichſten Eigenthümers im Lande. Die einflußreichſten Journaliſten waren ihm ergeben. Es gab in Paris nur zwei Parteien, die dem Herzog von Orleans widerſtrebten, aber ſie waren nicht ſtark genug, nämlich die Royaliſten, die eben beſiegt worden waren, und die Republikaner und Bonapartiſten, die, von ihrem eigenen Siege überraſcht, über das, was ſie thun ſollten, ſich noch nicht klar geworden waren. Lafayette, obgleich er immer mit der äußerſten Revolutions-Partei kokettirte, hatte doch niemals mit dem Königthume ſelbſt gebrochen und hielt, wenn es zum Ernſte kam, immer lieber zur Bourgeoiſie, als zum Pöbel. Die Bourgeoiſie, die ſich den Sieg zuſchrieb und jetzt die dichtgedrängten Colonnen der Nationalgarde formirte, ſympathiſirte vollkommen mit den Deputirten, freute ſich nach damaliger Mode, daß es mit den Pfaffen und Ariſtokraten zu Ende ſey, wollte aber die liberalen Errungenſchaften in Ruhe und Frieden genießen, ſcheute die Anarchie und ſuchte die Ordnung zu erhalten. Der Herzog von Orleans ſchien nun gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterſchied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Herzog beide gleich günſtig waren, eine mehr conſervative, nach welcher der Herzog König werden ſollte, weil er ein Bourbon ſey, und eine mehr liberale, die daſſelbe wollte, obgleich er ein Bourbon ſey. Der einen fügten ſich am Ende auch die Royaliſten, der andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geſchlechte, dieſe in ihm nur den einſtweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit ſahen. Im Uebrigen entging es auch der Bourgeoiſie keineswegs, daß ſie derjenige Stand wäre, auf den ſich der neue Thron hauptſächlich ſtützen müſſe, und daß die Wahl Ludwig Philipps zum Könige allen Intereſſen ihres Standes zu gut kommen würde.

Thiers hatte ſchon eine Proklamation bereit, die man der Bourgeoiſie als Lockſpeiſe hinhalten wollte. Sie wurde ſogleich

angenommen und überall an die Mauern geheftet und lautete folgendermaßen: „Karl X. kann nicht mehr in Paris regieren; er hat das Blut des Volks vergossen. Die Republik würde uns furchtbaren Convulsionen aussetzen, sie würde uns mit Europa verfeinden! Der Herzog von Orleans ist der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat sich nie gegen uns geschlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemappes! Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann sie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern. Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus; er wartet auf unser Votum; proklamiren wir dieses Votum, und er wird die Charte annehmen, wie wir sie verstanden und gewollt haben. Das französische Volk ist es, von dem er seine Krone haben wird."

Alles war im Hause Laffittes abgemacht worden. Von hier aber begaben sich die Deputirten in das Palais Bourbon zu einer größeren und förmlichen Versammlung, welcher Laffitte präsidirte, und unterzeichneten eine Zuschrift, in welcher sie den Herzog von Orleans ersuchten, einstweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte gesichert haben würden.

Alle diese Schritte fanden in Paris Beifall, wenigstens wagte niemand einen offenen Widerstand dagegen. Der Herzog von Orleans entschloß sich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber keinen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, sondern schlich sich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Als ein kluger und erfahrener Mann wußte er wohl, die Bevölkerung von Paris widerstrebe ihm nicht. Seine ängstliche Sorge ging nur dahin, die europäische Diplomatie mit seiner Usurpation zu versöhnen und dem Könige die Entsagung abzulisten. Er unterhandelte mit Talleyrand. Er beschied noch in derselben Nacht den Herzog von Mortemart zu sich,

der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er diesen noch seiner Treue versicherte. Es ist kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigste Spiel getrieben und schnöder Verrath geübt wurde.

Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden sich die Deputirten schon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die sie ihm zugedacht hatten. Er sträubte sich aber, spielte den Demüthigen und Bescheidenen, und bat sie, zu warten. Eben war General Sebastiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog sich mit diesem in ein Nebenzimmer zurück und empfing die Nachricht, Talleyrand stimme seiner Erhebung zu. Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück, erklärte sich bereit, das Amt eines Generalstatthalters zu übernehmen und erließ eine Proklamation, worin er sagte, er habe geglaubt, dem Rufe der Deputirten folgen zu müssen, er wolle die Gefahren der Pariser theilen, stelle sich der heldenmüthigen Bevölkerung zur Verfügung und wolle sie vor Anarchie schützen. Die ruhmreichen drei Farben sollten bleiben und die Kammern alsbald zusammentreten. Diese Proklamation schloß mit den Worten: „Eine Charte wird künftig eine Wahrheit seyn.“ Die Deputirten fügten noch eine besondere Proklamation hinzu, worin kurz die Volksrechte verzeichnet waren, für deren gesetzliche Consolidirung sie sich im eigenen Namen und im Namen des Herzogs verbürgten: Herstellung der Nationalgarde, Geschwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinungen kund gebe, beschloß man, es sogleich zu überrumpeln. Man hatte mit dem Stadthause nicht ehrlich gehandelt, die Municipalcommission von nichts in Kenntniß gesetzt, ihr die Ernennung des Herzogs zum Generalstatthalter erst diesen Morgen bekannt gemacht, eben weil man Widerspruch fürchtete. Das Stadthaus protestirte nun wirklich, aber zu spät. Am lautesten erklärte sich damals General Lobau gegen den Herzog, und Odilon Barrot übernahm es, die Protestation der Commission den Deputirten zu überbringen. Aber

er fand sie schon unterwegs, vom Jubel des Volks umgeben, und mußte umkehren. Denn alle versammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Procession nach dem Stadthause unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Lafitte! rief. Lafitte hatte ein Fußübel und ließ sich deshalb auf einem Sessel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er sich als Volksmann charakterisiren und die guten Pariser fanden dies schön. So sehr log man sich damals wechselseitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anständig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Orleans sagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr seht, meine Herrn, einen alten Nationalgardisten, der seinen ehemaligen General zu besuchen kommt." Einer solchen Aufmerksamkeit und Ehrenbezeugung konnte Lafayette nicht widerstehen. In der Phrase „ein populärer Thron mit republikanischen Einrichtungen" verständigten sich beide. Den Protest, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und stellte ihn auf den Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der versammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte sich auch in der ersten Revolution immer nur constitutionell, nie republikanisch erwiesen. Er handelte also auch diesmal nicht gegen sein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verspreche. Man sagt, Lafayette habe den Herzog für ehrlich, aber beschränkt gehalten. Das ist jedoch nicht wahrscheinlich, da sich sonst Lafayette, gleich andern Liberalen, früher schon dem Herzoge genähert haben würde. Daß er nie in dessen Salon erschien, beweist ein Mißtrauen, mit welchem obige Aeußerung sich nicht vereinigen läßt. Die Harmonie auf dem Stadthause wurde nur durch den ungestümen Dubourg gestört, der sich herausnahm, dem Herzog unverholen sein Mißtrauen zu äußern und ihm zu sagen: „wenn Sie je unsere Rechte verletzen, werden wir sie Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen." Der Herzog erwiderte: „wissen Sie, daß ich stets

meine Pflicht kannte und sie nicht verkennen kann, wenn mich das Vaterland ruft." Die Grobheit Dubourgs wurde mißbilligt und im Jubel des Volks erstickt, aber nach achtzehn Jahren bekam Dubourg Recht.

Der neue Generalstatthalter ernannte sofort ein Ministerium, welches auf eine sehr charakteristische Weise aus Vertretern aller Parteien zusammengesetzt war, um allen zu schmeicheln, mit Ausnahme der alten Royalisten. Dupont de l'Eure, der sich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günstling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartisten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Aristokraten beweisen sollte, auch sie würden, wenn sie nur den alten König verließen, im Dienste des Herzogs willkommen seyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Ministerium angeboten, weil er Liebling des Pariser Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Arglist und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man sie nannte, vollendet. In dieser Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entscheidenden gewesen, und die ganze Umwälzung der Dinge empfing den Namen der Julirevolution. Die Julisonne wurde gleichbedeutend mit der siegreichen Freiheit.

Unterdessen herrschte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlassen und verrathen, sowie das Glück sich von ihm wandte. Doch war der Abfall seiner Hofleute nicht so kolossal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Aristokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Wäre der König sich selbst klarer gewesen, so würden auch seine bisherigen Anhänger fester zu ihm gestanden seyn. Aber er ließ sich durch den Herzog von Orleans vollständig täuschen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König schickte, muß er denselben noch seiner Treue versichert haben,

denn Karl X. ließ ſich dadurch bewegen, den Herzog von Orleans durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreiches zu beſtätigen. Auch ſchrieb er ihm und forderte ihn auf, ſeiner Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieſes Vertrauen zum Herzog aber trieb er ſeine eigenen Anhänger in das Lager des Herzogs hinüber und ſchwächte ſeine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit ſeinem Treuheucheln im Briefe bezweckt. Hätte ſich der König in dieſer Beziehung nicht getäuſcht und wäre er gegen den Herzog, als einen Verräther, entſchieden aufgetreten, ſo war er der Treue ſeiner noch übrigen Truppen gewiß, und hätte, wenn nicht noch einen Angriff auf Paris ſelbſt machen, ſich doch in eine ſtarke Stellung zurückziehen können. Zu ſeinen treuen Garden waren noch die Linienregimenter geſtoßen, die zuletzt von St. Omer und Luneville gekommen waren, ſo daß der König wieder 12,000 Mann beiſammen hatte. Sie waren von ſo gutem Geiſte beſeelt, daß General Talon ſich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême, heftig über Marmont beſchwerte, der in ſeinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch ſeine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geſchrieben worden war, gerieth der Dauphin in ſolchen Zorn gegen den Marſchall, daß er ihn perſönlich inſultirte, und als dieſer den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und ſich die Finger verwundete. Man glaubte, der Marſchall habe ihn verwundet und dieſer wurde einen Augenblick arretirt, aber ſogleich vom Könige wieder freigelaſſen und verſöhnt, indem er ſeinen Sohn zwang, ſich vor dem Marſchall zu entſchuldigen. Der Herzog von Angoulême ahnte den Verrath des neuen General-Statthalters und es war ja auch ſeine Krone, um die der Vetter ihn betrog. Daher die außerordentliche Aufregung des ſonſt ſtillen Prinzen in dieſen Tagen und der mehrmalige Verſuch, die Truppen zur Ausdauer zu ermuthigen. Allein, da der König ſchon nachgegeben und die Generalſtatthalterſchaft gut geheißen hatte, ſahen die Trup-

pen nicht recht ein, wozu man sie länger im offenen Felde stehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte sie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war damals am ängstlichsten. Auch sie mißtraute dem Herzog von Orleans und scheint sogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte sie den Dauphin und beschwor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynastie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun seinen Vater, schon am frühesten Morgen St. Cloud zu verlassen und sich in das etwas weiter entfernte Lustschloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten stumm. Nur zwei Bataillone Schweizer zeigten sich widerspenstig und liefen auseinander. Eine Compagnie sollte die Brücke bei Sèvres besetzt halten, die den Rückzug des Königs deckte, aber auch sie weigerte sich, als die Pariser schon vom andern Ufer herüberschossen. Angoulême feuerte die Soldaten an und ritt selber auf die Brücke vor, aber niemand folgte ihm, die Soldaten liefen auseinander und er mußte traurig umkehren. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, sich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer ei[illegible]berufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwo[illegible]Orleans. Die Angst der Herzogin von Berry bewog ihn [illegible]nden Tage (1. August), sich noch weiter nach dem [illegible]Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die H[illegible]Angoulême, welche während der ganzen schrecklichen [illegible]Paris, sondern in den Bädern von Vic[illegible]esen [illegible]jetzt erst durch das fast überall [illegible]Familie gelangte. [illegible]Unterdeß kam i[illegible]ein An[illegible]

[illegible]13 Mai[illegible]
[illegible]Köl[illegible]
[illegible]Antwort [illegible]

von Orleans an. Man kennt sie nicht, aber sie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt scheint gewesen zu seyn, Karl X. sey zu unpopulär geworden, um nicht für seine Person der Krone entsagen zu müssen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für sich und den Dauphin dem Throne entsagte, dagegen seinen Enkel als Heinrich V. proklamirte und den Generalstatthalter aufforderte, die Regentschaft in dessen Namen zu führen.

Während der unglückliche König sich auf diese Weise immer noch Illusionen machte, fügte sich in Paris alles möglichst harmonisch zusammen, um dem Herzog von Orleans eine eben so fanatische Liebe und Hingebung zu beweisen, als man dem alten Könige Haß bewiesen hatte. Was die Deputirten angefangen hatten, vollendeten die Pairs, welche sich versammelten, um dem Herzog zu huldigen. Die Bourgeoisie war in Freude berauscht. Nur im Proletariat war keineswegs alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen sich die Frucht desselben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philister, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeschild des Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu sagen, um nicht als Anarchisten verfolgt zu werden. Die republikanischen Maueranschläge wurden von den guten Bürgern abgerissen, das Haus, in welchem ein republikanisches Blatt erschien, gestürmt. Die Anhänger Orleans' hatten die Parole gegeben, die dießmal an Edelmuth sich selbst übertreffenden Pariser sollten ihren schönen Sieg vollkommen rein erhalten, und wie sie in den Tuilerien keinen Diebstahl geduldet hätten, so sollten sie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikanische Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariser für Ordnung und Recht zu fanatisiren, während er selbst den großen Diebstahl an der Krone beging. Einige Republikaner drängten sich zu Lafayette

und beſchworen ihn, nach einem ſo großen Volksſiege auch die Volksrechte zu wahren und das Volk nicht darum betrügen zu laſſen, allein der alte General folgte dem allgemeinen Impulſe des damaligen Liberalismus und verſagte den Republikanern ſeinen Beiſtand.

Die liberale Mehrheit von Paris ſah es als ſelbſtverſtändlich an, daß die ganze ältere Linie der Bourbons des Thrones verluſtig erklärt werden müſſe. Wären auch nur dem jungen Prinzen ſeine Rechte gewahrt geblieben, ſo würde die in der dreitägigen Straßenſchlacht beſiegte Partei der alten Monarchie und Ariſtokratie immer neue Umtriebe gemacht haben. Man wollte ganz mit ihnen brechen. Da nun aber der wohlhabende Mittelſtand keine Republik haben wollte, weil er ſonſt die der Ariſtokratie entriſſene Alleinherrſchaft mit dem Proletariate hätte theilen müſſen, war ihm ein Bürgerkönig wie der Herzog von Orleans, der ganz von den Kammern und Wählern abhängen würde, am angenehmſten. Darauf konnte nun Orleans fußen, indem er die letzte vom König an ihn geſtellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte und auch niemand vor ſich ließ, der vom Könige kam. Da er einmal ſelber König werden wollte und der Pariſer bereits gewiß war, nahm er auch gar keine Rückſicht mehr, ſondern traf Maßregeln, um die ganze königliche Familie zum Lande hinauszutreiben. Einerſeits wurde das Volk von Paris auf lügneriſche Weiſe in Furcht geſetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andererſeits wurden offiziell auf Befehl des Generalſtatthalters und der Kammern Marſchall Maiſon, Odilon Barrot und von Schonen als Commiſſäre an den König geſchickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als dieſe Herren in Rambouillet ankamen, ſchlief der König, und Marſchall Marmont ſagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlaſſen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commiſſäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um ſich von Orleans weitere Inſtruktion zu erbitten. „Er muß reiſen," rief der aufgeregte Herzog, „er muß durchaus fort." Noch ehe der Tag anbrach, wurde

in ganz Paris Allarm geschlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, sollte dorthin marschiren, um dem König diejenige Angst einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit seiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Diesem wilden Haufen fuhren die Commissäre rasch voraus. Als sie wieder in Rambouillet anlangten, empfing sie der alte König sehr ungehalten und frug, was sie wollten, da er ja seinen Generalstatthalter in Paris habe? Maison antwortete: „Eben dieser Generalstatthalter hat uns abgeschickt, um Ew. Majestät zu wissen zu thun, daß das Volk von Paris gegen Sie ausgezogen ist, und daß Sie sich daher entfernen möchten.“ Jetzt erst erkannte der König die ganze entsetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können, und gerieth in so heftige Wallung, daß sich Maison vor ihm zurückzog. Odilon Barrot trat vor und suchte den königlichen Greis zu beruhigen, zu einem ihm selbst jetzt allein noch nützlichen Entschluß zu bringen. Man drängte ihn, abzureisen. Man sagte ihm, 60,000 bewaffnete Pariser seyen schon gegen Rambouillet im Anmarsche und würden ihn gefangen nehmen, wenn er nicht entflöhe. Der König frug den Marschall Maison, ob es wahr sey, daß eine so große Armee heranrücke? und erst, als der Marschall auf seine Ehre versicherte, es sey wahr, anerkannte der König, seine Garden seyen nicht stark genug, einem solchen Heere zu widerstehen, und um sie nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er sich bereit, ins Exil zu gehen. Er beschloß sich mit seiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu diesem Hafen nahm er das schützende Geleit der Commissäre an.

Die Garde begleitete den König noch bis Maintenon, wo sie mit großer Rührung von ihm Abschied nahm. Von hier aus begleitete ihn nur noch die Leibwache und die Gensdarmerie d'Elite mit sechs Kanonen unter dem Befehl des Marschall Marmont. Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf seinem Wege lagen, erwiesen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten

ſein Unglück. Das der Majeſtät zukommende Ceremoniell wurde nirgends verabſäumt. Die Koſten der Reiſe übernahm der König ſelbſt, indem er ſein Silbergeſchirr verkaufen ließ, das Einzige, was ihm noch geblieben war. Denn da er früher an Flucht nicht gedacht hatte, war ſeine Kaſſe leer. Alle ſeine in Paris zurückgelaſſenen Schätze fielen dem habgierigen Kronräuber zu. Die Beſorgniß, er möchte unterwegs inſultirt werden, war unbegründet; in zwei ſehr aufgeregten Städtchen der Normandie murrte das Volk nur gegen Marmont und man ſchonte die königlichen Perſonen ſo ſehr, daß man faſt überall, wo ſie durchzogen, die dreifarbigen Fahnen entfernte. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu ſeiner Ueberfahrt beſtimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüſtung zu laſſen, verabſchiedete er ſeine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König empfing ſie und ſprach: „Ich nehme dieſe Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieſes Kind einſt wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugniſſe meines Unglücks und des Troſtes, den ich in eurer Treue gefunden habe.“ — Dieſe würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umſtehenden Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab ſich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu ſehen. Er ſoll damals geſagt haben: „Ich verlaſſe Frankreich ungerne. Ich wünſche, daß es glücklich ſeyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig iſt, die Feſtigkeit. Frankreich braucht eine eiſerne Hand!“ Der Dauphin war ruhig wie ſein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchſt aufgeregt und ſchied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entſtellt. Ihr Schmerz muß der größte geweſen ſeyn.

Das taktvolle Benehmen der franzöſiſchen Bevölkerung während der Reiſe des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. Auguſt zu Portsmouth

landete, war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt, die sich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geschmückt hatten, um den verbannten König noch in seinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weisung, auf englischem Boden nur als bescheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte sich damals schon mit dem englischen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verständigt. Karl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburgh in Schottland, wo er schon während seiner früheren Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Asyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem französischen Thron anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundschaft gestanden, nahm sich nicht eine einzige seiner Rechte an.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieses Unglücksschloß verlassen, als auch schon die wilden Freischaaren, die von Paris herangezogen kamen, in dasselbe einbrachen. Da sie den König und die Garden nicht mehr fanden, verübten sie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollsten mit guter Manier nach Paris heimzuschicken. Er machte ihnen nämlich den Vorschlag, in den zurückgelassenen königlichen Hofwagen nach Paris zurückzufahren und daselbst eine Art Triumpheinzug zu halten. Gesagt, gethan. Bursche in Blousen, Hemdärmeln oder Lumpen bestiegen die vergoldeten Staatscarossen, überfüllten sie und ließen sich von den königlichen Kutschern in Galla unter unaufhörlichem Jubel langsam nach Paris fahren. Diese lustige Fahrt endete harmlos, denn die Wagen fuhren alle in das Palais Royal und wurden lachend dem Herzog von Orleans, als ihrem neuen Eigenthümer, zugestellt.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen oder wenigstens duldeten. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es kostete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher, Bonhomme und Vincent, vereinigten sich, die Parteien

zu verſöhnen. Auch in der Vendée zeigte ſich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Die Biſchöfe von Arras und Troyes beeilten ſich, in ihren Hirtenbriefen dem Volke die neue Regierung zu empfehlen. Ganz anders dachte der größere Theil des Klerus, fügte ſich aber dem Unvermeidlichen und hütete ſich, den Haß der neuen Macht zu reizen. Unter den auswärtigen Mächten war es England, welches die Eröffnungen und Anerbietungen Talleyrands im Namen des Herzogs von Orleans ſchnell und gerne annahm, um ſich dadurch einen noch größeren Einfluß auf Frankreich zu ſichern, als der geweſen war, der ihm mit Polignac verloren ging. Durch England aber glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit ſeinem Regierungsantritt auszuſöhnen, zumal er ihnen die heiligſten Verſicherungen geben ließ, daß er die friedlichſten Geſinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Anſprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegsluſtige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Um aber keine Gegenpartei aufkommen zu laſſen, die das ſonnenklare Recht des Herzogs von Bordeaux gegen ihn geltend und ſeine Ernennung zum König zweifelhaft machen könnte, einigte ſich der Herzog mit den Deputirten, ſeine Thronbeſteigung möglichſt zu beſchleunigen und daraus ein fait accompli zu machen, das ſich nicht leicht wieder umſtoßen ließ. Am 3. Auguſt eröffnete der Herzog die Kammern. Bérard erhielt den Auftrag, eine Erklärung abzufaſſen, welche die Fundamentalſätze enthalten ſollte, auf denen der neue Thron ſtehen werde. Der Herzog gab ſich unter der Hand Mühe, den Entwurf Bérards ein wenig zu Gunſten der königlichen Prärogative durch Guizot abändern zu laſſen, aber Bérard vereitelte dieſe Intrigue, indem er auf den urſprünglichen Text zurückkam. Dennoch wurde das Weſentlichſte eskamotirt, die Volksſouverainetät. Jedermann war einverſtanden, die Souverainetät ſollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieſer Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber

der Herzog und seine Vertrauten scheuten sich vor einer etwa späteren Anwendung dieser Volkssouverainetät und suchten der Krone so viel Rechte als möglich zuzuspielen, dem Volke so viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volkssouverainetät zu beseitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieselbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es sonst scheinen könne, als zweifle irgend jemand, daß sie unter allen Umständen der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichsam das zum Geschenk machen wollen, was sie längst besitze und nie verlieren könne. Und kraft dieses Sophismas ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron besteigen sollte, in Abänderungen der bestehenden Charte und Zusätzen zu derselben zusammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron ist erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entsagung Karls X. und des Dauphins, und (der Herzog von Bordeaux) faktisch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht der Volkssouverainetät, obgleich hier in der That nichts als der s. g. Volkswille, d. h. die dermalen herrschende Mehrheit entschied. Man vermied aber aufs ängstlichste, des Herzogs von Bordeaux nur zu erwähnen, um in keine Discussion über sein unbestreitbares Recht verwickelt zu werden, und man vermied der Volkssouverainetät zu erwähnen, um die Großmächte nicht durch einen allzu demokratischen Ursprung der neuen Dynastie aufzureizen. 2) Die katholische Kirche ist nicht mehr bevorzugte Staatskirche, sondern alle Kulte sind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit ist unbeschränkt, die Censur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Gesetz suspendiren, noch unvollzogen lassen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommissionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienst nehmen. 7) Jeder Franzose von 25 Jahren ist Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirekten Wahlen

hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden gestrichen und die Sitzungen der Pairskammer sind öffentlich. 9) Die Kammern haben die Initiative bei Gesetzesvorschlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzosen." 11) Die weiße Fahne ist abgeschafft und durch die Tricolore ersetzt. Außerdem waren noch mehrfache Gegenstände bezeichnet, die erst später von den Kammern im Wege der Gesetzgebung erledigt wurden.

Man eilte ungeheuer um fertig zu werden, und unter dem Vorsitze von Laffitte stimmte die Deputirtenkammer mit 219 Stimmen für die Erwählung Orleans' zum König unter den in der Erklärung enthaltenen Bedingungen, welche die Rechte des Volkes sicherten und nachher in die revidirte Charte aufgenommen wurden. 33 Stimmen erklärten sich gegen die Wahl des Herzogs und 39 enthielten sich der Abstimmung. Die, welche für ihn gestimmt hatten, begaben sich unter Laffittes Führung sogleich in den Palast des Herzogs. Laffitte las ihm den Beschluß der Kammer vor. Der Herzog stellte sich, als ob es ihm höchst unangenehm wäre, dem Frieden seines Familienlebens entzogen zu werden, er habe niemals einen Thron begehrt, aber aus Vaterlandsliebe sey er erbötig, das von ihm geforderte Opfer zu bringen und die Krone anzunehmen. Darauf umarmte er Laffitte und zeigte sich zwischen diesem und Lafayette, der hier auch wieder figurirte, auf dem Balkon des Palastes der unten versammelten Menge, die ihm zum erstenmal vive le roi! zujauchzte. Das geschah Sonnabends, den 7. August.

Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Es verstand sich von selbst, daß sie allem zustimmen mußte. Auch war sie damals so unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abschaffung die Rede war. Am Abend des 6. erscholl das Geschrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbestand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liste streichen ließ. Die Pairs durften sich nur versammeln, um

der neuen Königswahl zuzustimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, diesen aristokratischen Körper zu erhalten und für sich zu gewinnen, da ihm derselbe die besten Dienste leisten konnte, sowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratischen Bestrebungen von unten. Die Mehrheit der Pairs hatte längst mit der Opposition kokettirt, um, wenn der Thron stürzte, nicht mitzustürzen. Immer der Macht sich anschließend, huldigte sie nun auch gern dem neuen Könige. Nur Chateaubriand wahrte die Würde und die Treue eines Pairs von Frankreich und vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Die feigen Pairs mußten aus seinem Munde Worte des edelsten Zornes und der tiefsten Verachtung hören. Auch sagte er voraus, das Haus Orleans werde den erschlichenen Thron nicht lange behalten. Von den Pairs stimmten schließlich 89 für den neuen König, nur 19 stimmten mit dem muthigen Chateaubriand; die Uebrigen wagten gar nicht zu stimmen.

Am 9. August wurde der neue König inthronisirt und zwar geschah dieß im Palast Bourbon, in welchem die Deputirten ihren Sitzungssaal hatten. Für den Herzog war hier ein Thron aufgerichtet und mit dreifarbigen Fahnen ausgeschmückt. Casimir Perier verlas die Erklärung vom 7. August und Baron Pasquier die Beitrittserklärung der Pairskammer. Hierauf sagte der Herzog, er nehme die in diesen Erklärungen enthaltenen Bedingungen ohne Vorbehalt an und leistete darauf den Eid. Nach dieser Ceremonie bestieg er als Ludwig Philipp, König der Franzosen, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er schon am 7. gesagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünscht, niemals den Thron zu besteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und sahen in meiner Erhebung eine Bürgschaft einerseits für die öffentliche Freiheit, andererseits für die öffentliche Ordnung."

Damit hat der neue König in der That das ausgesprochen, was allein seine Erschleichung des Throns entschuldigt. In seiner Person blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwischen Parteien,

die ſich ſonſt auf Leben und Tod hätten bekämpfen müſſen. Er war den Einen liberal, den Anderen conſervativ genug. Das galt nicht nur für Frankreich, ſondern auch für Europa. Im Bewußtſeyn dieſer Stellung bezeichnete Ludwig Philipp ſelbſt die rechte Mitte (juste milieu) als das Princip ſeiner Regierung. Aber er täuſchte ſich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie ſie für den Augenblick ihm günſtig war, werde von langer Dauer ſeyn. Den entſchiedenen Freiheitsfreunden erſchien er doch nur als ein Heuchler und den alten Dynaſtien Europas als ein revolutionärer Eindringling. In der Tricolore Frankreichs vertraten fortan die Legitimiſten die weiße, die Republikaner die rothe, Ludwig Philipp und ſein Anhang aber die blaue Farbe in der Mitte.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, ſeine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürſt zu erſcheinen, den etwa wieder abzuſetzen nicht leicht ſeyn würde. Er that alles, was den Pariſern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und ſchickte die Schweizer heim, ſondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er ſetzte den Marſchall Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die bisher abgedankt geweſenen und zum Theil ohne Penſion tief verarmten Offiziere der weiland großen Armee Napoleons wurden ſchaarenweiſe wieder angeſtellt. Auch unter den Civilbeamten wurde geſichtet und traten liberale an die Stelle der abgeſetzten des alten Königs. Alle ſeit 1815 verurtheilten politiſchen Verbrecher wurden für unſchuldig und frei erklärt, alle politiſchen Verbannten zurückgerufen, insbeſondere auch alle die noch übrigen ſ. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten. Nur die geſammte Familie Napoleons blieb nach wie vor vom franzöſiſchen Boden verbannt. Zugleich wurden die Penſionen, die von den früheren Regierungen bewilligt worden waren, willkürlich wieder herabgeſetzt, insbeſondere das Einkommen des Erzbiſchofs von Paris. Auch wurden die

100 Millionen, welche von der dem Adel bewilligten Milliarde noch nicht verausgabt waren, jetzt zurückgehalten. Große Belohnungen empfingen dagegen die Wittwen und Waisen der in den Julitagen Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. sollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiste der damaligen Pariser Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Missionen für immer untersagt und die Kirche der h. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der ersten Revolution, und somit der Cultus von Voltaire und Rousseau erneuert.

Persönlich benahm sich der König lediglich nach Lafayettes Programm: „Ein populärer Thron, umgeben von republikanischen Institutionen.“ Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung, Rang und Stand galten hier nichts mehr, jeder hatte freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, sich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieselben ein Mißfallen hätten blicken lassen. Der König zeigte sich so oft als möglich am Fenster, um das Volk zu grüßen, das sich immer noch um den Palast drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marseillaise und Parisienne aus, die man vor seinem Fenster spielte und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt schlug. Auf den Straßen erschien er zu Fuß, im bürgerlichen Ueberrock mit rundem Hute und einem sprüchwörtlich gewordenen Regenschirm unter dem Arm, grüßte jedermann aufs freundlichste, redete mit jedem, drückte jedem die Hand und vergaß nur, daß sich so die Comödie nicht ewig würde fortspielen lassen und daß, sobald er sich wieder in die Hofetikette zurückziehen würde, es auch mit seiner Popularität zu Ende sey. Ebenso verhielt es sich mit der intimen Freundschaft zu Lafayette, Laffitte ꝛc., die er damals zur Schau trug. Es war ihm gelungen, diese Leute so zu bezaubern, daß nach damaliger allgemeiner Sage Lafayette am Tage der Thronbesteigung Ludwig Philipps ihn „die beste der Republiken“ genannt haben soll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, sondern Odilon Barrot habe diese

Worte gesagt und zwar schon beim ersten Besuche Ludwig Philipps auf dem Stadthause. Es liegt wenig daran, wer es wirklich gesagt hat; die Hauptsache ist, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der schönen Phrase zustimmte.

Nichts charakterisirt den neuen König besser, als die Vorsicht, mit welcher er am Tage vor seiner Thronbesteigung auf sein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunsten seiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauses Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute also nicht, er selber gab der Krone, indem er sie auf sein Haupt setzte, keinen Credit. Zwischen dieser Maaßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zusammenhang. Man fand den stumpfen, alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erschossenen Herzogs von Enghien) am 27. August Morgens erhängt in seinem Zimmer und zwar am Fensterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbstmord sehr unwahrscheinlich machte. Noch viel mehr aber fiel es auf, daß dieser Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, sein großes Vermögen nicht der älteren Linie der Bourbons vermacht haben sollte, sondern daß ein Testament zum Vorschein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Universalerben der Condés einsetzte. Dieser damals noch sehr junge Prinz bekam wirklich alles*) und hat später seinem Sohn den Namen Condé gegeben.

---

*) Die erbberechtigte Familie Rohan erhob später eine Klage vor Gericht, wurde aber mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Aus den Verhandlungen ergab sich Folgendes: der Herzog von Orleans hatte schon seit einiger Zeit mit der Maitresse des alten Condé, einer sehr übel prädicirten Frau von Foucheres, gemeinschaftliche Sache gemacht, um die reiche Beute an sich zu reißen. Da Condé durchaus nicht einsah, warum er sein Erbe den Orleans lassen solle, die er von der Emigration her haßte, weigerte er sich, das Testament zu Gunsten Aumales, das ihm die Foucheres immer wieder vorlegte, zu unterzeichnen. Der Herzog von Orleans selbst spielte den Großmüthigen und versicherte Condé, er wolle von der ganzen Sache nichts; die Foucheres mußte aber fortfahren, den alten Herrn zu bearbeiten, bis er das Testament unter-

Die neue Ordnung der Dinge in Frankreich wurde zuerst von England aus den schon angeführten Gründen anerkannt. Diese englische Zustimmung und die Wiederherstellung einer geordneten Regierung in Frankreich selbst bewogen auch Oesterreich und Preußen, die Rechtsfrage unerörtert zu lassen und das neue Königthum in Frankreich als factisch anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien seine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Sardinien trug sogar große Sympathie für Ludwig Philipp zur Schau, aus Furcht vor Insurrectionen, wie man glaubte. Nur Rußland zeigte sich ungnädig gegen den neuen König der Franzosen. Kaiser Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle seine Häfen zu versperren, nahm aber diese Maaßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befestigt sah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, that er es nicht, ohne einen Vorwurf auszusprechen. Denn in seinem Schreiben an Ludwig Philipp sagte er: „ewig beklagenswerthe Ereignisse haben Euer Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Euer Majestät hat einen Entschluß gefaßt, der Ihr allein geeignet schien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majestät dabei geleitet haben ꝛc."

---

zeichnete (schon im August 1829). Nun kam die Julirevolution. Da wollte der alte Condé die Familie Karls X. nicht verlassen, sondern drängte zur Abreise, ohne Zweifel auch, um in England, wenn er erst in Sicherheit wäre, das ihm abgedrungene Testament zu widerrufen. Aber Ludwig Philipp ließ ihn nicht mehr fort, verweigerte ihm die Pässe und suchte ihn auf alle Art zu beruhigen. Ludwig Philipps Gemahlin selbst mußte sich zu ihm begeben, ihm den Stern der Ehrenlegion bringen und ihm zureden; die Foucheres mußte die letzten Minen springen lassen um auf ihn zu wirken. Aber der alte Herr wollte fort, um jeden Preis fort. Es gab die heftigsten Scenen und weil er durchaus nicht mehr zu halten war, half man ihm — fort. Die für den neuen König entehrendsten Gerüchte, die sich bald verbreiteten, ignorirte derselbe kaltblütig. Sie erstickten im damaligen allgemeinen Jubel des Liberalismus. Einige Stimmen riefen laut: er könne den auf ihm lastenden Verdacht am sichersten entkräften, wenn er die blutbefleckte Erbschaft des alten Condé nicht annehme; aber er ließ sie nicht fahren. Die Foucheres bekam 10 Millionen.

Ludwig Philipp verschluckte diese Pille und war zufrieden, daß ihn Nicolaus wenigstens anerkannt hatte.

Was die Völker anlangt, so kann man nicht leugnen, daß sie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufschwung geriethen. Die constitutionelle Opposition hatte ihre Hoffnung längst auf den Fortschritt des Liberalismus in Frankreich gesetzt und wußte, wie sehr der Sieg desselben auch ihr zu gute kommen müsse. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynastie eingeschritten wurde, um so mehr schien das constitutionelle System in Frankreich gesichert und eine friedliche Entwicklung desselben auch in den Nachbarstaaten gewährleistet. Man sah Frankreich durch den Sieg seiner Volksvertretung auf die Höhe Englands emporgehoben und erwartete von den französischen Kammern nichts Geringeres, als daß sie fortan einen eben so tiefen und dauerhaften Einfluß auf die Geschicke des Landes üben würden, wie das Parlament in England. Nach den großen Revolutionen in England, die mit der Vertreibung des Hauses Stuart endeten, war dort mit der neuen Dynastie der Welfen aus Hannover die Parlamentsregierung aufgekommen und hatte nun schon fast anderthalb Jahrhunderte unerschüttert bestanden. In ähnlicher Weise, glaubte man nun, werde sich auch in Frankreich unter der neuen Dynastie des Hauses Orleans eine regelmäßige Parlamentsregierung d. h. die Regierung eines stets von der Volksvertretung abhängigen und aus ihrer Mehrheit hervorgegangenen Ministeriums befestigen. Man rechnete ferner darauf, daß nach dem Beispiel und unter dem Schutz der beiden constitutionellen Großstaaten das constitutionelle System auch in der pyrenäischen Halbinsel und Deutschland, Italien, Ungarn, Polen entsprechende Fortschritte machen und daß dadurch dem reactionären System, wie es bisher durch Oesterreich und Rußland zum Uebergewicht gelangt war, ein unerschütterliches Gegengewicht werde gehalten werden.

Diese Hoffnungen des friedlichen und loyalen Constitutionalismus sind getäuscht worden. In England wird die Mehrheit

des Parlaments ſtets durch eine conſolidirte und populäre Ariſtokratie gewählt, deren beide Parteien Tories und Wighs ſich für ſolidariſch verbunden erachten, gegen die Krone nach oben ſtets Maaß halten, eine wilde Demokratie von unten nicht aufkommen laſſen. In Frankreich gehen die Wahlen aus einer ſtets von der Parteileidenſchaft und dem Ehrgeiz ihrer Führer wildbewegten Volksmaſſe hervor, gegen deren Neuerungsſucht und Umſturzgelüſte ſich die Krone nur mit Liſt oder Gewalt vertheidigen kann, ſo daß die Verfaſſung von unten oder oben ſtets gebrochen zu werden droht. Die damalige conſtitutionelle Partei in Frankreich zählte unter ſich viele eitle und ehrgeizige Männer, welche entweder dem Bürgerkönig halfen, die Verfaſſung zu umgehen, oder mit der Umſturzpartei kokettirten, um dem Könige Conceſſionen abzutrotzen.

Hinter ihr wühlten Parteien, die von Anfang an dem Julithron eben ſo feind waren, wie ſie es dem der älteren Dynaſtie geweſen waren, die Republikaner und die Bonapartiſten. Beide ſchmolzen zuſammen, ſofern ſie die Erinnerungen der erſten großen franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs gemeinſchaftlich auf Hoffnungen der Gegenwart übertrugen, die damals hauptſächlich in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutſchland und Spanien aufs lebhafteſte erwachten. Hier waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu ſchwach, um allein Revolutionen machen zu können, aber eben deshalb voll Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe. In ihrer Einbildung war Frankreich durch die Julirevolution verpflichtet und auch ſtark genug geworden, um Propaganda zu machen für die Freiheit, alle Freiheitsbeſtrebungen der Völker in der Runde mit ſeinen Waffen zu unterſtützen, und zugleich die Scharte von 1814 und 1815 auszutilgen und Frankreich durch Aneignung Belgiens, des linken Rheinufers, Italiens, endlich durch bewaffnete Intervention in Polen wieder auf die Höhe der Macht zu bringen, auf der es unter Napoleon geſtanden hatte. Die Täuſchungen dieſer revolutionsſüchtigen Parteien waren ſchon lange genährt worden durch die glänzenden Schilderungen der erſten franzöſiſchen Revolution und der Großthaten der Franzoſen in der

napoleoniſchen Zeit. Man hatte überall die Geſchichtswerke und Memoiren, die davon handelten, mit Heißhunger verſchlungen, ſich in die Illuſion jener großen Vergangenheit bis zur Verblendung für die Gegenwart vertieft und wurde überdies durch eine wirkliche geheime Propaganda von Paris aus, in deren Mittelpunkt der alte Lafayette ſtand, direkt verführt. Allen Unzufriedenen von Madrid bis Warſchau, von Antwerpen bis Palermo, wurden von franzöſiſchen Agenten Hoffnungen erregt und das Feuer geſchürt, um durch eine fortlaufende Kette von Revolutionen im Auslande das revolutionäre Element in Frankreich ſelbſt zu nähren und die friedliche und dynaſtiſche Politik des Bürgerkönigs zu durchkreuzen.

Zehntes Buch.

Die belgiſche Revolution.

Die franzöſiſche Julirevolution wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf das übrige Europa. Ueberall, wo große Unzufriedenheit aufgehäuft war, machte ſich dieſelbe Luft und explodirte in Revolutionen, zu welchen die in Paris das Beiſpiel und den Muth gab.

Zunächſt wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrauſch ergriffen, denn hier war der Haß gegen die holländiſche Regierung tief gewurzelt und lange genährt, die Oppoſition ſtark, disciplinirt und zu großen Schlägen vorbereitet.

Die Politik der Großmächte hatte nach dem Sturze Napoleons, um allen etwa erneuten Eroberungsgelüſten Frankreichs feſte Bollwerke entgegenzuſetzen, jener kläglichen Kleinſtaaterei ein Ende machen wollen, welche bisher an den Grenzen Frankreichs, hauptſächlich Deutſchlands Unmacht und Frankreichs Uebermacht bedingt hatte. Aus dieſem Grunde wurden im Süden das Königreich Sardinien und die frühere Eidgenoſſenſchaft um anſehnliche

Gebietstheile vergrößert, sollten auch am Oberrhein Elsaß und Lothringen mit einem neuen schwäbischen Reiche vereinigt werden (ein Plan, der leider nicht zur Ausführung kam), erhielt Preußen seine Rheinprovinzen und wurden nun auch die ehemaligen österreichischen Niederlande (Belgien, nebst dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, lediglich um in dieser Vereinigung ein starkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten sollen, daß Belgien (der vormals burgundische Reichskreis) wenigstens dem deutschen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Sohn des letzten holländischen Erbstatthalters, den die Großmächte zum souveränen König über diese schönen und reichen Länder erhoben, der Oranier Wilhelm, als König I. dieses Namens, hatte nicht den geringsten Anspruch auf diese Würde und empfing sie von den Großmächten nur als ein Geschenk in ihrem eigenen Interesse. Er nahm es aber an, als ob er niemand dafür Dank schuldig sey, und erwies insbesondere den Deutschen, deren siegreiche Waffen im Winter 1814 ihm Holland wieder erobert hatten, den gröbsten Undank, indem er die vom Wiener Congreß beschlossene freie Schiffahrt auf dem Rheine bis ins Meer durch eine falsche Auslegung des betreffenden Artikels vereitelte. Das ließ sich Deutschland gefallen, wie so vieles Andere. Indem aber der neue König der Niederlande denselben groben Egoismus auch im eigenen Lande walten ließ, erweckte er sich zahlreiche und unversöhnliche Feinde. Er stützte sich einseitig auf die Holländer und behandelte Belgien wie eine eroberte Provinz. Das war nun eben so ungerecht als unklug. Ungerecht, weil ihm Belgien nur durch die Weisheit der Großmächte unter einer Bedingung, die sich von selbst verstand, anvertraut worden war, nämlich unter der Bedingung einer weisen und gütigen Regierung, durch welche die Herzen der Belgier von Frankreich abgewendet werden sollten. Sobald sich König Wilhelm durch eigene Unvorsichtigkeit und Ungerechtigkeit die Belgier zu Feinden machte und Ursache wurde, daß sie lieber wieder französisch geworden wären, that er gerade das Gegentheil von dem, was die Absicht der

Großmächte geweſen war: Aber König Wilhelm nahm keine Rückſichten.

Zwiſchen Belgien und Holland beſtand ſchon ſeit faſt 300 Jahren der ſchroffſte Gegenſatz des religiöſen Bekenntniſſes. Nirgends war der reformirte Calvinismus einſeitiger und härter, als in Holland, und nirgends der Katholicismus bigotter, als in Belgien. Es war ſchwerlich möglich, ſolche Gegenſätze zu verſöhnen, und ſchon aus dieſem einzigen Grunde war die von den Großmächten beliebte Schöpfung des Königreichs der Niederlande, in welchem Belgien und Holland unter einen Hut gebracht werden ſollten, eine politiſche Mißgeburt. König Wilhelm hätte nun aber wenigſtens die Kluft zwiſchen beiden Ländern nicht noch weiter aufreißen und den alten Haß neu entflammen ſollen. Dieß geſchah jedoch, indem er das kleinere Holland von Anfang an auf Koſten des größeren Belgien begünſtigte. Die von ihm octroyirte Verfaſſung beſtimmte, daß die Holländer, obgleich geringer an Seelenzahl, doch nicht weniger Deputirte in die Kammer wählen ſollten, als die Belgier. Man konnte ihm dieß, im Grunde genommen, nicht verdenken, denn da er ſelbſt Holländer war, konnte er Holland nicht wohl vom Willen einer belgiſchen Mehrheit abhängig machen. Auf der andern Seite durfte er aber auch nicht einmal den Schein annehmen, als wolle er das belgiſche Element unterdrücken, und er hätte die Belgier wohl verſöhnen können, wenn er in andern Beziehungen mehr für ſie gethan hätte. Die Verfaſſung, die von Holland ſchon angenommen war, wurde von einer Verſammlung notabler Männer in Brüſſel mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Darum aber bekümmerte ſich der König nicht, ſondern promulgirte die Verfaſſung für den ganzen Umfang ſeiner Länder. Am entſchiedenſten ſtemmte ſich dagegen die katholiſche Geiſtlichkeit, weil die Verfaſſung alle Confeſſionen einander gleichſtellte und die Schule von der Kirche trennte, um ſie allein der Aufſicht des Staates zu unterſtellen. Moritz, Graf von Broglie, Erzbiſchof von Gent, verweigerte den Verfaſſungseid und ſetzte ſeine Gründe in einem öffentlichen Schreiben ausein-

ander, im Jahre 1816. Allein die damalige Zeit war Widerſpenſtigkeiten gegen eine anerkannte Regierung nicht günſtig; der König verfuhr mit äußerſter Energie, ließ dem Erzbiſchof als Landesverräther den Prozeß machen und zwang ihn, ſich über die Grenze zu flüchten; ja er trieb die Gewaltthätigkeit ſo weit, das Urtheil des entflohenen Erzbiſchofs an den Pranger anſchlagen zu laſſen, neben zwei an demſelben ausgeſtellten Dieben. Eine ſolche Brutalität mußte nothwendig die ganze katholiſche Bevölkerung aufs tiefſte beleidigen. Aber auch die ehemaligen Offiziere und Beamten der napoleoniſchen Zeit wurden durch Zurückſetzung gekränkt. Umſonſt verwendete ſich der Prinz von Oranien, älteſter Sohn des Königs, für zweiundvierzig auf halben Sold geſetzte Offiziere. Der König blieb halsſtarrig und der Prinz gab der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung, indem er ſeine Stelle als Befehlshaber der Armee niederlegte. Die alten Anhänger Frankreichs waren es nun hauptſächlich, um die ſich, als um einen Kern, nach und nach in Belgien eine liberale Partei wie in Frankreich bildete. Da ſowohl die liberale, als die Prieſterpartei vom tiefſten Haß gegen die Regierung erfüllt waren, ſo verſtändigten ſie ſich unter einander zum gemeinſamen Widerſtande; man ſah hier zum erſtenmal die Ultramontanen mit den Anhängern Voltaires Hand in Hand gehen. Beide machten an die Regierung gleiche Anforderungen, wenn auch jede Partei etwas ganz Anderes damit wollte. Die klerikale Partei unterſtützte die Liberalen in der Forderung der Preßfreiheit, um auch für ihre eigenen Principien das freie Wort zu erobern. Die Liberalen halfen den Ultramontanen, als dieſe die Schule von der Staatsaufſicht emancipiren wollten, und gönnten ihnen Prieſterſeminare und Jeſuitenſchulen, ſofern ſie für ſich ſelbſt weltliche Univerſitäten und Schulen mit unumſchränkter Lehrfreiheit erlangten. Dieſe an ſich ganz unnatürliche Verbindung zweier principiell entgegengeſetzter Parteien hatte doch damals einen praktiſchen Vortheil für beide. Ihr Zuſammenhalten in den Generalſtaaten bewirkte 1818 die Verwerfung eines von der Regierung eingebrachten ſtrengen Preß-

geſetzes, 1819 die Verwerfung des von der Regierung verlangten zehnjährigen Budgets. Dagegen wurde 1818 der Sklavenhandel in den Colonien abgeſchafft. 1819 wagte der König durch bloße Verordnung (vom 15. September) den Gebrauch der Volksſprache in allen öffentlichen Urkunden einzuführen. Nichts war natürlicher als eine ſolche Verordnung, da die Belgier und Holländer mit ſehr geringer mundartlicher Abweichung der einzelnen Provinzen dieſelbe niederländiſche Sprache redeten, und nur ein kleiner Theil der belgiſchen Bevölkerung walloniſch ſpricht. Allein die gebildeten Claſſen in Belgien hatten ſich einmal an die franzöſiſche Sprache gewöhnt und die Oppoſition griff nach allem, was ſie als Waffe gegen die Regierung kehren konnte, erklärte mithin auch jene Verordnung für einen gewaltſamen Eingriff in die Rechte der Belgier. Der edle Willems, der ſich das größte Verdienſt um Herausgabe altniederländiſcher Sprachdenkmale erworben, erließ 1824 einen feurigen Aufruf an alle Vlämingen, ſich ihrer guten deutſchen Mutterſprache anzunehmen und das Franzöſiſche zu fliehen. Aber ſein Patriotismus ſtieß bei den vorherrſchenden Leidenſchaften an. Er drang nicht durch und wurde nur verdächtigt.

Die belgiſche Oppoſition befand ſich in den zwanziger Jahren unter dem nämlichen Drucke, wie alle übrigen in Europa. Vor dem Machtwort der Congreſſe mußte jede Unzufriedenheit verſtummen. Nur die Angelegenheiten der Schulen und Univerſitäten nährten die Gährung. Die niedern Schulen waren in der franzöſiſchen Zeit äußerſt vernachläſſigt worden, und auch das freie Univerſitätsleben hatte Napoleon nicht geduldet. König Wilhelm ſtellte nun wie die alten holländiſchen Univerſitäten, ſo auch in Belgien die von Brüſſel, Gent, Lüttich und Löwen wieder her. Begreiflicherweiſe wollte er dieſe Lehranſtalten der klerikalen Partei nicht überlaſſen; aber es war unmöglich, ſie zu verholländern. Den katholiſchen Belgiern, ſowohl den phlegmatiſchen und patriarchaliſchen Vlämingen, deren frommes Landvolk dem armen, aber rechtſchaffenen Klerus ſo treu wie in Spanien anhing, als den heißblutigen und fanatiſchen Wallonen ließ ſich auf keine Weiſe der calviniſche Geiſt in der ſteifen,

hoffährtigen und langweiligen holländiſchen Form vermitteln. Das begriff der König wohl, er beſtellte daher für ſeine belgiſchen Univerſitäten und insbeſondere für Löwen Profeſſoren aus Deutſchland, deren überlegenes Wiſſen imponiren und deren geſchmeidigere Form die Belgier gewinnen ſollte. Allein wenn er wirklich den großen Gedanken gefaßt hätte, die der deutſchen Bildung fremd gebliebenen Niederlande in deren Schule hineinzuziehen, ſo hätte er bei den Holländern ſelbſt anfangen ſollen. Da er dieſe ausnahm und nur die Belgier in die deutſche Schule gab, ſah man mit Recht die neuen deutſchen Schulmeiſter auch nur als Werkzeuge ſeiner holländiſchen Politik und nicht als Apoſtel der deutſchen Bildung an. König Wilhelm war in dieſer Sache übel berathen. Man hatte ihn an den Kirchenrath Paulus in Heidelberg gewieſen, um ſich von ihm die Männer bezeichnen zu laſſen, die aus Deutſchland auf die belgiſchen Univerſitäten berufen werden ſollten. Nun war aber Paulus nicht nur Proteſtant, ſondern auch unter allen deutſchen Rationaliſten derjenige, der den Offenbarungsglauben mit dem giftigſten Haſſe ein halbes Jahrhundert lang verfolgte und durch ſeinen verderblichen Einfluß auf die Kirche und Schule in Baden am meiſten dazu beigetragen hat, dieſen kleinen Staat zu unterwühlen. Paulus ſchrieb damals ein Leben Jeſu, worin er die Wunder des Heilands als Taſchenſpielerkünſte erklärte, wie er überhaupt in ſeinem langen Wirken die Achtung vor dem Chriſtenthume gänzlich zu zerſtören und dasſelbe durch den von ihm ſo genannten Denkglauben, d. h. Rationalismus, zu erſetzen ſuchte, der nichts anerkennt, was über den gemeinſten Menſchenverſtand hinausliegt. Welche Unnatur, von einem ſolchen Manne ſich Lehrer bezeichnen zu laſſen, denen die katholiſche Jugend Belgiens anvertraut werden ſollte! Der König erſah ſie insbeſondere für das 1825 in Löwen von ihm geſtiftete philoſophiſche Collegium aus, wo die jungen Kleriker zwangsweiſe Collegien hören ſollten. Man kann ſich denken, wie verhaßt dieſer Zwang und die deutſchen Profeſſoren werden mußten. Sie ſchadeten dem König unendlich in der öffentlichen Meinung. Die Belgier verlangten mit Recht, ihre Kleriker ſollen von guten Katholiken

unterrichtet werden und nicht von Agenten des Unglaubens und Kreaturen eines andersgläubigen Miniſteriums. Zumal das altbelgiſche Löwen ſollte der Kirche erhalten bleiben. Die einſtimmige Oppoſition in Belgien, deren beredteſter Vorkämpfer damals de Gerlache war, bewog den König im Jahre 1827, mit dem Papſt ein Concordat abzuſchließen, wonach wenigſtens die kleinen Seminare der Staatsaufſicht entzogen und dem Klerus überlaſſen wurden. Aber auch dieſe kleine Rechtsgewährung erſchien den damaligen Aufgeklärten ſchon zu weit gegangen und man bedauerte den König, daß er ſich von den Jeſuiten habe übertölpeln laſſen. Auch wurde mit Durchführung des Concordats in mehreren Punkten noch gezögert.

Jede kleine Nachgiebigkeit des Königs weckte den Muth des Widerſtandes, da man beim Könige doch nie einen ernſten Willen zur Nachgiebigkeit ſah, ſondern, wenn er nachgab, nur liſtige Berechnung oder Schwäche. Von dieſer Zeit an wurde die Oppoſition immer mächtiger. Ihre größte Stärke verlieh ihr der förmliche Bund zwiſchen der klerikalen und liberalen Partei, der ſchon ſeit 10 Jahren durch den Abbé de Foere in Lüttich vorbereitet, aber erſt ſpäter durch Baron Secus zu Stande gebracht wurde. Ein Bund, ſo mißgeſchaffen, wie der zwiſchen den zwei zuſammengewachſenen ſiameſiſchen Zwillingen, ſagte man damals; allein wie Gegengift und Gift, ſo ſchlug hier eine Unnatur die andere, denn die ſtaatliche Verbindung Belgiens und Hollands war nicht minder mißgeſchaffen. Die vornehmſte Perſönlichkeit in der klerikalen Partei wurde der Erzbiſchof van Bommel in Lüttich. Die kirchliche Oppoſition nahm, was ganz natürlich war, einen ultramontanen Charakter an, weil gegen die calviniſche Staatsgewalt nur in Rom Schutz zu finden war. Sie nahm aber auch zugleich einen demokratiſchen Charakter an, was theils aus ihrer Verbindung mit den Liberalen, theils aus dem Einfluß hervorging, den die Schriften von Lammenais auf den niedern belgiſchen Klerus ausübten. Man bezeichnete die ſtille Gluth in dieſem Klerus als „ſiedendes Weihwaſſer.“ Frankreich übte noch einen andern Einfluß auf dieſe

belgiſche Partei. Unter Karl X. nämlich florirte die Kirche in Frankreich, während ſie in Belgien drangſalirt war. Der belgiſche Klerus wäre damals gern franzöſiſch geworden. — Die liberale Partei wurde ebenfalls durch die wachſende Stärke ihrer Parteigenoſſen in Frankreich gehoben und influenzirt. Das ſchöne Brüſſel war ein „kleines Paris.“ Hier lebte der größte Theil der berühmten aus Frankreich verbannten Republikaner und Bonapartiſten, auch viele verbannte Polen und Italiener. Hier wurde alles gedruckt, was in Paris ſelbſt nicht gedruckt werden durfte. Hier war ein Feuerheerd für jede europäiſche Unzufriedenheit. Und dieſes geiſtig gährende Brüſſel wurde vom König bei weitem nicht gehörig überwacht. Der Hof weilte nur kurz hier und länger in dem einſamen Haag. Auch war Brüſſel nie mit einer ſtarken Truppenmacht beſetzt, die Oppoſition hatte hier freies Spiel.

Sie wurde nach dem Concordat immer mächtiger. Die Preſſe führte eine kühne Sprache. Die Generalſtaaten häuften Motionen und Petitionen. Ein gewiſſer de Potter, ein wenig achtungswürdiges Subject und gemeiner liberaler Schreier, wurde plötzlich Abgott des Volkes, als er in Folge eines Preßprozeſſes in Verhaft kam, am 20. Dezember 1828. Es gab deshalb einen großen Auflauf in Brüſſel und dem verhaßten Juſtizminiſter van Maanen wurden die Fenſter eingeworfen. Im Beginne des folgenden Jahres verlangten die Generalſtaaten ſtürmiſch die Gleichſtellung der Belgier mit den Holländern in den Staatsämtern und gleiches Wahlrecht in Belgien wie in Holland, denn unter 40 Miniſterialbeamten und unter 32 Geſandten und Conſuln befanden ſich nur je zwei Belgier, und während in Holland auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter kam, waren es 70,000 in Belgien. Außerdem verlangte die Oppoſition die genauere Vollziehung des Concordats, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc. Alle dieſe Dinge wurden mit einer ſolchen Heftigkeit gefordert, daß der König in Bezug auf die belgiſche Oppoſition den Ausdruck „infam“ fallen ließ. Aber die Oppoſition nahm dieſe Beſchimpfung als Ehrennamen auf und ließ ein Medaillon prägen, auf einer Seite das Grund-

geſetz, auf der andern die Unterſchrift fidèle jusqu'à l'infamie. Im April verwarfen die Generalſtaaten ein neues Preßgeſetz und im Mai abermals das zehnjährige Budget. Auch wurde ſchwere Klage erhoben über die Geldopfer, die man Belgien auflege. Belgien mußte ſteuern, um die holländiſchen Deiche und Dünen, und um die holländiſche Flotte zu erhalten. Belgien mußte die Staatsſchuld mit Holland theilen, obgleich es ſelbſt bei der Vereinigung mit Holland nur 32 Millionen, Holland aber 2000 Millionen Staatsſchulden gehabt hatte.

Der König wurde doch etwas beſorgt und begann nachzugeben. Er ſelbſt machte noch im Frühjahr 1829 eine Rundreiſe durch Belgien und bezeigte ſich freundlich. Die Oppoſition erwies ihm die größten Ehren, aber mit Affectation nur für ſeine Perſon, mit dem Vorbehalt, nach wie vor ſein Miniſterium zu bekämpfen. Er fügte übrigens zu den Worten die That, indem er endlich zu Erfüllung des Concordats das Collegium zu Löwen für facultativ erklärte, d. h. dem Klerus wieder Preis gab, endlich auch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, wenigſtens in Privaturkunden, Verträgen, Teſtamenten erlaubte.

Im October kamen die Generalſtaaten wieder zuſammen, aber man merkte nichts von Verſöhnlichkeit. Die vereinigte Oppoſition der Liberalen und Klerikalen, verbunden mit den Ausfällen der Preſſe ärgerten den König ſo ſehr, daß er als perſönlich Beleidigter unmittelbar eine donnernde und drohende Botſchaft an die Generalſtaaten erließ und ſein Miniſter van Maanen alle die Staatsdiener abſetzte, die als Abgeordnete gegen das Miniſterium geſtimmt hatten. Auch wurde am 9. Januar 1830 das Collegium in Löwen wieder aufgehoben und die officielle Zeitung ſchrieb: „Diejenigen, welche die Herrſchaft des Klerus befürchten, dürfen unbeſorgt ſeyn. Die Regierung zieht mit feſter Hand die Grenze zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht.“ Im Beginn des Februar tumultuirten die Studenten in Löwen, bei welcher Gelegenheit einer der neuen deutſchen Profeſſoren, Warnkönig, übel behandelt

wurde. Für die abgesetzten Deputirten wurden Subscriptionen gesammelt und de Potter suchte diesen Subscriptionen eine so weite Ausdehnung zu geben, daß eine große Oppositionskasse daraus geworden wäre, wenn die Regierung nicht de Potter, Tielemann, Bartels, Cohe-Mommens und van der Straten als Hochverräther hätte in Verhaft nehmen lassen. Aber dieser Prozeß, bei dem sich als Vertheidiger besonders der Advokat van de Weyer hervorthat, schadete wieder nur der Regierung. Ein eigentliches Verbrechen konnte nicht erwiesen werden und de Potter, Tielemann und Bartels wurden nur verbannt, die übrigen freigesprochen. Hierauf verlegte van Maanen den obersten Gerichtshof von Brüssel nach dem Haag. Da die Regierung fest blieb, so nutzte sich das ermüdende Geschrei der Opposition allmälig ab und die Sitzung der Generalstaaten, die bis zum 2. Juni dauerte, endete mit einer moralischen Niederlage für die Belgier. Der holländische Abgeordnete Dunker Curtius bewies, daß die Unzahl belgischer Petitionen, mit denen man Jahr aus Jahr ein die Generalstaaten überschütte, ein Unfug seyen, der den Betheiligten selbst am Ende lästig werden müsse. Der Mißbrauch habe diese Waffe abgestumpft. Man erkannte das an, und 964 Petitionen wurden beseitigt. Auch kam endlich ein neues Preßgesetz zu Stande. Libry Bagnano, Herausgeber des „National" in Brüssel, wirkte nicht ohne Talent für das Ministerium, wurde aber auch beschuldigt, dafür 100,000 Franken aus dem Fond für Gewerbe zu beziehen. Da sich die Opposition schwächer gezeigt, glaubte die Regierung nun auch ihrerseits zur Beruhigung der Belgier einen Schritt thun zu müssen (vielleicht schon im Hinblick auf die Gährung im benachbarten Frankreich) und machte dem langen Streit um die Schulen dadurch ein Ende, daß sie den Volksunterricht den Gemeinden, also in Belgien der vom Klerus geleiteten Bevölkerung selbst überließ und auch den Gebrauch der französischen Sprache bei den Gerichtshöfen der südlichen Provinzen gestattete.

So standen die Dinge in Belgien, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach und begreiflicher Weise alle Hoffnungen der

Oppoſition neu belebte. De Potter ſchrieb aus Paris einen Brief an den König, worin er ihm in ehrerbietigen Ausdrücken, aber auch mit Auskramung einer unendlichen Eitelkeit, den Rath ertheilte, einer Revolution in Belgien durch die Bewilligung aller belgiſchen Forderungen zuvorzukommen. Der unberufene Rathgeber erhielt keine Antwort, auch fand ſich der König nicht bewogen, Furcht und Schwäche blicken zu laſſen. In den erſten Wochen geſchah nichts, aber das belgiſche Volk zitterte vor Ungeduld, dem franzöſiſchen nachzuahmen, und es fehlte nicht an Franzoſen, die, wie Louis Blanc, ausdrücklich von Paris nach Brüſſel kamen, um Revolution zu machen. Am 25. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, ſollte zugleich deſſen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden desfalls in Brüſſel große Feſte vorbereitet. Aber ſchon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranſchläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienſtag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Dies erweckte nach oben hin ernſte Beſorgniß und die Feſte wurden abbeſtellt. Wie drohend die Haltung des Volkes damals ſchon war, erhellte daraus, daß Libry Bagnano ſein ſchönes Hotel in Brüſſel von der Polizei bewachen laſſen mußte und endlich ſo Angſt bekam, daß er davon floh. Am Geburtstag des Königs ſelbſt, dem am meiſten gefürchteten Tage, ſollte nach van Maanens Anſicht nicht die geringſte Feierlichkeit in Brüſſel ſtattfinden, aber ein anderer Miniſter, Gobbelſchroy, war anderer Meinung und drang damit ſoweit durch, daß wenigſtens am Abend eine Feſtoper aufgeführt werden durfte. Das war aber unglücklicherweiſe die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici,“ deren Gegenſtand der Aufſtand des Maſaniello in Neapel iſt. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenſchaften aufzuregen, als grade dieſe Muſik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelaſſen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk drängte ſich rings umher in den Straßen. Jede Muſikſtelle, die der Leidenſchaft des Tages ſchmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der

Aufführung der Oper stürzte sich die Menge wie berauscht von Enthusiasmus nach dem Hotel Librys, zerstörte seine Pressen, plünderte seinen reichen Weinkeller und steigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirektors Knyff wurde gestürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palast des Justizministers van Maanen erst geplündert, dann in Brand gesteckt. Erst gegen Morgen zeigte sich die Militärmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernst zu machen, denn sie hatte keine gemessenen Befehle. Die Regierenden waren offenbar überrascht und hatten noch keinen Entschluß gefaßt. Am wahrscheinlichsten ist, man wollte jeden ernsten Kampf vermeiden, um den Franzosen, die das gerade zu provociren suchten, keinen Vorwand zur Einmischung zu geben.

Erst Morgens um 10 Uhr am 26. kamen viele gute Bürger auf das Rathhaus und verlangten, eine Nationalgarde bilden zu dürfen, um Volk und Soldaten zu trennen und die Ordnung zu erhalten. Bevor dies aber zu Stande kam, hatten die Gardejäger auf dem Platze Grand Salon schon den ersten blutigeren Kampf mit dem Volke zu bestehen. Die Truppen wurden endlich in ihre Kasernen consignirt, der Magistrat erließ eine beruhigende Erklärung, die rasch und zahlreich zusammentretende Nationalgarde zog durch die Straßen und suchte überall die Ordnung herzustellen. Allein das gemeine Volk, die Blousenmänner und Fabrikarbeiter, sonderlich Wallonen und Lütticher, ein roher und energischer Menschenschlag, kümmerte sich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Kasernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags stieg auch über dem Rathhause die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und schwarz), als das erste Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Als die Nacht heranbrach, wälzten sich wilde Arbeiterschaaren, den Augenblick der Zuchtlosigkeit benutzend, gegen einige große Fabriken und zerstörten daselbst die Maschinen.

Da von den Truppen keinerlei Offensivbewegung ausging und auch die Regierung tiefes Schweigen einhielt, ging die Revolution

in Brüſſel ihren natürlichen Gang fort. Am 27. gelang es der Nationalgarde, Herr der Stadt zu werden, wobei ſie mehrmals Feuer auf den Pöbel geben mußte. Ein energiſcher Mann, Baron Hoogvorſt, trat an ihre Spitze. Indem derſelbe aber die Anarchie niederhielt, nahm er auch eine feſte Stellung gegenüber der Regierung ein und erklärte dem General Bylandt, der die holländiſchen Truppen bei der Stadt befehligte, er werde ſich dem Einmarſch der Truppen ins Innere der Stadt widerſetzen, worauf jener entgegnete, die Truppen würden nichts unternehmen. Mittlerweile wurde ein Blatt gedruckt, in dem alle „Wünſche der Belgier" verzeichnet waren, nämlich gewiſſenhafte Vollziehung der Verfaſſung, Entfernung van Maanens, ein beſſeres Wahlſyſtem, Geſchwornengerichte wie zur franzöſiſchen Zeit, Verantwortlichkeit der Miniſter, Amneſtie der politiſch Verurtheilten. Von einer Trennung Belgiens von Holland war darin noch nicht die Rede. Am 28. Auguſt, Sonntags, traten 40 der vornehmſten Einwohner Brüſſels zuſammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präſidenten und den Advokaten van de Weyer zum Sekretär und ſchickten eine Deputation an den König nach dem Haag, um ihn mündlich zu erſuchen, den Zeitumſtänden nachzugeben und den Belgiern jetzt endlich die ſo lange gewünſchten Conceſſionen zu gewähren. Somit hätte ſich der Frieden erhalten laſſen.

Allein die Leidenſchaften waren von beiden Seiten thätig, den Frieden zu hindern. Der kriegsluſtige Pöbel, der nun einmal die Holländer unverſöhnlich haßte, hatte ſich von der Nationalgarde in Brüſſel nicht mit Kugeln begrüßen und auseinanderjagen laſſen, ohne vor Wuth mit den Zähnen zu knirſchen. Derſelbe wurde aber jetzt aus den Provinzen verſtärkt, denn ganz Belgien ahmte das Beiſpiel der Hauptſtadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge ſtand das Volk auf und bald auf allen Punkten. Die roheſten Exceſſe wurden zu Verviers begangen, einer reichen Fabrikſtadt an der preußiſchen Grenze, wo die Arbeiter alle Maſchinen zerſtörten und die Häuſer der verhaßten Beamten verbrannten. Von hier und von Lüttich zogen nun ſehr viele kräftige Arbeiter, von Rogier

angeführt, nach Brüſſel, um hier im Herzen des Landes den Sieg entſcheiden zu helfen, und dieſe Leute waren es nicht, die an den Deputationen der guten Bürger eine Freude hatten. Auf der andern Seite hatte auch der alte ſtolze König keine Luſt, nachzugeben. Grade weil die Ereigniſſe ihn drängten, wollte er nicht feig und furchtſam erſcheinen. Er verſprach alſo nichts, ſuchte die Entſcheidung hinzuhalten und verfuhr mit Argliſt und Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weiſe nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es gleich auf die andere Weiſe zu verſuchen. Zu dieſem Zweck ſollten ihm ſeine beiden Söhne dienen. Mit dem einen wollte er die Belgier überliſten und verführen, mit dem andern ſchrecken und zu Boden werfen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, ſollte es mit Unterhandeln und Verſprechungen verſuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, ſammelte im Lager von Vilvorde ſo viele Truppen als möglich.

Die Deputation wurde vom König ohne Zorn empfangen, aber leer abgeſpeist. Der König ſagte, ihre Forderungen widerſtreiten der Verfaſſung, er halte ſich an dieſe und laſſe ſich nicht die Piſtole auf die Bruſt ſetzen. Drohungen ſeyen es nicht, durch die er ſich einſchüchtern laſſe. Indeß wurden Hoogvorſt und Gendebien vom Prinzen von Oranien nach dem Schloſſe Laeken eingeladen, wo er ihnen das Verſprechen gab, er werde die Vermittlung zwiſchen den Belgiern und ſeinem Vater übernehmen und alles thun, um ihre Wünſche zu erfüllen. Mit dieſer Erklärung ſtand aber eine andere im Widerſpruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. Auguſt gemeinſchaftlich die Nationalgarde von Brüſſel auf, einmal, die drei Farben abzulegen, und ſodann, ihren „beſchwerlichen Wachdienſt“ wieder den königlichen Truppen zu überlaſſen. Dieſe Forderung machte den übelſten Eindruck. Man beſorgte den Einmarſch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüſſel zahlreiche Barrikaden errichtet, um den Truppen den Weg zu verlegen. Baron Seeus eilte hinaus zu den Prinzen, um ſie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun ent-

ſchloß ſich der Prinz von Oranien, allein nach Brüſſel zu gehen und den Weg der Güte zu verſuchen, wie er bereits verſprochen hatte. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiel entgegen, voran die Mezger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz kam jedoch mitten unter die Aufrührer und erließ eine friedliche Proklamation, worin er ankündigte, daß bereits morgen, am 2. September, eine Commiſſion niedergeſetzt werden ſollte, um mit ihm gemeinſchaftlich die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Die Commiſſion trat zuſammen, aber der Pöbel traute nicht. Oraniens Proklamation wurde verbrannt und die Nationalgarde konnte nur mit Mühe einen Angriff auf das Schloß verhüten. In dieſer kritiſchen Lage entſchloß ſich der Prinz, am 3. September den Belgiern zuerſt eine legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland vorzuſchlagen, ſo daß künftig beide Länder jedes ſeine Kammern und ſein Miniſterium für ſich haben und nur durch Perſonal-Union derſelben Dynaſtie angehören ſollten. Dieſe Conceſſion gefiel allgemein und der Prinz wurde damals hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerſpruch. Der König ſchien ſogar die Nachgiebigkeit ſeines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten van Maanen ſeine Entlaſſung gab. Allein er entſchied in der Hauptſache noch nichts, ſondern berief erſt die Generalſtaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Bis dieſe zuſammenkamen, herrſchte große Aufregung im ganzen Lande. Das belgiſche Volk traute dem König nicht und bewaffnete ſich faſt überall, weil es einen Angriff der Holländer fürchtete. Belgiſche Soldaten, die nach Holland marſchiren ſollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Holländer mit Sack und Pack. Auch kriegsluſtige Franzoſen kamen über die Grenze herüber und Brüſſel füllte ſich mit Menſchen an, die zum äußerſten entſchloſſen waren. Nur die große Stadt Gent war aus Handelsintereſſe für die Holländer geſtimmt. In Holland ſelbſt dagegen wünſchte das Volk die Trennung von Belgien eben ſo

eifrig wie das belgiſche Volk, und Amſterdam unterſtützte den Plan des Prinzen von Oranien durch eine Adreſſe.

In der Thronrede, mit welcher der König die Generalſtaaten eröffnete, waltete wieder die Zweideutigkeit vor. Der König erklärte ſich geneigt, „vernünftige Wünſche zu befriedigen, werde aber dem Factionsgeiſte keine Zugeſtändniſſe machen.“ Was ſollte das heißen? Weſſen ſollte man ſich vom Könige verſehen? Kaum war die Thronrede bekannt, ſo wurden die belgiſchen Abgeordneten im Haag durch Adreſſen ihrer Landsleute dringend aufgefordert, wachſam und muthig zu bleiben. Dieſe Abgeordneten wurden von der holländiſchen Bevölkerung im Haag gekränkt und inſultirt. Die holländiſchen Abgeordneten weigerten ſich, in den Generalſtaaten überhaupt von der „Rebellion“ zu ſprechen, ſo lange Belgier zugegen wären. Da inzwiſchen die Holländer nicht gegen die Trennung waren, ließ ſich der König wohl nicht durch die Rückſicht auf ſie, ſondern mehr durch das Intereſſe ſeiner Dynaſtie und vielleicht durch diplomatiſchen Einfluß beſtimmen, die Belgier nicht mehr zu ſchonen. In derſelben Zeit (14. September) feierte der Hof die bis dahin verſchobene Vermählung der Prinzeſſin Marianne. Die Stimmung des Königs muß jedenfalls eine gehobene geweſen ſeyn, da er den kaum abgeſetzten van Maanen auf einmal wieder in ſein Amt einſetzte.

Da ſich nun der König für den ſchon lange ihm vorliegenden Trennungsplan nicht entſchied und auch die Generalſtaaten nicht darauf eingingen, mußten die Belgier endlich davon überzeugt werden, daß der König freiwillig nie darein willigen werde und daß ſie durch den Prinzen von Oranien nur getäuſcht worden ſeyen. Die Wuth darüber brach zuerſt in Lüttich aus, wo am 15. September der Pöbel die Bürgergarde über den Haufen warf, einige Tage ſpäter die Karthauſe ſtürmte und die königlichen Truppen verjagte und eine allgemeine Volksbewaffnung durchſetzte, deren beſte Streiter nach Brüſſel zogen. Dieſe Lütticher waren es, die am 19. September bereits gegen die Holländer vorrückten und mit den Vorpoſten derſelben plänkelten. Als die von ihnen erbeuteten

holländiſchen Pferde von den Brüſſeler Behörden mit einer Entſchuldigung an den Prinzen Friedrich zurückgeſchickt wurden, wollten ſich das die Lütticher nicht gefallen laſſen und ſchlugen in Brüſſel ſelber los, am 20. September. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete das gemeine Volk alle Poſten der Nationalgarde, bemächtigte ſich aller Waffenvorräthe und öffentlichen Gebäude, ſetzte die Behörden ab und eine neue proviſoriſche Regierung ein, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten ſollte. Dieſe Regierung conſtituirte ſich am 21. Zu ihr gehörte van de Weyer, van Meenen, Gendebien und Raikem, ſämmtlich Advocaten, Baron Staſſart, und die Grafen Merode und d'Oultremont. An dem nämlichen Tage erließ Prinz Friedrich eine Proklamation, worin er ſeinen Einmarſch in Brüſſel ankündigte und die geringſte Widerſetzlichkeit ſchwer zu beſtrafen drohte. Der Zorn des Volkes war aber ſchon zu hoch geſteigert, als daß man ſich vor dieſen Drohungen gefürchtet hätte. Man läutete in Brüſſel Sturm, errichtete neue Barrikaden und machte am 22. ſchon einen Ausfall, um den Feind zu recognosciren. Auch die kaum entwaffnete Nationalgarde ſchwur, die Stadt vertheidigen zu helfen. Zwei Männer des Vertrauens wurden hinausgeſchickt, falls es möglich ſeyn ſollte, dem Blutvergießen noch durch eine Unterhandlung zuvorzukommen, Ducpetiaux, Präſident des revolutionären Clubs, und Eberard; aber der Prinz hörte ſie nicht an, ſondern ließ ſie in Ketten nach Antwerpen bringen.

Am folgenden Morgen, den 23. September, rückte Prinz Friedrich mit 6—7000 Mann gegen Brüſſel vor und beſetzte das Schärbecker Thor, welches, von offenem Terrain umgeben, am wenigſten vertheidigt werden konnte. Von dieſem Thore führt die lange und breite Königsſtraße (rue royale), die ebenfalls viele leere Zwiſchenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrſcht, wo die Truppen ſich concentriren und von wo aus ſie ſich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern

konnten. Dieſer Angriffsplan war alſo ſehr gut berechnet. Auf der andern Seite ſollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt dringen und, die breiten Boulevards durchziehend, ſich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Das Volk gab die Vertheidigung der offenen Räume in der obern Stadt auf, da es nicht genug Kanonen hatte, und concentrirte ſich hinter den Barrikaden der untern Stadt in engen Gaſſen, in welche das Militär ſchwer eindringen konnte. Einige hundert Lütticher vertheidigten die Thore der obern Stadt nur kurze Zeit und zogen ſich dann in eine Seitenſtraße zurück, von wo aus ſie die Holländer in der Königsſtraße beſchoſſen. Andere unterhielten vom Obſervatorium aus ein mörderiſches Feuer, was die Holländer vom Königsplatze zurücktrieb. Andere holländiſche Colonnen, die durch die Thore von Laeken, Flandern und Namur in die innere Stadt eindrangen, wurden wieder zurückgeworfen. So verging der Tag, und am Abend erkannte der Prinz, er ſey nicht ſtark genug, die Stadt zu erobern. Er verſuchte es daher mit Unterhandlungen und ſchickte einen Parlamentär in die Stadt, der aber als Geißel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Der Prinz wollte ſchon den Rückmarſch der Truppen anordnen, als er unterrichtet wurde, es fehle den Brüſſelern an Munition. Dieß bewog ihn, den Kampf am folgenden Tage fortzuſetzen. Während der Nacht wurden in der obern Stadt viele Häuſer von den Holländern geplündert. Die dabei begangenen Greuel ſind vom belgiſchen Parteihaſſe in übertriebener Weiſe dargeſtellt worden.

Am 24. wurde fortgekämpft, aber ohne große Energie, da der Prinz erſt Verſtärkungen abwartete, das Volk aber ſich begnügte, aus den Häuſern in der Gegend des Parks und Königsplatzes auf die Soldaten zu ſchießen. Damals drängte ſich ein Abenteurer, Don Juan van Haalen, ein Belgier, der in Spanien unter Mina gedient hatte, zum Commando in der Stadt. Außerdem waren die vornehmſten Lenker der Vertheidigung Hoogvorſt, Rogier und Jolly. Den Straßenkampf ſelbſt leitete unmittelbar Major Keſſels und der ſ. g. Stelzfuß, ein Invalide Namens Charlier.

Durch die von den Holländern nicht beſetzten Thore kamen immer neue Vertheidiger in die Stadt. Auch auf dem Lande begann der kleine Krieg. Am 22. September wurde eine Abtheilung Holländer zu Oreye überfallen und zerſprengt. Am 23. wurden die holländiſchen Truppen, die zur Verſtärkung nach Brüſſel beſtimmt waren, an den Thoren von Löwen vom Volke blutig empfangen und zurückgeſchlagen. Der Morgen des 25. verging ruhig. Erſt am Nachmittage griff van Haalen die Holländer an und entriß ihnen den Palaſt Bellevue. Am 26. wurde von beiden Seiten in Brüſſel blutig geſtritten, indem das Volk wüthende Angriffe auf den Park machte, die Holländer aber dennoch nicht vertreiben konnte. Viele Häuſer geriethen in Brand und das königliche Schloß ſelbſt kam in Gefahr. Da ſoll der Prinz vor Zorn geweint haben. In der Nacht aber gab er den erſchöpften Truppen den Befehl zum Abzug und Brüſſel war frei.

In dieſen und den nächſtfolgenden Tagen wurden auch aus beinahe allen andern belgiſchen Städten die holländiſchen Beſatzungen vertrieben, in Oſtende, Brügge, Tournay, Mons, Namur, Ypern ꝛc. Ueberall erklärten ſich die belgiſchen Soldaten für die Sache ihrer Nation und ſahen ſich die holländiſchen Truppen von einer Mehrheit des bewaffneten Volkes überwältigt, wie namentlich in der ſonſt ſtarken Feſtung Namur. Nur Antwerpen, Maeſtricht, Mecheln, Dendermonde, Vanloo und die Citadelle von Gent blieben noch in der Gewalt holländiſcher Beſatzungen.

In den Generalſtaaten im Haag drang der belgiſche Abgeordnete von Gerlache, kurz nachdem er perſönlich vom holländiſchen Pöbel inſultirt worden war, mit einer erſchütternden Rede in die bisher ſtummen holländiſchen Abgeordneten, ſich auszuſprechen und eine Entſcheidung zu treffen, am 21. Aber erſt nach dem Rückzug der Truppen von Brüſſel faßten die Generalſtaaten einen Entſchluß und bewilligten mit 81 gegen 19 Stimmen die legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. September. Das Zaudern der holländiſchen Deputirten erklärt ſich einfach aus der Rückſicht, die ſie auf den König nahmen. Die

Mehrheit auch in Holland war längst für die Trennung, aber man wollte dem Könige nicht gern zuvorkommen. Jetzt hatte der König, so scheint es, die Trennung zugegeben. Aber der Beschluß kam zu spät. Die siegesstolzen Belgier nahmen jetzt keine Capitulation mehr an. Am 27. war de Potter in Brüssel angelangt und hatte sich an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, die sofort am 5. October die Unabhängigkeit Belgiens proklamirte, eine Commission zu Ausarbeitung einer Verfassung niedersetzte, einen Nationalcongreß nach Brüssel berief und alle Verträge, die von Belgiern (in den Generalstaaten) ohne Wissen der provisorischen Regierung etwa mit Holland eingegangen würden, im Voraus für nichtig erklärte.

An demselben Tage (5. October) rief der König alle Holländer unter die Waffen, und zeigte sich der aus Brüssel geflüchtete Prinz von Oranien in Antwerpen, um von hier aus neue Vermittlungsversuche zu machen. Um ihn hatten sich Belgier von gemäßigter Gesinnung geschaart, die mit de Potter und der beginnenden Pöbelherrschaft keineswegs einverstanden waren, namentlich der den Prinzen begleitende Gobbelschroy. Zum Pfand der Versöhnung wurde sogleich die Freilassung von Ducpetiaux verfügt. In der Proklamation, welche der Prinz erließ, kündigte er sich zuversichtlich als den bereits vom König ernannten Chef der von der holländischen getrennten belgischen Administration an und suchte den Gemäßigten Muth und Vertrauen einzuflößen, während er den Exaltirten Freiheiten in Hülle und Fülle versprach. Allein diese Proklamation wurde, sofern sie durch die Regentschaft des Prinzen die bisherige provisorische Regierung zu verdrängen beabsichtigte, von der letztern stolz abgewiesen. Die provisorische Regierung erklärte am 9., das Haus Nassau-Oranien habe durch sein letztes Verfahren gegen Belgien alles Recht auf dieses Land verwirkt und der Prinz besitze keinen Rechtstitel, als Regent aufzutreten, er könne denselben erst erwerben, wenn ihn der belgische Nationalcongreß erwähle.

Die Wahlen zum Nationalcongresse wurden vorgenommen und

erlaubten der klerikalen Partei, die weder von de Potter, noch vom Prinz etwas wollte, zum erſtenmale ihr Gewicht in die Wagſchaale zu legen, indem ſie einen großen Einfluß auf die Wahlen übte und eine Mehrheit von gemäßigten Männern in denſelben durchſetzte, die den republikaniſchen Gelüſten de Potters entſchieden entgegentraten und, obgleich ſie eben ſo entſchieden die Trennung von Holland wollten, doch den europäiſchen Großmächten conſervative Bürgſchaften darboten und von denſelben die Erlaubniß zu der beabſichtigten Trennung zu erlangen weit eher hoffen durften, als die ultraliberale Partei unter de Potter. Die beſitzenden Claſſen, alle, die etwas zu verlieren hatten, ſtimmten mit der klerikalen Partei darin überein, daß die Anarchie und demokratiſche Beſtrebungen das verkehrteſte Mittel ſeyen, um die Großmächte günſtig zu ſtimmen. Die Wahlen fielen daher, obgleich im Sinne nationaler Unabhängigkeit, doch ſo conſervativ aus, daß de Potter ſelbſt durchfiel und gar nicht in den Nationalcongreß gelangte. Dieſer Sieg der gemäßigten Partei wurde vom Prinzen von Oranien mißverſtanden, indem er meinte, er könne *ihm* zu gut kommen. Er erließ daher am 16. abermals eine Proklamation, worin er Belgien als unabhängigen Staat anerkannte, ſich ſelbſt „an die Spitze der Bewegung ſtellte," und die Miene annahm, als wollte er ſeinem Vater zum Trotz die belgiſche Revolution durchführen. Dieſe Kundgebung machte keinen andern Eindruck, als daß ſie den Charakter des Prinzen ſchwer verdächtigte. Denn entweder war er ein ungehorſamer Sohn und Rebell, oder er handelte im geheimen Einverſtändniß mit ſeinem Vater, um die empörten Belgier einſtweilen in den Zügel zu nehmen und ſie ſpäter wieder auszuliefern. Die proviſoriſche Regierung in Brüſſel erklärte dem Prinzen am 18., er habe ſich aller ferneren Einmiſchung in die belgiſchen Dinge zu enthalten.

An demſelben Tage eröffnete der König die ſchnell wieder zuſammenberufenen Generalſtaaten im Haag und erklärte in der Thronrede, er ſtimme der adminiſtrativen Trennung der ſüdlichen Provinzen zu und habe den Prinzen von Oranien beauftragt, einſt-

weilen die Regierung derſelben zu übernehmen. Ob er das geſagt, weil er den Prinzen wirklich beauftragt hatte, oder ob er ihn auf dieſe Weiſe nur entſchuldigen wollte, um ihn vor den Holländern nicht zu compromittiren, ſteht dahin. Der Prinz ſelbſt vermochte ſich in Antwerpen nicht länger zu halten und kehrte nach dem Haag zurück. Man hat ihn dort am Hofe geſehen, wie er ſehr niedergeſchlagen ſchien, ſein Vater ihm aber tröſtend auf die Achſeln klopfte. Er begab ſich nachher für einige Zeit nach London, vielleicht um den Schein noch immer feſtzuhalten, als ſey er mit ſeinem Vater nicht einerlei Meinung, und um ſich noch eine letzte Möglichkeit in Belgien offen zu halten.

Inzwiſchen dauerte die kriegeriſche Bewegung im Lande fort. Am 17. October wurden die Holländer gezwungen, die Citadelle von Gent und Mecheln, am 21. Dendermonde zu räumen. Der intrigante van Haalen wurde vom Militär-Commando abgeſetzt und General Nypels an die Spitze der belgiſchen Armee geſtellt, der ſogleich Truppen unter Oberſtlieutenant Niellon nach Antwerpen ſandte. Unterwegs ſtießen dieſe zweimal auf holländiſche Truppen und ſchlugen ſie zurück. In der großen Handelsſtadt Antwerpen ſelbſt herrſchte eine furchtbare Aufregung. Die zahlreichen Bürger und Arbeiter waren gut belgiſch geſinnt, aber die Holländer unter General Chaſſé beherrſchten die Stadt von der ſehr feſten Citadelle aus. Als Niellon in die Stadt einzog, kam es bald zu blutigen Straßengefechten, in denen die Holländer, an Zahl geringer, zurückgetrieben wurden. Am Ende zogen ſich dieſe ſämmtlich in die Citadelle zurück und Chaſſé ſchloß mit Niellon einen Waffenſtillſtand, worin jener ſich verpflichtete, nicht auf die Stadt zu ſchießen, ſofern er ſelbſt in der Citadelle nicht angegriffen würde. Es kam darauf an, die ſchöne und reiche Stadt zu retten, da ſie Chaſſé jeden Augenblick mit Bomben überſchütten konnte. Nun ließ ſich aber der belgiſche Pöbel in gewohntem Uebermuthe nicht abhalten, gegen die Citadelle und ſelbſt gegen die im Hafen liegenden holländiſchen Schiffe zu feuern. Chaſſé begnügte ſich anfangs, an den angegriffenen Punkten weiße Fahnen aufſtecken zu laſſen, um den

Inſurgenten anzudeuten, daß ſie dahin nicht ſchießen dürften. Allein ſie kehrten ſich nicht daran und verlangten, die Citadelle ſolle ſich ergeben. Als Niellon in einer Beſprechung mit Chaſſé dieſem ſelbſt eine ſo ehrenrührige Zumuthung machte, weil ſich die belgiſchen Truppen nicht länger zurückhalten ließen, ſagte Chaſſé: „Ihr werdet meine Antwort bald hören.“ Und kaum waren die Parlamentäre zurückgekehrt und hatten die belgiſchen Freiſchaaren den Angriff auf die Citadelle wieder begonnen, ſo ließ Chaſſé das Bombardement der Stadt beginnen und ſeine Antwort donnerte aus 300 Feuerſchlünden ununterbrochen 7 Stunden lang. Das Feuer war hauptſächlich gegen die großen Waarenmagazine an der Schelde gerichtet, die gänzlich zuſammengeſchoſſen wurden. Man glaubte daher, es ſey hierbei holländiſche Handelseiferſucht mit im Spiele geweſen. Eine kleine holländiſche Flotte im Hafen unterſtützte das Feuer der Citadelle und that der Stadt ebenfalls großen Schaden. Nach dieſer kräftigen militäriſchen Belehrung wagten die belgiſchen Freiſchaaren nicht mehr weder Chaſſé's Ehre anzutaſten, noch einen Schuß gegen die Citadelle zu thun. Das beſoffene Volk wurde hier wieder nüchtern.

Noch aber ſpielten in andern Theilen des Landes die von Sieg und Wein berauſchten blauen Blouſen eine große Rolle. Der abgeſetzte van Haalen ſtellte ſich zu Mons an ihre Spitze, wo am 18. und 19. October volle Anarchie herrſchte und der Pöbel plünderte. Erſt am 20. gelang es, die Ordnung herzuſtellen und van Haalen zu verhaften, da er verdächtig war, für den Prinzen von Oranien zu wühlen. Aehnliche Exceſſe beging der Pöbel in denſelben Tagen zu Brügge, Charleroi, Thuin, Jemappes ꝛc., den ärgſten aber zu Löwen, wo der holländiſche Major Gaillard, der frühere Stadtcommandant, eine ganze Stunde lang unter Kolbenſtößen und Schlägen mit brennenden Fackeln durch die ganze Stadt geſchleppt und endlich an einem friſch gepflanzten Freiheitsbaume aufgehängt wurde.

Für das Ausland lag die Bedeutung der belgiſchen Revolution vornehmlich in dem Umſtande, daß ſie eine Nachahmung der fran-

zösischen und von der liberalen, französisch gesinnten Partei ausgegangen war. Eine Wiedervereinigung Belgiens mit Frankreich war es, was die Liberalen eben so lebhaft wünschten, als die Großmächte sich dagegen stemmen mußten. Die Diplomatie entwickelte daher große Thätigkeit. Ludwig Philipp hatte die Wahl, die Liberalen in Belgien zu unterstützen, Belgien sogleich mit Frankreich zu vereinigen und der Revolution, die sich bereits durch Deutschland bis nach Polen hin verbreitet hatte, seine Waffen zu leihen, oder aber sich insgeheim mit den Großmächten abzufinden und durch geschickte Dämpfung der revolutionären Elemente in Frankreich selbst auch jene nachgemachten Revolutionen außerhalb Frankreich im Keime wieder ersticken zu helfen. Er wählte das letztere, indem er Gendebien, der ihm Belgien anbot, zurückwies, und der wichtige Dienst, den er dadurch den Großmächten leistete, war es hauptsächlich, was ihm die Anerkennung seiner Usurpation sicherte. Ludwig Philipp verpflichtete sich, Belgien nicht mit Frankreich zu vereinigen und auch die Errichtung einer Republik daselbst nicht zu dulden. Er machte aber die Großmächte darauf aufmerksam, daß auch sie gegen die Unabhängigkeit Belgiens nichts unternehmen dürften, weil er sonst der öffentlichen Meinung in Frankreich nicht mehr gebieten könne und gegen seinen Willen in den Krieg fortgerissen werden würde. Das Vernünftige dieses Bedenkens ließ sich nicht mißkennen. Rußland wollte anfangs den König Wilhelm unterstützen und nicht dulden, daß ihm Belgien entrissen werde. Aber England fand seinen Vortheil dabei, das Königreich der Niederlande zu theilen und durch die Theilung zu schwächen, denn Holland concurrirte mit seiner Marine, Belgien mit seiner Industrie; in ihrer Vereinigung waren ihm beide doppelt gefährlich. Auch sicherte sich England durch Unterstützung Ludwig Philipps einen Einfluß in Frankreich, wie es ihn vorher nie gehabt hatte. Preußen mußte fürchten, die Revolution werde sich über seine Rheinprovinzen ergießen; Oesterreich mußte Italien und Polen hüten. So wollte keiner die Last eines europäischen Krieges auf sich nehmen und sämmtliche Großmächte erklärten sich bereit, Belgiens Unabhängig-

keit unter der Bedingung zu garantiren, daß es weder an Frankreich fallen, noch eine Republik werden dürfte. Beide Theile kamen mithin darin überein, in Belgien nicht zu interveniren, weder die Großmächte, um die Souveränetät des legitimen Königs Wilhelm in Belgien herzuſtellen, noch Frankreich, um in Belgien für ſich zu handeln. Zum erſtenmale wurde das ſeit den großen Congreſſen feſtgeſtellte Princip der Legitimität verlaſſen und an die Stelle deſſelben das Princip der Nichtintervention geſetzt. Gemäß dem erſtern Princip hatte Oeſterreich 1821 in Italien, Frankreich 1823 in Spanien zu Gunſten der Legitimität intervenirt. Jetzt durfte das gleiche zu Gunſten der Oraniſchen Legitimität nicht mehr geſchehen. Die Seele aller diplomatiſchen Unterhandlungen, welche die Zukunft Belgiens und die Haltung des Königs der Franzoſen betrafen, war der alte Fürſt Talleyrand, den Ludwig Philipp als ſeinen Geſandten nach London ſchickte. Hier wurde am 4. November ein Miniſtercongreß eröffnet, der die belgiſche Sache in die Hand nahm und dieſelbe auch glücklich erledigte, obwohl mit vieler Mühe und nicht ohne ſich ſelbſt durch die große Menge und den ſich widerſprechenden Inhalt ſeiner Protokolle in übeln Ruf zu bringen. Neben Talleyrand ſaßen in dieſem Congreſſe von Seite Englands Lord Aberdeen, von Seite Oeſterreichs Fürſt Eſterhazy, Preußens: Herr von Bülow und Rußlands: Graf Matußzewitſch. Vor allen Dingen verpflichtete der Congreß gleich in ſeinem erſten Protokoll vom 4. November die Belgier und Holländer zu einem Waffenſtillſtande, der inzwiſchen den belgiſchen General Daine nicht abhielt, die Feſtung Vanloo zu überrumpeln und die holländiſche Beſatzung gefangen zu nehmen (11. November).

Am 10. wurde der belgiſche National-Congreß in Brüſſel eröffnet und zwar durch de Potter, weil dieſer Präſident der noch beſtehenden proviſoriſchen Regierung war. Der Congreß bezeugte ihm ſeine Mißachtung dadurch, daß er ihm eine feierliche Begrüßung verweigerte und ihm nur zwei Deputirte entgegenſchickte. Nachdem er die Eröffnungsrede gehalten, war er abgethan und wurde von der Volksgunſt gänzlich verlaſſen. Präſident des Con-

greſſes wurde Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbeſitzer und ſehr gemäßigter Mann. Die Mehrheit ſtimmte mit ihm darüber ein, daß der Nationalcongreß fortan möglichſt Hand in Hand mit dem Londoner Miniſtercongreß gehen müſſe. Die republikaniſche Partei kam gar nicht auf und die franzöſiſche vertheidigte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich nur noch, um der franzöſiſchen Stimme in London Nachdruck zu geben, denn man wußte wohl, Ludwig Philipp werde für ſich nicht annehmen und ſich darauf beſchränken, Belgien von Holland unabhängig zu erhalten. Von London aus wurde den Belgiern angedeutet, ja das Großherzogthum Luxemburg delicat zu behandeln, weil dieſer Theil der Niederlande allein zum deutſchen Bunde gehöre und es für ſie nicht rathſam ſey, den deutſchen Bund gegen ſich aufzubringen. In allen dieſen Beziehungen wurde der talentvolle junge Nothomb als glänzender Redner im Congreß der Vermittler zwiſchen London und Brüſſel. Der Brüſſeler Congreß beſchloß am 18. November, Belgien ſey unabhängig unter Vorbehalt der „Beziehungen Luxemburgs zum deutſchen Bunde"; am 23., Belgien müſſe eine Monarchie bleiben; am 24., das Haus Naſſau-Oranien ſey vom belgiſchen Throne ausgeſchloſſen; am 15. Dezember genehmigte er das Zweikammerſyſtem; am 16. den von London vorgeſchriebenen Waffenſtillſtand. Nachdem ſich nun der Congreß ſo gefügig gezeigt hatte, erkannten die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 20. Dezember Belgiens Unabhängigkeit an. Das war nur die natürliche Folge der vorangegangenen Anerkennung Ludwig Philipps.

Beide Thatſachen, die Anerkennung Ludwig Philipps und Belgiens durch die Großmächte, bewieſen der Welt, daß von nun an das Intereſſe des Augenblicks über die Grundſätze, auf denen der Rechtsbeſtand der Staaten ruhte, vorwalten ſollte. Die unbeſtrittenen Rechte der älteren Linie Bourbon und des Hauſes Naſſau-Oranien wurden von denen, die ſeither das Schiedsrichteramt in Europa verſahen und die auf den vorhergegangenen europäiſchen Congreſſen das Recht der Legitimität zum unantaſtbaren rocher de bronze erklärt hatten, auf einmal

aufgeopfert, und dem, was ſie als Unrecht, als offene Rebellion grundſätzlich verdammten, factiſch nachgegeben. Dieſe Conceſſion, von den ſ. g. drei nordiſchen oder abſolutiſtiſchen Mächten, Rußland, Oeſterreich und Preußen, den beiden conſtitutionellen Weſtmächten zugeſtanden, war nicht ein gewöhnliches Arrangement unter den Garanten des europäiſchen Gleichgewichts, ſondern eine Deſection im legitimen Lager, ein Sieg des revolutionären Princips über das conſervative von unberechenbaren Folgen.

Da der ſchwergekränkte König Wilhelm das Unrecht, das man ihm anthat, nicht anerkennen wollte und, zum Angriff zu ſchwach, wenigſtens nichts mehr von dem, was er noch hatte, fahren laſſen wollte, und namentlich das zu Belgien gehörende Antwerpen und die Schelde-Schiffahrt nicht frei gab, ſo dauerten trotz der Protokolle die Feindſeligkeiten fort, und namentlich bei Maeſtricht fielen am Ende des Dezember mehrere Gefechte vor, in denen die Belgier vom General Mellinet, einem Franzoſen, befehligt waren. Auch hielten die Belgier das Großherzogthum Luxemburg beſetzt, mit Ausnahme der Stadt Luxemburg, die als deutſche Bundesfeſtung eine preußiſche Garniſon hatte. Die Belgier hofften, dieſe wichtige Provinz behalten zu dürfen. Zunächſt aber galt ſie ihnen als Pfand. Neue Protokolle aus London beſtimmten für Holland die Grenzen, die es 1790 beſeſſen hatte, gaben ihm aber Luxemburg dazu und verpflichteten Belgien, einen Theil der holländiſchen Staatsſchuld zu übernehmen (20. und 27. Januar 1831). Damit erklärte ſich König Wilhelm zufrieden, aber der Brüſſeler Nationalcongreß proteſtirte dagegen am 1. Februar und wollte Luxemburg nicht herausgeben, weshalb nun Holland auch Antwerpen nicht herausgab. Der Verſuch einer Contrerevolution, den Gregoire in Gent machte, wurde am 3. Februar unterdrückt. An demſelben Tage ſprengte ſich der junge holländiſche Lieutenant van Speyk auf der Schelde bei Antwerpen mit ſeinem Kanonenboote heldenmüthig in die Luft, weil es zufällig den Belgiern ſo nahe gekommen war, daß er es nicht mehr retten konnte.

Der belgiſche Congreß votirte am 7. Februar die neue Repräſentativverfaſſung mit einem Könige und zwei Kammern; ungleich ſchwerer war die Wahl des Königs, aber faſt noch dringender. Ein vom Miniſtercongreß in London anerkannter König gab dem Lande ohne Zweifel die beſte Bürgſchaft der Ruhe im Innern und der Sicherheit nach außen. Aber die Wahl war heikel, weil ſich zu viele Intereſſen entgegentraten. Die Belgier ſelbſt wünſchten den Herzog von Leuchtenberg, einen Franzoſen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgeſtellt. Das war aber nur eine Demonſtration. Ludwig Philipp wußte wohl, daß er ſich in einen ungleichen Krieg mit allen europäiſchen Mächten verwickeln würde, wenn er ſeinem Sohne Belgien geben wollte. Er hatte ſich auch ſchon zur Nichtannahme verpflichtet; allein der belgiſche Congreß wählte am 3. Febr. den jungen Nemours dennoch zum Könige, nur damit Ludwig Philipp Gelegenheit bekam, vor ganz Europa ſeine Großmuthsrolle zu ſpielen. Als eine feierliche Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgiſche Krone für ſeinen Sohn ab, tröſtete aber die Belgier, er werde ſie gegen jeden Feind vertheidigen. Bei dieſem Mißlingen der Königswahl wagte de Potter in Brüſſel, an der Spitze eines republikaniſchen Clubs, noch einmal ſich zu rühren, wurde aber mit Vorwürfen und Beſchimpfungen bedeckt und gezwungen, nach Paris zu flüchten. Auch den Stelzfuß verfolgte jetzt derſelbe Pöbel, der ihn früher vergöttert hatte.

Am 24. Februar wurde Surlet de Chokier zum Regenten Belgiens erwählt, bis eine neue Königswahl vollendet ſeyn würde. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachſen-Coburg zu wählen, den Wittwer der engliſchen Prinzeſſin Charlotte, einen in England ſehr angeſehenen Prinzen voll Verſtand und Mäßigung. Allein er war Proteſtant und ſchien nur einen engliſchen Statthalter, wo nicht gar einen Vertreter der

nordiſchen Mächte in Belgien vorſtellen zu ſollen. Man hörte im belgiſchen Congreſſe ſehr leidenſchaftliche Reden. Als die Londoner Conferenz in einem Protokoll vom 17. April den Belgiern zumuthete, die im Jahr 1815 als Schutzwehr gegen Frankreich auf Koſten der Alliirten erbauten Feſtungen zu ſchleifen, brach großer Unmuth aus. Mit Recht bemerkte Raubaux, dieſe Feſtungen ſeyen von dem Augenblicke an, in welchem Belgien unabhängig geworden, nicht mehr ein Damm gegen, ſondern für Frankreich und indem Ludwig Philipp zur Schleifung der Feſtungen ſeine Zuſtimmung gebe, opfre derſelbe nicht nur das Intereſſe Belgiens, ſondern auch Frankreichs auf und verrathe die Sache der Freiheit an die h. Allianz. In dieſer Zwiſchenzeit wurde wieder viel und eifrig für den Prinzen von Oranien gewirkt. Da derſelbe nämlich in London gegen Leopolds hier übermächtigen Einfluß nichts hatte ausrichten können, kam er am 21. März nach Holland zurück und ließ ſeine Anhänger in Belgien die äußerſten Anſtrengungen machen, um zum König ausgerufen zu werden. Die ihm ergebenen belgiſchen Generale Nypels und Vanderſmiſſen ſuchten die belgiſche Armee, die vor Antwerpen lag, zu verführen, ſcheiterten aber an der Entſchloſſenheit des Oberſten Goitin. Anderweitige kleine Demonſtrationen zu Gunſten des Prinzen von Oranien endeten noch kläglicher. Da ſich aber unter den Belgiern eben ſo wenig Sympathieen für den Prinzen Leopold zu erkennen gaben, deutete man von London dem Brüſſeler Congreſſe an, wenn er nicht einen König wähle, der in London genehm wäre, ſo dürfe er auch nicht darauf rechnen, daß die Conferenz fernerhin die belgiſchen Intereſſen fördern werde. Dadurch wurde nun der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König der Belgier zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen. Dieſer Wahl folgte ein Londoner Protokoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel feſtgeſetzt waren, welche Belgien auf Koſten Hollands begünſtigten. Sie abſtrahirten nämlich von einer Theilung der holländiſchen Schuld, ſie ſprachen Holland Maeſtricht ab, forderten die Räumung Antwerpens ſeitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg.

Leopold hatte die belgiſche Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter ſo günſtigen Bedingungen, die er den Belgiern gleichſam als Gaſtgeſchenk mitbrachte. Aber König Wilhelm und die Generalſtaaten im Haag proteſtirten energiſch gegen dieſe 18 Artikel und als ihre Proteſtation in London ankam, erklärten der ruſſiſche, öſterreichiſche und preußiſche Miniſter, unter dieſen Umſtänden müßten ſie einſtweilen Leopolds Anerkennung aufſchieben. Gleichwohl begab ſich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgiſche Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Feſtlande, landete zu Oſtende, wurde überall unterwegs mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. ſeinen feierlichen Einzug in Brüſſel. Der Regent empfing ihn an der Spitze des Congreſſes und der König beſchwor die neugemachte Verfaſſung. Einige Deputirte von der Oppoſition affectirten bei dieſer Feierlichkeit einen groben Cynismus, allein die ungeheure Mehrheit im Congreſſe und Volke war dem Prinzen aufrichtig ergeben, weil von ihm allein die Unabhängigkeit und der Friede des Landes erhalten werden konnte.

Der König blieb bis zum 28. in Brüſſel und unternahm dann eine Rundreiſe durch das Land, um überall perſönlich die Herzen zu gewinnen. Alle Städte bereiteten ihm Freudenfeſte und es ſchien, als ob das ganze Land eine große Hochzeit feiere. Aber mitten unter den Feſten in Lüttich, am 1. Auguſt, ſchreckte den König und die froh bewegte Volksmaſſe wie ein Donnerſchlag die Nachricht, eine zahlreiche holländiſche Armee ſey in die Grenzen eingebrochen. Der König Wilhelm hatte wirklich dem Treiben in London und Brüſſel grollend zugeſehen, unvermerkt ſeine Armee verſtärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenſtillſtand aufgekündigt und ſeine Truppen in Belgien einrücken laſſen. Die Belgier waren auf nichts weniger gefaßt und um ſo entſetzlicher überraſcht, als ſich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zuſtande befand. Das Volk hatte in Brüſſel unter dem Schutze der Häuſer und Barrikaden ſiegen, die kleinen holländiſchen Be-

ſatzungen in den Feſtungen hatten durch den Abfall der belgiſchen Truppen entwaffnet werden können. Aber nicht die bebandirte belgiſche Armee und noch viel weniger die Blouſen waren im Stande, im offenen Felde einem energiſchen Angriffe disciplinirter Truppen zu widerſtehen, und die Regentſchaft hatte das Heerweſen verſäumt, in der ſichern Erwartung, die Großmächte würden den Waffenſtillſtand nicht brechen laſſen, weshalb die Sorge für das Heer dem künftigen Könige vorbehalten bleiben könne. An der Spitze des holländiſchen Heeres befand ſich der Prinz von Oranien, welcher jedoch ausdrücklich erklärte, er komme nicht, um Belgien wiederzuerobern, ſondern nur, um andere Bedingungen für Holland zu erkämpfen, als in den 18 Artikeln enthalten ſeyen.

Der Prinz von Oranien rückte mit der Hauptarmee gegen Lüttich, er ſtieß am 3. Auguſt zuerſt auf den belgiſchen General Niellon, den er bei Turnhout über den Haufen warf, und am 8. auf den die größere Hälfte der belgiſchen Armee commandirenden General Daine, den er bei Haſſelt in die Flanke nahm und gleichfalls ſchlug. Ein kleinerer Theil der holländiſchen Armee wandte ſich nach Antwerpen, verſtärkte den General Chaſſé, beſetzte den Capitalendamm, durchſtach ihn, überſchwemmte dadurch einen ſchönen Theil von Flandern und drängte die damals vom General Tiecke hier befehligten Belgier zurück. König Leopold hatte Lüttich augenblicklich verlaſſen und ſich in Tieckes Lager begeben, weil ihm am meiſten an Antwerpen lag. Da ſich inzwiſchen Chaſſé durch den franzöſiſchen General Beliard und durch den engliſchen Lord Abercromby, die zu dieſem Zwecke eigens an ihn abgeſchickt wurden, für die Schonung der Stadt hatte verantwortlich machen laſſen, war Leopold auf dieſer Seite beruhigt und zog mit den Truppen Tieckes dem General Daine zu Hülfe. Aber ſchon war Daine geſchlagen und Herzog Bernhard von Weimar, den König Wilhelm zu ſeinem Statthalter in Luxemburg beſtimmt hatte, warf ſich von Namur aus zwiſchen Brüſſel und Löwen, und ſchnitt den neuen König Belgiens von ſeiner Hauptſtadt ab, während gegen dieſen ſelbſt ſein erbittertſter Gegner, der Prinz von Oranien, mit über-

legenen Streitkräften heranrückte. Bei Tirlemont ſtießen beide Nebenbuhler um die belgiſche Krone auf einander, am 11. Auguſt. Der linke Flügel der Belgier unter Niellon war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blouſenmänner unter General Köckelberg verſtärkt worden, dieſe Helden liefen aber beim erſten kräftigen Angriff der Holländer davon. Die meiſten warfen die Waffen weg. Viele Flüchtige legten auch die Uniformen und ſchnitten ſich die Schnurrbärte ab, um als Civiliſten zu entkommen. Ihre Angſt war zum Theil dadurch motivirt, daß man ausgeſprengt hatte, man habe keine wirklichen Holländer, ſondern in holländiſche Uniformen verkleidete Preußen vor ſich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch dieſe Erklärung kann die Schmach nicht entſchuldigen, mit der ſich „die glorreiche Nationalblouſe“ bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohlverdiente Beſchämung der vorherigen Prahlerei. Nur einige Compagnien der Brüſſeler Nationalgarde hielten Stand, waren aber zu ſchwach, dem Sturme der Holländer zu widerſtehen, die in der Verfolgung Köckelbergs zwiſchen Niellon und Clumpp, welcher den rechten belgiſchen Flügel befehligte, eindrangen und nun auch dieſe ſchlugen. Die ganze Maſſe der Flüchtigen warf ſich in die Stadt Löwen. Der Deputirte Gendebien ritt durch die Straßen und forderte dringend zum Bau von Barrikaden auf. Mittelſt ſolcher und der vielen tauſend Bewaffneten, die hier beiſammen waren, hätte ſich die Stadt allerdings, wenigſtens ſo gut wie früher Brüſſel, halten können; aber ein paniſcher Schrecken hatte alles verwirrt. Der beſchämte und erzürnte König wollte an der Spitze der Reiterei einen Ausfall machen, gab aber beſonneneren Vorſtellungen Gehör und floh nach Mecheln, ehe ihn die Holländer abſchneiden konnten. Wirklich warfen die Holländer ſchon Kugeln in die Stadt und umringten ſie von drei Seiten. Sie kapitulirte.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien ſeinen Sieg weiter verfolgen und nach Brüſſel ziehen wollte, empfing er die Nachricht, ein franzöſiſches Heer, welches ſchon ſeit einiger Zeit an die Grenzen herangezogen worden war, ſey in

Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, ſeinen überwiegenden Einfluß auf die Schickſale Belgiens durch einen Handſtreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, raſch zu ſeyn, wartete er die Zuſtimmung der Londoner Conferenz nicht ab, ſondern befahl den Einmarſch ſeiner Truppen. Talleyrand, Ludwig Philipps Geſandter in London, übte damals eine ſeiner vielen Taſchenſpielerkünſte, indem er bei der erſten Nachricht von der Kühnheit der Holländer das engliſche Miniſterium bewog, eine Note zu unterzeichnen, die dem König der Franzoſen erlaubte, gegen die Holländer in Belgien einzuſchreiten. Allein die Franzoſen ſtanden ſchon in Belgien, bevor dieſe Note in Paris anlangte. Das franzöſiſche Heer beſtand aus 50,000 Mann und war vom Marſchall Gérard befehligt, auch von den beiden älteſten Söhnen des Königs begleitet, zum Beweiſe, daß Ludwig Philipp das Verfahren des Königs von Holland als perſönliche Beleidigung aufnehme. Die belgiſchen Feſtungen: Ath, Mons, Charleroi, Namur öffneten den Franzoſen die Thore. Auch eine engliſche Flotte unter Codrington fuhr nach der Schelde und die franzöſiſch-engliſchen Unterhändler Beliard und Adair begaben ſich ins holländiſche Lager. Der Prinz von Oranien wollte es auf einen Kampf nicht ankommen laſſen und nahm bereits am 12. Aug. einen Waffenſtillſtand an. Die Holländer zogen ſich zurück, das franzöſiſche Heer und die engliſche Flotte ebenfalls, und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günſtigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Wenn man damals vermuthete, die Conferenz habe den König Leopold abſichtlich in dieſe Lage gerathen laſſen, um ihm die früher gemachten Verſprechungen nicht halten zu dürfen, ſo ging dieſer Argwohn zu weit. England und Frankreich gaben dem König von Holland auf Koſten Belgiens nur deshalb wieder nach, weil ſie nur auf dieſe Weiſe die drei nordiſchen Mächte befriedigen konnten. Oeſterreich und Preußen ſahen dem Siege des revolutionären Princips in Belgien wie in Frankreich nur ungern zu und ſetzten da-

mals den deutschen Bund in Bewegung, der in einem Protokolle vom 11. August dem Commandanten der Bundesfestung Luxemburg befahl, die belgischen Behörden im Großherzogthume nicht anzuerkennen. Das Hauptgewicht der Entscheidung aber lag wie immer in Rußland, denn die deutschen Mächte Folge zu leisten schon gewohnt waren. Nun war damals Kaiser Nicolaus eben im Begriffe, mit überlegenen Streitkräften die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Der Fall Warschaus war jeden Tag zu gewärtigen, Preußen stand ganz auf Seite Rußlands, und in kurzem konnten preußische und russische Heere nöthigenfalls die Holländer unterstützen. Um nun einen großen europäischen Krieg zu vermeiden, zogen es die Westmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten besseren Bedingungen zu gewähren; König Leopold war ja doch zu schwach, als daß er sich nicht alles hätte gefallen lassen müssen. Auf der andern Seite wollte auch Kaiser Nicolaus nicht weiter gehen und gab seine ursprüngliche Absicht, den König von Holland in seinem Rechte auf Belgien zu schützen, unter der Bedingung auf, daß die Westmächte ihm gestatteten, mit Polen zu verfahren, wie er wollte, ja selbst die europäischen Verträge zu brechen, die dem Königreiche Polen seine nationale Selbständigkeit und Verfassung garantirt hatten.

Am 8. September kapitulirte Warschau und am 15. October änderte die Londoner Conferenz in einem neuen Protokolle die bekannten 18 Artikel in 24 andere ab, welche Holland günstig waren. Und zwar sollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländischen Staatsschuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann sich denken, wie unzufrieden die Belgier mit dieser Umänderung waren, und doch besaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweisen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich sie nur ihm günstig waren. Nach dem Falle von Warschau scheint er gehofft zu haben, mit Hülfe der nordischen Mächte am Ende doch noch ganz Belgien wieder zu gewinnen, weshalb er den Ausgang verzögerte. Die Conferenz sprach nun aber

am 15. November definitiv die Anerkennung des Königreichs Belgien aus und drohte Holland, wenn es die 24 Artikel nicht annehme. Nur Rußland nahm in dieſer Sache eine Sonderſtellung und hielt ſeine Anerkennung Belgiens auf ſo lange zurück, als der König von Holland nicht zugeſtimmt haben würde. Aber gerade erſt auf dieſen mächtigen Schutz Rußlands ſich ſtützend, erklärte König Wilhelm am 13. Dezember, er proteſtire feierlich gegen das Protokoll vom 15. November. Zu einer Feindſeligkeit kam es zunächſt nicht mehr, deſto thätiger war die Diplomatie. Graf Orlow kam aus Petersburg nach London, Pozzo di Borgo von Paris, Lord Durham von London nach Petersburg. Man glich vollends die belgiſche mit der polniſchen Sache aus. Der Abſchluß wurde dadurch verzögert, daß die Tories in London den Verſuch machten, das damalige Whigminiſterium Grey zu ſtürzen und den Herzog von Wellington wieder an die Spitze der Geſchäfte zu bringen. Wäre dieß gelungen, ſo hätte ſich England mehr von Frankreich ab und Rußland zugewendet. Dann würde Ludwig Philipp iſolirt und Belgien wahrſcheinlich wieder mit Holland vereinigt worden ſeyn. Das Zünglein der europäiſchen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Preſſe in England zeigten ſich ſo entſchieden für die drei Farben in Paris und Brüſſel, daß die Lords eine Aenderung des Miniſteriums nicht wagten. In Folge deſſen ratificirte nun auch Kaiſer Nicolaus endlich am 4. Mai 1832 das Protokoll vom 15. November und überließ Holland ſeinem Schickſale, wofür ihm als Gegengunſt die Vernichtung aller polniſchen Freiheiten geſtattet wurde.

Aber die Holländer trotzten immer noch. Sie überfielen im Frühjahre Thorntorn, den belgiſchen Gouverneur von Luxemburg, einen ganz achtbaren Mann, hinterrücks auf einer Geſchäftsreiſe und ſchleppten ihn unter Mißhandlungen gefangen fort, angeblich als Repreſſalie für die Gefangennehmung eines holländiſchen Freiſchärlers in Belgien, eines gewiſſen Torago, der ſich wie ein Räuber aufgeführt hatte.

Die großen Mächte waren nun aber in der belgiſchen Frage

einig, und vierzehn Tage nach der ruſſiſchen Ratification des Londoner Protokolls kam König Leopold mit Ludwig Philipp zu Compiegne zuſammen und warb um deſſen älteſte Tochter Louiſe, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. Auguſt, ebenfalls zu Compiegne, aber nicht in der Kathedrale, ſondern in der kleinen Schloßkapelle; denn weil Leopold Proteſtant war, gaben die Biſchöfe ihre Kirchen zum Ceremoniell der Vermählung nicht her. Namentlich hatte der Erzbiſchof von Paris die Kathedrale der Hauptſtadt für die Trauung verweigert. Die katholiſche Partei in Belgien ſelbſt beruhigte König Leopold durch die Erklärung, ſeine Kinder ſollten katholiſch erzogen werden.

Da die Großmächte einig waren, wurde man auch mit Holland fertig. Die Londoner Conferenz kündigte dem König Wilhelm Zwangsmaßregeln an, wenn er nicht nachgebe. Die Engländer legten Embargo auf die holländiſchen Schiffe und ein franzöſiſches Heer ſetzte ſich abermals in Bewegung, um die Holländer aus Antwerpen zu vertreiben. Von den Großmächten zeigte nur Preußen wegen dieſer Maßregeln einige Sorge und ließ durch den General von Borſtell in den Rheinprovinzen Rüſtungen vornehmen, um nur für alle Fälle die Grenze zu ſchützen und im Intereſſe Rußlands darüber zu wachen, daß Frankreich einen neuen Sieg nicht mißbrauche. Da der König von Holland aufs hartnäckigſte erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, ſo begann am 6. November eine engliſche Flotte unter Admiral Malkolm die holländiſchen Küſten zu blokiren, und überſchritt abermals ein franzöſiſches Heer unter Marſchall Gérard am 14. die belgiſche Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich ſonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt ſich paſſiv, griff die Franzoſen nicht an und befahl nur dem General Chaſſé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andererſeits machten auch die Franzoſen keinen anderweitigen Angriff auf Holland, ſondern beſchränkten ſich auf die Belagerung Antwerpens, die ſie auch gleichſam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle

jungen Eleven des Genie-Corps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunſt und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. General Haro, der unter Gérard die Belagerung leitete, hätte mit der Citadelle viel ſchneller fertig werden können, zog aber ein langſames Verfahren vor, um jenen Eleven die gehörige Zeit zum Studium zu laſſen. Auch durfte niemand ſagen, es ſey Krieg. Die Belagerung hieß nur eine „Maßregel," und ſelbſt die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, ſondern hießen nur: „in Folge der zur Herſtellung des Tractats vom 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Feſtgenommene." Die Todten aber, welche dieſer Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chaſſé wehrte ſich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis ſeine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23. Dezember. Dem angenommenen Syſteme getreu, weigerte ſich aber König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen und die in die Capitulation eingeſchloſſenen, aber noch nicht übergebenen Forts Lillo und Liefkenshoek auszuliefern. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweiſen, daß er gezwungen werde, ſeinen Rechten zu entſagen, und daß es nicht Charakterſchwäche ſey, wenn er endlich das Unabänderliche geſchehen laſſe. Durch den Embargo und die Blokade beläſtigt, mußte König Wilhelm wirklich dem Wunſche des Handelſtandes nachgeben und ſich den engliſch-franzöſiſchen Forderungen fügen. Am 21. Mai kam ein Präliminar-Vertrag zu Stande, durch welchen der Embargo aufgehoben, jede weitere Feindſeligkeit eingeſtellt, die Grenze, nachdem Antwerpen mit Belgien vereinigt war und auch die oben genannten beiden Forts, welche die Schelde beherrſchten, an Belgien ausgeliefert worden waren, einſtweilen belaſſen, gegenſeitige Auslieferung der Gefangenen verfügt und alles Uebrige einem erſt künftig abzuſchließenden Definitiv-Vertrage vorbehalten wurde. Dieſer Definitiv-Vertrag ließ aber noch bis zum 22. Januar 1839 auf ſich warten, denn erſt damals bequemte ſich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte seit dem Jahr 1833 Ruhe und entließ einen großen Theil seines Heeres. Die gemeinsame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke rascher verbunden, als die Gegner gewünscht hatten. Mit großer Einsicht richtete er nunmehr seine Aufmerksamkeit auf den durch die Revolution materiell zerrütteten Zustand Belgiens, wobei ihn besonders sein Minister Rothomb unterstützte. Die Regierung begann die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eisenbahnen zu verbinden und durch diese Erleichterung des Verkehrs die belgische Industrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwischen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die beiden Parteien, deren Vereinigung das holländische Regiment gestürzt hatte, trennten sich nach dem Siege. In der klerikalen Partei fand damals der französische Priester Lamennais vielen Anhang, sofern er die frühere enge Verbindung der Priesterpartei mit den belgischen Liberalen auf das ganze Gebiet der römischen Kirche ausdehnen, das Papstthum democratisiren, die Hierarchie auf der Seite des Volkes zum Kampf gegen die Throne führen wollte. Allein diese exaltirte Partei blieb in Belgien, wie überall, in der Minderheit, zumal auch der Papst sie verdammte. Die ganze klerikale Partei fand indeß von nun an einen mächtigen und systematisch operirenden Gegner im Freimaurer-Orden. Als der Episcopat im Jahre 1837 den Freimaurern die Absolution verweigerte, erregte diese Maßregel große Unzufriedenheit und nützte dem Orden mehr, als sie ihm schadete; denn gleich nach jenem Erlasse trat ein General-Adjutant des Königs mit Ostentation in den Orden ein, und man erfuhr, der König selbst gehöre dem Orden an. Eine kleine Partei in Belgien, um den edlen Willems geschaart, fuhr fort, für das Recht und die Ehre der vlämischen Sprache zu wirken und geistigen Verkehr mit Deutschland einzuleiten, aber sie blieben zurückgesetzt. Die Strömung des Geistes in Belgien blieb eine französische.

Elftes Buch.

Die polniſche Revolution.

Auf dem weiten ruſſiſchen Gebiete herrſchte im Jahr 1830 tiefer Frieden, nur im Kaukaſus hörte der Grenzkrieg mit den Tſcherkeſſen nicht auf. Am 15. Juni erlebte die Stadt Sebaſtopol in der Krim einen furchtbaren Aufruhr, in welchem der General Stollypin und mehrere andere hohe Beamte ermordet wurden, weil ſie im Hafen eine pedantiſche und höchſt läſtige Quarantaine gegen die Peſt aufrecht erhielten, während die noch auf türkiſchem Boden ſtationirten ruſſiſchen Truppen ungehindert von dort die Peſt einſchleppten. Zu dieſer gemeinen orientaliſchen Peſt, die von Süden kam, geſellte ſich in demſelben Jahre noch die von Oſten aus China eingeſchleppte Cholera, welche furchtbare Verheerungen auf ruſſiſchem Boden anrichtete. Kaiſer Nicolaus begab ſich ſelbſt nach Moskau, um durch ſeine Anweſenheit das erſchreckte und aufgeregte Volk zu beruhigen. Man rühmt, wie unerſchrocken er in alle Spitäler gegangen ſey.

Auch in Polen herrſchte die tiefſte Ruhe. Im vorigen Jahre

(1829) war Kaiſer Nicolaus nach Warſchau gekommen, um ſich daſelbſt feierlich zum König von Polen krönen zu laſſen. Im laufenden Jahre war der Reichstag beiſammen, aber nur, um 6 Mill. Gulden zu einem Denkmal für den Kaiſer Alexander zu bewilligen. Das Königreich hatte ſeine ſcheinbare Unabhängigkeit behalten, allein die ruſſiſche Regierung hatte es mit Einhaltung der Verfaſſungsparagraphen keineswegs genau genommen. Und wie konnte es anders ſeyn? Das Königreich Polen und ſeine Verfaſſung war, wie faſt alles, was am Wiener Congreß geſchaffen worden iſt, eine Unnatur. Es verdiente den Namen Polen kaum, weil es nur noch einen kleinen Reſt des alten polniſchen Reichs enthielt, und eben ſo wenig den Namen Königreich, denn es war doch nur eine ruſſiſche Statthalterſchaft. Indem man ihm im Namen Polen nur den Schein der Unabhängigkeit ließ, provocirte man dadurch nur ein unfruchtbares Gelüſte nach Wiederherſtellung von ganz Polen und voller nationaler Unabhängigkeit. Die Verfaſſung aber, welche Kaiſer Alexander der franzöſiſchen Charte nachgebildet hatte (jedoch mit Ausnahme der Geſchwornengerichte), paßte nicht einmal für die Polen ſelbſt, geſchweige für den ſelbſtherrſchenden Kaiſer. Es gab in Polen nur einen bis zum Uebermuth ſtolzen und immer uneinigen Adel neben ſehr tief ſtehenden leibeigenen Bauern; dazwiſchen befand ſich kein achtbarer Bürgerſtand, ſondern nur ein Geſchmeiß von ſchmutzigen Juden, das dem Adel das Schuldenmachen und die Lüderlichkeit, dem Bauer das Branntweintrinken erleichterte, für beide nur ein freſſender Krebsſchaden. Für ſolche Zuſtände paßt keine Conſtitution, die ein bürgerliches Rechtsvolk vorausſetzt. Aber der ruſſiſche Kaiſer hätte ſich, auch wenn das Volk beſſer zu einer Conſtitution getaugt hätte, an ſie nicht binden können. Die abſolute Gewalt iſt für ihn unerläßlich, er kann ſie ſich auch theilweiſe nicht abdingen laſſen, noch weniger die ihm gehorſamen Provinzen anſtecken laſſen durch die conſtitutionelle Berechtigung einer andern Provinz zum Ungehorſam.

Die polniſche Verfaſſung konnte daher nicht eingehalten werden. Ihr zum Trotze mußten ruſſiſche Truppen in Polen verpflegt

werden, richteten und ſtraften Militärcommiſſionen, waren die Sitzungen des Reichstags nicht öffentlich, war dem Reichstag jede Cognition eines Budgets entzogen, waren viele Ruſſen in Polen angeſtellt, war die geſetzliche Preßfreiheit eine Illuſion, und wurde noch insbeſondere vom Statthalter des Königreichs, dem Großfürſten Conſtantin, jede perſönliche Willkür geübt. Der Großfürſt, ſchon durch ſeine mongoliſche Phyſiognomie auffallend verſchieden von ſeinem ſchönen Bruder Nicolaus, hatte auch ſcythiſche Launen und genirte ſich nicht, vornehme Polen und ſelbſt Offiziere körperlich zu mißhandeln. Im Jahre 1825 ließ er den edlen Landboten Niemojowsky durch Gensdarmen aus dem Reichstage hinauswerfen und gefeſſelt auf ſeine Güter abführen, wo er verbannt blieb. Vor allem aber machte er ſich bei der militäriſchen Jugend verhaßt durch die Strenge, womit er den ruſſiſchen Gamaſchendienſt auch in Polen durchführte. Kaiſer Nicolaus ſelbſt, der auch die Civilverwaltung auf militäriſchen Fuß ſetzte, liebte rings um ſich Dreſſur und den pünktlichſten Gehorſam. In Rußland war es die höchſte Aufgabe für das Kriegsminiſterium, aus den Soldaten Maſchinen zu machen, die ſich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern geſetzt werden durfte und daß man dieſe Gradlinigkeit der Front ſogar von den Hufen der Pferde erſtrebte. Es ſchien, als ob die ganze Armee nur für die Parade geſchaffen ſey. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier ſeiner Obern um die nöthige Pflege betrogen, ſo daß er halb verhungerte. Kein Negerſklave war ſo hart gehalten. Der Sklavenſinn des Gemeinen wurde auch den Offizieren zugemuthet. In der ruſſiſchen Armee durfte der höhere Offizier ohne Anſtand den niedern prügeln. Vom germaniſchen und romaniſchen Ehrgefühl war da keine Spur. Der polniſche Adel aber, der dieſes Gefühl des gebildeten Weſtens theilt, konnte ſich in die mongoliſche Barbarei nicht finden. Schon 1819 tödteten ſich mehrere edle Polen, weil ſie von hoher ruſſiſcher Hand mißhandelt worden waren, ohne eine Genugthuung finden zu können.

Dem Civilſtande war in Polen die ruſſiſche Polizei und Spionage am läſtigſten. Dem heißblütigen, aber harmloſen, munteren und redſeligen Polen konnte nichts widerwärtiger ſeyn, als die ruſſiſche Maulſperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert und wegen eines ſolchen Wortes plötzlich in den Kerker oder nach Sibirien geſchleppt zu werden, ein Verfahren, welches ſich die ruſſiſche Polizei in Warſchau ſehr angelegen ſeyn ließ. Der polniſche Adel hatte ſich von jeher in einer anarchiſchen Freiheit gefallen, jetzt war er gebeugt unter das ruſſiſche Syſtem. In Rußland regiert die Furcht allein. Sich fürchten müſſen, iſt die erſte Unterthanenpflicht. Gerade das, was den Polen am unleidlichſten war. Daher die reiche Ernte der ruſſiſchen Polizei. Rozniecki, Chef der Polizei unter der Oberleitung des ruſſiſchen Staatsrath Nowoſilzow, der eigentlich für Conſtantin regierte, wurde der ſchändlichſten Argliſt, womit er die unvorſichtigen Polen und Polinnen einfing, und einer qualvollen Behandlung derſelben beſchuldigt.

Ein nicht geringer Uebelſtand für Polen war ferner die Grenzſperre. Schon Kaiſer Alexander hatte ſie nach dem großen Kriege verfügt, um Rußlands Induſtrie zu heben. Dieſe Zollgrenzen aber engten am meiſten das weitvorgeſchobene Grenzland Polen ein und hemmten ſeinen Verkehr mit dem Auslande. Unter Nicolaus wurde die Abſperrung vollends auf allen geiſtigen Verkehr ausgedehnt. Die ſtrengſte Cenſur überwachte und verhinderte die Einführung von Büchern und Zeitungen. In gleichem Maaß ſteigerte ſich auch die Strenge des Paßſyſtems. Reiſen von Fremden in Rußland, wie auch Reiſen der Ruſſen und Polen ins Ausland wurden immer mehr erſchwert.

Schon im Jahre 1822 wurde eine Verſchwörung in Polen entdeckt, in der ſich eine Fernwirkung der ſpaniſchen und italieniſchen Revolution verrieth. Aber ſo geheim, wie die Verſchwörung, blieb auch der Proceß. Man hörte nur von zahlreichen Verhaftungen edler Polen. Im Jahre 1826 erfolgten einige Freilaſſungen. Zwei Jahre ſpäter verſtand ſich ein junger Gardelieutenant in

Warschau, Wysocki, mit andern jungen Leuten, sonderlich den Unterfähndrichen, um irgend eine That zu vollführen, wodurch Polen seine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiser Nicolaus nach Warschau. Bei diesem Anlasse sollte er ermordet werden, aber die Verschworenen verloren den Muth.

Erst nach der Julirevolution wurde dieser Muth wieder belebt und erst im Vertrauen auf Frankreichs Hülfe schritten die Polen zur That. Da von den Julitagen in Paris bis zum Aufstande in Warschau vier volle Monate vergingen, dürften nicht blos die genannten jungen Leute um das Geheimniß gewußt und die polnische Revolution vorbereitet haben. Kaiser Nicolaus hatte in der ersten Zeit nach den Julitagen kriegerische Entschlüsse gefaßt, große Rüstungen vorgenommen und das polnische Armeecorps, sowie in zweiter Linie das lithauische, zur Avantgarde des großen Heeres bestimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn sie sich von Frankreich aus weiter verbreitet, wenn Ludwig Philipp sie nicht gleich anfangs wieder gedämpft hätte. Die höheren russischen Offiziere sprachen ganz offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß der Versuch gemacht wurde, damals die polnische Avantgarde, deren franzosenfreundliche und russenfeindliche Stimmung man kannte, gegen das russische Centrum selbst umzukehren und den kriegslustigen Kaiser Nicolaus innerhalb seiner eigenen Grenzen aufzuhalten. Auch ohne die Absicht zu haben, den Polen wirklich zur Unabhängigkeit zu verhelfen, mußten Frankreich und England bei den Unterhandlungen einen großen Vorrang gewinnen, wenn Rußland mit sich selbst beschäftigt wurde und sein Votum an Nachdruck verlor. Inzwischen lag die Ausführung des Complotts ganz in der Hand der jungen Leute. In und zunächst um Warschau lagen an Truppen 7000 Russen und 10,000 Polen. Großfürst Constantin bewohnte, sorglos wie immer, den Palast Belvedere außerhalb der Stadt, ohne besondere Bewachung. Die Verschworenen hielten es also für leicht, ihn dort zu überfallen und dann mittelst der polnischen Regimenter die Russen über den Haufen zu werfen. Der Zustimmung des ganzen Lan-

des waren sie sicher. Ließ sich auch die lithauische Armee vom gleichen Russenhaß anstecken, so war man stark genug, den Russen zu widerstehen und das ganze alte Polen wieder herzustellen. Dieß war der Plan.

Am 29. November 1830 begaben sich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche, von Nabielak, einem Journalisten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedere, stürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vicepräsidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürsten selbst nicht finden, den ein treuer Kammerdiener rasch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, bestieg der Großfürst das Roß, versammelte seine Generale und stellte sie an die Spitze von drei russischen Cavallerieregimentern, die bereits durch Feuerlärm allarmirt worden waren, da die Empörer eine Brauerei zum Signalfeuer in Brand gesteckt hatten. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürst Ordre, sich um ihn zu schaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenlose Verwirrung. Treue Truppen wurden von verschworenen Offizieren und verschworene Truppen von treuen Offizieren gegen ihren Willen in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verschworenen selbst herrschten Furcht und Mißtrauen und mancher sah schon den Aufstand als mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verschworene unter Xaver Bronikowski frischen Muth, stürzten durch die Straßen und schrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Russen morden eure Brüder!“ Nun strömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuersten Tumulte gaben die Verschworenen den Massen die Richtung an, theils nach dem Arsenal, dessen geringe Wachmannschaft überwältigt wurde und wo sich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßtesten russischen Offiziere und Beamten zumal verhaftet wurden. Nun ließen sich auch die polnischen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus Potocki, General des gesammten polnischen Fußvolks, allen Bitten, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, widerstand, wurde er vom Pferde gerissen und ermordet.

Ebenso geschah dem Kriegminister, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Obersten Meciszewski und Saß. Der unschuldige General Nowicki wurde erschossen, weil man ihn für einen andern hielt. Während dessen machte der Großfürst auch nicht den geringsten Versuch, mit den ihm treuen Regimentern gegen das Volk zu marschiren, den Aufruhr im ersten Keime zu ersticken und die Treue der noch schwankenden polnischen Regimenter zu befestigen. Einer seiner polnischen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe sich das Gerücht verbreitet, die Russen wollten Warschau plündern und verbrennen. Um nun dieses Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, sey nichts räthlicher, als daß sich der Großfürst mit seinen Russen ganz ruhig verhalte und sogar von der Stadt entferne. Constantin ist wirklich diesem Rathe gefolgt.

Dadurch erst gewann der Aufstand freies Spiel. Da die Russen keinen Widerstand leisteten, wurde es den Verschwörern leicht, sowohl die polnischen Truppen, als auch die Reichen und Vornehmen, die sich bis jetzt aus Vorsicht sehr zurückgehalten hatten, auf ihre Seite herüberzuziehen. General Sierawski fiel zwar, als er sich an die Spitze der polnischen Truppen stellen wollte, noch in die Gewalt der Gegenpartei, und Fürst Lubecki lud die vornehmsten Polen ein, mit ihm eine Commission zu bilden, um zwischen dem Aufstand und dem Großfürsten zu vermitteln, in der geheimen Absicht, die Gewalt wieder in die Hände der Russen zu spielen. Aber das konnte den Russen nichts mehr helfen, da sie selbst nichts thaten und ruhig außerhalb der Stadt blieben. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der nichts davon wußte und auch gar nicht da war, der aber die größte Popularität genoß, weil er unter allen polnischen Generalen des großen Napoleon den meisten Kriegsruhm erworben hatte. Andrerseits versammelte Professor Lelewel, durch Patriotismus, wie durch Gelehrsamkeit gleich sehr populär, einen revolutionären Club um sich, um der vornehmen Commission des Fürsten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki zum Vorschein,

übernahm den Befehl über die polnischen Truppen und vereinigte sich mit Lubecki, die Ordnung herzustellen. Am 2. Dezember wurde eine Deputation an den Großfürsten geschickt, um mit ihm zu unterhandeln. Allein es war Lubecki nicht möglich, zwei Männer von dieser Deputation auszuschließen, weil sie schon weit mehr Macht im Volke hatten, als er, nämlich Lelewel und den stolzen Grafen Ostrowski. Neben diesen beiden Männern und Lubecki selbst befand sich als vierter bei der Deputation der Fürst Adam Czartorysky, in seiner Jugend Liebling des Kaiser Alexander, sogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürsten von Lithauen, dem daher viele die polnische Krone zudachten, sey es, wenn Polen frei würde, sey es durch die Gunst Rußlands selbst unter noch nicht vorhandenen, aber doch denkbaren Umständen. Von einer solchen Deputation, die so ganz heterogene Interessen vertrat, ließ sich erwarten, daß sie lediglich nichts ausrichten würde. Während Lubecki russisch dachte, forderte Lelewel die Einverleibung aller ehemals polnischen Provinzen in das Königreich Polen. Constantin vermochte darauf natürlich nichts zu erwidern, als daß die Herren sich desfalls an seinen Bruder wenden möchten, bei dem er übrigens für die Schuldigen Verzeihung nachsuchen werde. Da rief Ostrowski: „es gibt hier keine Schuldigen," und man ging trotzig auseinander. Constantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er sie auch mißhandelte, so hinderte das nicht, daß er eben so zärtlich für die Polen war, wie ein gemeiner Russe für seine Frau ist, wenn er sie auch prügelt. Er suchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polnischen Regimentern, sich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuschließen, unter der Bedingung daß er selbst bei seinem Rückzuge über die polnische Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte, nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warschau lieb und keinen sehnlicheren Wunsch, als in den alten Verhältnissen dahin zurückzukehren.

Andrerseits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausglei-

chung ſehr geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polniſchen Waffen zu der ungeheuren Militärmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde auch von ſehr vielen Vornehmen getheilt, aber das Unglück war nun einmal geſchehen, der Kaiſer aufs tiefſte beleidigt. Wie mochte man hoffen, dieſen ſtrengen und gewaltigen Herrſcher durch bloße Unterhandlungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen? Indem die Friedenspartei den enragirten Polen Ruhe empfahl, jeden weiteren Fortſchritt der Revolution verhinderte, den Großfürſten Conſtantin frei abziehen ließ und auch alles verſäumte, um die lithauiſche Armee ins Intereſſe zu ziehen und den Aufſtand blitzſchnell über alle altpolniſchen Provinzen zu verbreiten, vermochte ſie dadurch den Kaiſer doch nicht liebreich gegen die Polen zu ſtimmen, entriß aber den Polen alle die Vortheile, die ihnen der Augenblick darbot. Mit Recht war daher die Partei Lelewels und der erhitzten Jugend aufs äußerſte gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Anſehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, zumal da auch die Feſtungen Zamosk und Modlin ſich unter ſeinen Befehl geſtellt hatten, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürſt Lubecki und Graf Jercierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiſer zu vertragen, wurde in Warſchau eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt, mit dem Fürſten Czartoryski an der Spitze, der übrigens lediglich keine feſte Willenskraft und Energie beſaß. Am 18. Dezember trat auch der Reichstag zuſammen, in dem es bald wilde Scenen gab. Als nämlich die Patrioten dringend verlangten, man ſolle die koſtbare Zeit benützen, angriffsweiſe verfahren, nach Lithauen vordringen und die Inſurrection ſoweit als möglich ausdehnen, um die eigenen Streitkräfte und den Muth zu vermehren, die des Czaren aber zu vermindern, erklärte Chlopicki, Rußland ſey zu mächtig, der Angriff könne nicht gelingen, und dankte als Oberbefehlshaber ab. Nun wollten aber die Truppen unter keinem andern dienen und die Friedenspartei that alles, um durch ihn ein Pfand der Ruhe und der Ordnung zu behalten. Die wilden Patrioten wurden daher

überstimmt und Chlopicki übernahm wieder den Befehl, aber, um nicht ferner durch Einwendungen geärgert zu werden, als unumschränkter Dictator. Er bildete sich ein und sagte es geradezu, er bewahre das Königreich Polen einstweilen nur für seinen rechtmäßigen constitutionellen König, den Kaiser von Rußland. Diese Fiction konnte unmöglich von allen Polen getheilt werden. Der Reichstag hatte zwei Kammern, einen Senat, dem Czartoryski, und eine Landbotenkammer, der Ostrowski vorsaß. Die letztere beschloß, unter allen Umständen die Revolution vom 29. November gut zu heißen, um zu verhindern, daß Chlopickis Unterhandlungen nicht etwa einfach zum Alten zurückführen sollten. Mit diesen Unterhandlungen stand es freilich sehr kläglich. Lubecki und Jerciersk wurden in Narva aufgehalten und nur unter der Bedingung, als treue Unterthanen des Kaisers zu kommen, nach Petersburg zugelassen, wo sie am 25. Dezember eintrafen. Der Kaiser sagte ihnen, von einer Concession könne gar nicht die Rede seyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen, und der erste Kanonenschuß, den polnische Rebellen gegen sein Heer abfeuern würden, werde Polen selbst treffen, d. h. seine bisherige Selbständigkeit und Verfassung vernichten.

In einem großen Manifeste vom 20. Dezember erklärte der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewisse Rechtmäßigkeit der polnischen Revolution erhellte, soferne die Verfassung verletzt worden sey. Und der Dictator widersetzte sich diesem Schritte nicht, in der Einbildung, dadurch seine eigene zweideutige Stellung dem Kaiser gegenüber zu entschuldigen. Noch inconsequenter aber handelte er, indem er eine allgemeine Bewaffnung des Volkes zugab, also neben den Unterhandlungen doch auch an Krieg dachte. Der Kaiser selbst ließ den Polen keine längere Wahl. Schon am 2. Januar 1831 confiscirte er alle im altpolnischen Theile Rußlands liegenden Güter des rebellischen Adels im Königreich Polen und ließ unter dem berühmten Feldherrn Diebitsch eine große Armee ausrüsten, um im Frühjahre Polen niederzuwerfen. Da seine Boten nichts ausgerichtet hatten, schrieb

Chlopicki noch einmal selber an den Kaiser, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten, und ihm persönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei seinem ersten Entscheid beharrte. Durch diese wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebtesten Anführers berauben. Chlopicki legte wirklich am 16. Jan. in Folge des kaiserlichen Briefes seine Dictatur nieder.

Mit ihm hörte das Zaudern und die Unsicherheit im polnischen Lager auf. Die Friedenspartei erkannte, sie sey schon zu sehr compromittirt und der kaiserlichen Rache verfallen, so gut wie die Enragirten. Sie schloß sich also diesen an und unter der Oberleitung von Czartorysky wurde nun rasch nachgeholt, was bisher versäumt worden war, die Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit dem Auslande und die Bewaffnung, vor allem die Vermehrung des stehenden Heeres. An Chlopickis Stelle wurde einstweilen der nicht so fähige, aber allgemein beliebte Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt. Das Nöthigste wäre gewesen, die lithauische Armee zu gewinnen, überhaupt den Aufstand in die altpolnischen Provinzen zu verbreiten und sich der diplomatischen Unterstützung von Seiten der Westmächte und wo möglich auch Oesterreichs zu versichern, in dessen Interesse es liegen mußte, Rußland durch den Abfall Polens geschwächt zu sehen. Aber in allen diesen Beziehungen geschah nichts, oder ließ man sich mit leeren Hoffnungen abspeisen. Die bisherige Friedenspartei verhinderte immer noch, daß sich der Aufstand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem sie die trügliche Voraussetzung hegte, der Aufstand der Polen im Königreich wegen Verfassungsverletzung würde von Frankreich, welches so eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, sowie von England anerkannt werden, und die Westmächte würden, als Garanten der polnischen Verfassung, Polen gegen Rußland in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolnischen Provinzen, die Rußland schon längst einverleibt waren, gleichfalls insurgirt würden, so würde das Recht dazu überall bestritten werden müssen und das Königreich Polen würde durch ein solches Vorgehen über

seine Berechtigung hinaus den Schutz der Westmächte verwirken. Aus diesem Grunde allein wurde nun alles versäumt, was den Aufstand erst stark und überwältigend hätte machen können. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuschungen. Ludwig Philipp benutzte die polnische Insurrection und die dadurch für Rußland entstandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen. Während er die Polen mit leeren Hoffnungen tröstete, merkten sie nicht, daß sie nur der Kaufpreis waren, um den Kaiser Nicolaus die Anerkennung der Julidynastie verkaufen sollte. Auch England und Oesterreich machten keinen Ernst, die Polen zu unterstützen. Ueberall faßten die Kabinette die polnische Angelegenheit nur aus dem Gesichtspunkte auf, wie viel Gewinn es ihnen von Rußland eintragen würde, wenn sie die Polen nicht unterstützten.

Da Rußland nicht zu versöhnen war, und man damals auf diplomatische Hülfe noch große Hoffnungen setzte, faßte der polnische Reichstag kühne Entschlüsse, die namentlich durch eine russische Proklamation hervorgerufen wurden, in welcher Diebitsch den Polen nur die Wahl sklavischer Unterwerfung oder des Untergangs gestattete. Ein constitutioneller König Polens durfte allerdings seinen General keine solche Sprache führen lassen, weshalb der polnische Reichstag sich aller Verbindlichkeit gegen den Kaiser Nicolaus enthoben glaubte und denselben der polnischen Krone verlustig erklärte, am 25. Januar. Fünf Tage später wurde eine Regierung aus fünf Mitgliedern erwählt, Czartoryski, Niemojowski, Morawski, Barzykowski und Lelewel. Der letztere hätte aus Polen am liebsten eine Republik gemacht. Damit hätte man aber alle Kabinette und besonders auch das der Tuilerien vor den Kopf gestoßen; der Reichstag beeilte sich daher, schon am 3. Februar die Beibehaltung der constitutionellen Monarchie zu votiren. Zugleich erklärte Czartoryski den Abgeordneten aus Lithauen und Volhynien, die den Anschluß ihrer Provinzen anboten und die Wiederherstellung von ganz Alt-Polen verlangten: Polen müsse

sich in dieser Beziehung streng neutral und innerhalb seiner Grenzen halten. Der alte Lafayette in Frankreich gründete damals ein Polencomité, und auch im constitutionellen Südwesten Deutschlands zeigte sich viele Sympathie für die Polen, sammelte man Geld und rüstete Aerzte für sie aus. Aber eine Bewegung, an deren Spitze Lafayette stand, konnte den Polen in den Augen der Machthaber nur schaden. Die Gelder des französischen Polencomités wurden unterwegs in Breslau confiscirt. Der Herzog von Mortemart, das Werkzeug Pozzo di Borgos, dessen zweideutige Rolle in den Julitagen wir schon kennen gelernt haben, kam am 9. Febr. als Gesandter Ludwig Philipps nach St. Petersburg und das erste, was ihm Kaiser Nicolaus sagte, war, er werde keinerlei fremde Intervention in Polen dulden. Mortemart wollte aber auch gar nicht interveniren, sondern nur die Anerkennung des Julithrons und Belgiens einleiten.

Das polnische Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht, wovon jedoch ein Theil des Feuergewehrs ermangelte und nur mit Sensen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befestigt wurden. Die zugeschulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren schnell improvisirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die s. g. Krakusen. An muthigen Armen und Herzen fehlte es nicht; aber das vorhandene Geschütz, die Gewehre und Munition paßten nur für eine kleine Armee und reichten für eine große nicht aus. Ueberall abgesperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte sehr, daß sie sich nicht zu rechter Zeit nach Lithauen geworfen und die nahe Meeresküste gewonnen hätten, um Unterstützungen von englischen Schiffen zu erhalten, und daß man sich die 30,000 Mann starke lithauische Armee hatte entgehen lassen, deren Anschluß an die polnische in den ersten Tagen des Dezember möglich gewesen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Graf Diebitsch seinerseits hatte sich jetzt schon dieser lithauischen Armee versichert, indem er sie durch eine noch zweimal größere Armee

aus dem Innern Rußlands verstärkt hatte. Trotz der großen Entfernungen hatte er in brennendem Diensteifer für seinen Kaiser bis zum Februar schon 114,000 Mann bei Bialystock und Grodno, hart an der polnischen Grenze zusammengebracht mit 336 Kanonen, und rückte schon am 5. Februar über die Grenze. Dem Kaiser lag alles daran, die Revolution schnell zu unterdrücken, weil sie seinen politischen Einfluß auf das westliche Europa lähmte. Da nun Polen im Frühjahr in Folge des Thauwetters wochenlang in einen Sumpf verwandelt zu werden pflegt, eilte Diebitsch, noch vor dieser Periode den hart gefrornen Boden zu benützen, und vertheilte seine Corps dergestalt, daß sie sich von der Ostgrenze Polens aus alle concentrisch gegen Warschau bewegen mußten.

Die Polen blieben in und bei Warschau zusammen, um hier den Feind zu erwarten; nachdem sie es versäumt hatten, früher schon in Lithauen Posto zu fassen, waren sie auch nicht stark genug, um der feindlichen Uebermacht bis an die Grenzen entgegenzuziehen. Aber sie verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps desselben herzufallen. Auf dem linken Flügel der russischen Armee im Süden zogen die Generale Geismar und Kreutz voran und überschwemmten mit ihrer fliegenden Reiterei das Land bis Zamosk. Da sie sich aber allein zu weit vorwagten, benützte dieß der polnische General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Gestalt, aber großem Muthe, und überfiel den General Geismar am 14. Februar bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen ist noch nicht verloren," laut singend, stürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Auf dem äußersten rechten Flügel der Russen wurde General Rosen am 17. Februar bei Dobre durch ein anderes kleines polnisches Corps unter Skrzynecki lange aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es besonders das vierte polnische Infanterieregiment, was alle Angriffe der Russen zurückschlug. Es fielen noch andere kleine, jedoch unbedeutende Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitsch seinen Zweck erreichte, und seine Corps vor Warschau vereinigte.

Um nach Warschau selbst zu gelangen, mußten die Russen erst über die Weichsel gehen und Praga, die Vorstadt von Warschau, welche von der Stadt durch die Weichsel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, standen die Polen in guter Aufstellung. Da Radziwil nicht fähig war, die Polen zum Siege zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als sein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlachtfelder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaisers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Der polnische General Zymirski, der eben erst bei Kaluzye die russische Avantgarde überfallen und viele Gefangene gemacht hatte, zog sich vor dem Gros der russischen Armee zu langsam zurück und wurde eingeholt. Ein andrer Heertheil der Polen unter General Szembek unterstützte ihn und bald geriethen beide Hauptarmeen zusammen. Die Schlacht stand, bald aber neigte sich der Abend und die Russen zogen sich in die dort befindlichen großen Wälder zurück, um erst am andern Morgen, den 20., wieder hervorzubrechen. Allein obgleich Diebitsch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Rosensche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüssel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwischen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erstürmen. Mehrere russische Regimenter wurden hier fast ganz aufgerieben.

Diebitsch zog sich nun wieder zurück und wollte das seine Reserve bildende Armeecorps von Schachowskoi abwarten, bevor er einen neuen Schlag führte. Durch dieses sein Zaudern wurde der Muth der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgesonderte Corps von Kreutz bei Kaseenize geschlagen, und war der aus der preußischen Festung Glogau entflohene polnische General Uminski in Warschau angekommen, um zu helfen. Diebitsch gab dem Corps Schachowskois eine solche Richtung, daß es die Polen im Rücken fassen und von Praga abschneiden sollte. Aber Chlopicki schickte demselben die Generale Mala-

chowski und Jankowski entgegen, die am 24. mit ihm zusammenstießen und am folgenden Tage bei Bialolenka noch von Krukowiecki unterstützt wurden, so daß sie den ursprünglichen Plan des russischen Feldherrn vereitelten und denselben nöthigten, einen Schlag zu thun, nur um dem hart gedrängten Schachowskoi Luft zu machen.

Diebitsch erneuerte demnach am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterschied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf. Zwar fiel der tapfere Zymirski, aber Skrzynecki ersetzte ihn und Chlopicki feuerte die Polen zur muthigen Ausdauer an. Nur Lubienski an der Spitze der polnischen Reiterei folgte wie Krukowiecki seinem eigenen Willen, wie denn die Eifersucht und der Eigensinn der Generale in diesem Kriege eine große Rolle spielte. Er gehorchte nicht, als Chlopicki ihm befahl, die russische schwere Reiterei anzugreifen, die sich in einer ungeheuern Masse heranwälzte, während auch Schachowskoi eben angelangt war, Krukowiecki aber nicht. Nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel, die ihm das Pferd unter dem Leibe tödtete, an beiden Beinen verwundet. Das Wäldchen wurde von den Russen genommen, deren Kürassiere unter Meyendorf und Kablukow bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Russen das Eindringen zu erschweren, und die Kürassiere, durch eine auf den Rath Prondzynskis (des genialsten unter den polnischen Ingenieuren) geschickt angebrachte Batterie congreviſcher Raketen zerschmettert und von Skrzyneckis tapferm Fußvolk in der Flanke angegriffen, wichen zurück. Endlich kam auch noch Krukowiecki an, und die Polen zogen sich ihrerseits in das brennende Praga zurück. Die Russen selbst berechneten ihren Verlust zu 8000 Mann.

In derselben Nacht, in der Praga in Flammen stand und die Verwundeten gesammelt und nach Warschau gebracht wurden, änderte sich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind strich über die Ebene und bald zerbrach das Eis der Weichsel und wurde die ganze

Gegend von Schnee- und Regenschauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöst. Da nun Diebitsch einen neuen Angriff auf Warschau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der nassen Zeit stehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verstärkungen, namentlich die 40,000 Mann starke russische Garde abzuwarten, die ihm Großfürst Michael zuführen sollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln, und in seinem Lager brachen Krankheiten aus, weshalb er seine Truppen so weit thunlich auf die Dörfer zerstreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieser Zeit unthätig, nicht bloß, weil die schlechten Wege ihnen keine raschen Operationen gestatteten, sondern auch, weil sie aufs neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiser erkannt, wie schwer es sey, sie zu besiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter seyn und die Westmächte würden für sie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwils Stelle Obergeneral wurde, schrieb deshalb an Diebitsch und ließ auch mündlich mit ihm durch den Grafen Mycielski Besprechungen pflegen. Diebitsch ging sehr gern darauf ein, denn so lange die Polen mit ihm unterhandelten, war er vor ihren Angriffen sicher, und er verstand es, sie hinzuhalten, indem er ihnen sagte, wenn sie nur erst den Thronerledigungsbeschluß zurückgenommen hätten, würde der Kaiser sich vielleicht billig finden lassen.

Der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel einen Theil des von Kreutz befehligten russischen Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in Pulawy, einem schönen Schlosse der alten Fürstin Czartoryska, der Großmutter Adams (sein Vater Louis, Oheim des Königs von Württemberg, hatte ihre Tochter geheirathet). General Kreutz nahm Pulawy wieder, aber Dwernicki schlug ihn am 1. März abermals hinaus, wobei ihm die Einwohner und die Dienerschaft des Schlosses selbst Vorschub leisteten. Indem er die Russen verfolgte, wurde aber Pulawy hinter seinem Rücken von Adam noch einmal eingenommen und geplündert, die Bibliothek seiner Großmutter als Brennmaterial benutzt, die Möbeln, der prächtige Garten

zerstört, die Bewohner grausam gezüchtigt. Dieses Verfahren des Enkels, der damit nur vor den Augen des Kaisers seinen Polenhaß zur Schau tragen wollte, erregte allgemeine Mißbilligung.

Erst Ende März traf Diebitsch ernste Anstalten, oberhalb Warschau bei Tyrczyn einen Weichselübergang zu versuchen, während er Geismar und Rosen Praga gegenüber stehen ließ, um seine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es, und Skrzynecki selbst zog am 31. März plötzlich von Warschau aus, überfiel Geismar bei Wawer, schlug ihn gänzlich und ebenso das größere Corps von Rosen, auf das sich Geismar zurückgezogen, bei Dembe-Wilkie. Die Russen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11,000 nach polnischem Bericht, dazu 9 Kanonen und eine große Menge Proviant- und Munitionswagen, die im Koth stecken blieben. Auf diese Nachricht hin unterließ Diebitsch den Uebergangsversuch und kehrte sich gegen Skrzynecki um, der seinerseits ihn aufsuchte. Man manövrirte aber nur, ohne eine Hauptschlacht zu wagen. Bei diesem Anlaß gerieth Prondzynski, indem er das Rosensche Corps vollends vernichten wollte, am 10. April bei Iganie zwischen überlegene russische Streitkräfte, rettete sich aber durch einen genialen Zug und erfocht noch einen Sieg am Damme von Jagodna, wobei die Russen 3500 Mann verloren. Unterdeß hatte auch Uminski auf dem linken Flügel einen Sieg bei Wengrow erfochten, der den Russen an 1000 Mann kostete (14. April).

Der Jubel war groß in Warschau, aber die Einsichtsvollen erkannten, daß mit all diesen Siegen nichts gewonnen sey, da die russische Hauptarmee immer noch vor Warschau stehe, sich nicht wegdrücken lasse und trotz ihrer Verluste stets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen sich im Siegen selbst erschöpften. Prondzynski war wüthend über Skrzynecki, weil dieser ihn bei Iganie nicht unterstützt hatte. Krukowiecki wurde von Neid gegen Skrzynecki verzehrt und verdächtigte ihn bei der Jugend und in den Clubs als einen Aristokraten. Der Reichstag theilte sich ungeschickterweise gerade damals in eine aristokratische und demokratische Partei, indem die letztere eine Emancipation des Bauernstandes verlangt hatte.

Eine ſolche war allerdings geeignet, die Sympathien der leibeigenen Bauern in den altpolniſchen Provinzen zu gewinnen und den Aufſtand in Lithauen und Volhynien zu beleben, aber die Maßregel wurde viel zu ſpät in Anregung gebracht, während der Feind ſchon vor den Thoren ſtand. Ueberdieß waren die reichen Grundbeſitzer dagegen und wußten die Entſcheidung über die große Frage klüglich zu verſchieben.

Das Vertrauen in Skrzynecki war trotz ſeiner Siege erſchüttert, weil er dieſelben nicht benutzt hatte und wieder in Unthätigkeit verſank. Er hoffte auf Intervention, insbeſondere auf die von Frankreich, vielleicht auch auf Umſtimmung des Kaiſer Nicolaus ſelbſt nach ſo vielen Niederlagen ſeines Feldherrn. Später hat Lafayette in der franzöſiſchen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polniſchen Feldherrn erſuchen laſſen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt ſeyn werde.

Mittlerweile brach die langverſäumte Inſurrection in Lithauen im Rücken von Diebitſch aus, denn jetzt erſt, nachdem die Ruſſen ſo oft geſchlagen worden waren, bekamen die Verſchworenen Muth. Aber obgleich in faſt allen Theilen des Landes Edelleute und Bauern aufſtanden, waren ſie doch ſchlecht bewaffnet und konnten die von 3—4000 Ruſſen beſetzte Hauptſtadt Wilna nicht einnehmen. Auch fehlte es an einem militäriſchen Haupt, was wenigſtens die vielbeſprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht erſetzte.*) Thatſache iſt, daß der in Wilna kommandirende ruſſiſche General Chrapowicki nur 500 Koſaken auszuſchicken brauchte, um die Inſurgenten bei Oszmiana in die Flucht zu ſchlagen

*) Sie opferte alles auf und ſtarb in Folge unerhörter Strapazen „am gebrochenen Herzen.“ Die an Rußland verkaufte deutſche Preſſe beging die unglaubliche Niederträchtigkeit, von ihr zu ſchreiben, ſie ſey in Folge einer unehelichen Schwängerung geſtorben. Auch noch von Schmitt nahm dieſe falſche Nachricht in ſein großes Werk auf, widerrief ſie aber ehrlich in einem ſpätern Bande.

(14. April). Ein Verſuch Zaluskis, mit einer Menge Inſurgenten Wilna zu umringen, ſcheiterte ebenfalls, indem ſich die letztern am 4. Mai bei Przistowiany ſchlagen ließen. Einige hundert Studenten von Wilna vereinigten ſich ſpäter mit dem Bauernanführer Matuſſewicz, einem Ungeheuer, in dem der natürliche Volksinſtinkt in der rückſichtsloſeſten Wuth gegen die Juden (die moraliſchen Henker des ſlaviſchen Volkes) ausbrach, ſo daß er alle, die er fing, ſpießen oder ſchinden ließ. Aber auch dieſe Studenten wurden am 30. Mai im Walde von Wasztortan verſprengt. Nur in dem ungeheuer großen Urwald von Bialowicza, der Heimath der Auerochſen, hielten ſich noch Inſurgenten.

Wie wenig Nachdruck nun aber auch dieſe Inſurrection hatte, und wie unthätig die polniſche Hauptarmee blieb, ſo kam doch Diebitſch in eine immer kritiſchere Lage, denn die empörten Bauern nahmen ihm wenigſtens ſeine Zufuhren weg, und in die Proviantirung ſeiner Armee riß die größte Unordnung ein, während die naſſe Jahreszeit, die Entbehrungen und Strapazen tödtliche Nervenfieber in ſeinem Lager erzeugten, wozu endlich noch die Cholera kam, die ſeine Regimenter maſſenhaft lichtete.

Um nun auch in Volhynien und Podolien, wo alles ſchon vorbereitet war, den großen Aufſtand zu ermöglichen und auch von dieſer Seite her dem ruſſiſchen Feldmarſchall in den Rücken zu kommen, ſollte Dwernicki von Zamosk aus und durch Sierawski unterſtützt, einen kühnen Zug wagen. Allein auf ihren Wegen ſtand nicht nur das wieder verſtärkte Corps von Kreutz, ſondern auch das ſtarke Corps des General Rüdiger, und noch tiefer in Podolien das Corps von Roth. Sierawski wurde ſchon am 18. April bei Wronow von Kreutz geſchlagen und rettete nur ſeine Kanonen und Reiterei, das Fußvolk fiel nach der tapferſten Gegenwehr; Malachowski, ſchon umringt, ergriff eine Senſe, ſtürzte ſich an der Spitze ſeiner Treuen in den Feind und fand den Heldentod. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Inſurgenten geſellten ſich zu ihm, weil alle ſeit Sierawskis Niederlage und Rüdigers Nähe von Furcht gelähmt waren. Zu ſchwach, um es

mit dem weit überlegenen Rüdiger aufzunehmen, und ſchon nicht mehr im Stande ungehindert zurückzukehren, hielt ſich Dwernicki an der galiziſchen Grenze, entkam einem unglücklichen Gefecht bei Boromel noch mit Noth, konnte aber zuletzt den ihm nacheilenden und ihn von allen Seiten umgarnenden Rüdiger nicht mehr entrinnen und entſchloß ſich, am 2. Mai bei Chlenanowka über die öſterreichiſche Grenze zu gehen, wo ſein Corps auf Befehl des k. k. Gouverneurs von Lemberg, Baron Stutterheim, entwaffnet wurde. Die wenigen zerſtreuten Inſurrectionen, die gleichwohl an verſchiedenen Orten in Podolien ausgebrochen waren, wurden durch General Roth ſchnell erſtickt. Der bedeutendſte Inſurgentenchef war hier Wenzel Rzewuski.

Drei Tage nach der Waffenſtreckung des Dwerniekiſchen Corps ließ ſich der Reichstag in Warſchau noch durch den Volhynier Godebski hinreißen, die Einverleibung der altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig, ein paar Recognoscirungen abgerechnet. Erſt am 12. Mai ließ ſich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit ſeinem ganzen Heere auszumarſchiren, um die immer noch von Diebitſch entfernt ſtehenden ruſſiſchen Garden unter dem Großfürſten Michael zu überfallen. Der Plan war von Prondzynski trefflich angelegt, wurde aber von Skrzynecki nicht eben ſo gut ausgeführt. Die Garden zogen ſich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beſchwörungen Prondzynskis und Roman Soltyks ungeachtet immer im dringenden Augenblicke wieder zaudernd. Endlich theilte er ſeine Armee und ließ einen kleineren Theil derſelben unter General Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Oſtrolenka eingenommen hatte, als Diebitſch mit ſeiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Abſicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polniſche Feldherr alles thun müſſen, eine Schlacht mit ungleichen Kräften zu vermeiden, allein er ließ ſich angreifen, am 26. Mai. Gleich im erſten Anprall bemächtigten ſich die Ruſſen der Brücke über die

Narew und ſchnitten das berühmte vierte Regiment der Polen ab, das ſich zwar heldenmüthig über die brennende Brücke wieder durchſchlug, aber größtentheils fiel. Von dieſem Augenblick an ſetzte Skrzynecki die beſten Kräfte ſeines Heeres dran, um die Brücke zu halten und die Ruſſen am Uebergange zu hindern, was ganz überflüſſig war, weil er ohnedies Zeit genug gehabt hätte, um ſich nach Warſchau zurückzuziehen. „Alle vor, alle vor!“ ſchrie Skrzynecki und opferte das edelſte polniſche Blut in einem unnützen Kampfe. Am Ende mußte er ſich doch zurückziehen. Diebitſch verfolgte ihn nicht, zufrieden, ſeine Verbindung mit der Garde herſtellen und Zufuhren für die ſehr nothleidende Armee herbeitreiben zu können.

Inzwiſchen aber kam Graf Orlow im ruſſiſchen Hauptquartier in Pultusk an, der Günſtling des Kaiſer Nicolaus, den dieſer immer zu den wichtigſten und geheimſten Aufträgen verwendete, und wenige Tage nachher, am 10. Juni, ſtarb Diebitſch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen ſpäter ſtarb auch Großfürſt Conſtantin an derſelben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch ſeine Gemahlin, die Fürſtin von Lowicz. Man erinnerte ſich nun, daß Orlows Nähe in einem eben ſo verhängnißvollen Zuſammenhang geſtanden habe mit dem Tode des Kaiſer Alexander und ſeiner ihm raſch nachgeſtorbenen Gemahlin, und wälzte den ſchwärzeſten Verdacht auf ihn. Aber mit Recht hat man entgegnet, wozu ſolche Morde, da Diebitſch nur einfach hätte abgeſetzt werden dürfen und Conſtantin ganz ungefährlich war? Gewiß iſt nur, daß Kaiſer Nicolaus mit der bisherigen Kriegführung unzufrieden*) war, daß Diebitſch ſchon ſo gut wie abgeſetzt, ſein Nachfolger Graf Paskiewitſch ſchon am 26. Mai, vom

*) v. Schmitt in ſeiner für Rußland allzu parteiiſchen Geſchichte des Krieges geht auf der andern Seite zu weit, wenn er Theil II. S. 349 meint, Kaiſer Nicolaus habe den Grafen Orlow „aus beſonderem Zartgefühl“ an Diebitſch geſchickt, um ihm ſeine Beſorgniſſe auf delicate Art durch den perſönlichen Freund ausdrücken zu laſſen. So delicat iſt man in Rußland nicht, wenn die Krone auf dem Spiele ſteht.

Kaiſer deshalb berufen, in St. Petersburg eingetroffen war, und daß ein ruſſiſcher Staatsrath in Berlin aufs eifrigſte unterhandelte, um Zufuhren und Material aller Art von Preußen zu erhalten. Sehr wahrſcheinlich wurden damals auch mit Oeſterreich lebhafte Unterhandlungen gepflogen. Von polniſcher Seite wurde Oeſterreich eben ſo dringend angegangen, ſich für Polen zu erklären. Die Ungarn machten eine Demonſtration und forderten im Juni ihren Kaiſer in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adreſſe auf, den Polen zu helfen. In dieſer Adreſſe wurde hervorgehoben, daß ohne die Polen Wien und ganz Oeſterreich türkiſch geworden wäre, daß die Ruſſen aber jetzt Oeſterreich und ganz Europa noch gefährlicher ſeyen, als es damals die Türken geweſen. Auf die „von Norden her allen übrigen Nachbarn drohende Gefahr" wurde der ſtärkſte Accent gelegt. Die Adreſſe blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als ſeyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden. Man glaubte, Metternich habe den Polen zugeſagt und ihnen ſogar die Abtretung von Galizien in Ausſicht geſtellt, wenn ſie zum König des wiederhergeſtellten alten Königreichs Polen einen Erzherzog wählen wollten, und wenn England und Frankreich den erſten Antrag darauf ſtellten. In St. Petersburg ging die Sage, Kaiſer Nicolaus habe damals das ſeit Alexanders Tode abgebrochene Verhältniß zum Fürſten Metternich (vergl. oben S. 27) wieder nachgeſucht, ſich vor dieſem Staatsmann gedemüthigt und ihm ſämmtliche Rückſtände der ſeit 1825 nicht mehr bezahlten Summen zugeſtellt, wodurch es ihm gelungen ſey, ſich nicht nur damals Oeſterreichs Neutralität zu erkaufen, ſondern auch in ſeiner orientaliſchen Politik von dieſer Seite her nicht mehr behindert zu werden.

Unterdeß hatte ſich Gielgud gegen Lithauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären ſtark genug geweſen, ſich Wilnas zu bemeiſtern, aber Gielgud ließ ſich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Ruſſen unter Dellingshauſen ſchlagen. Chlapowski vereinigte ſich im

Bialowiczer Walde mit dem Reſte der Inſurgenten, gab aber alle Hoffnung auf, als er ihre geringe Zahl und Unfähigkeit erkannte. Von dieſem Augenblick an ſoll er den verzweifelten Entſchluß gefaßt haben, ſich auf preußiſches Gebiet zu retten, und Gielgud in dieſen Plan hineingezogen haben. In einem Kriegsrath zu Kurſzany am 9. Juli wurde beſchloſſen, die kleine polniſche Armee wieder zu theilen, weil ſie beiſammen, zumal da ihnen die Ruſſen einen Transport von 1000 Wagen genommen hatten, nicht Subſiſtenzmittel genug aufbringen könnte. Chlapowskis Abſicht aber ſoll nur geweſen ſeyn, Dembinski los zu werden. Nach der Trennung führte Gielgud immer noch 14,000 Mann, ließ ſich aber gefliſſentlich von dem kleinen ruſſiſchen Corps Dellingshauſens an die preußiſche Grenze treiben. Jetzt erſt begriffen die polniſchen Soldaten den Verrath und einer ihrer Offiziere, Skalski, ſchoß den nichtswürdigen Gielgud vor der Fronte mit einer Piſtole nieder. Chlapowski entwiſchte. General Roland verſuchte ſich noch mit einem Theil der Polen durchzuſchlagen, erlitt aber durch das neu hinzugekommene ruſſiſche Corps von Kreutz eine Schlappe und ſah ſich gezwungen, die preußiſche Grenze zu überſchreiten, bei Degui am 15. Juli. Sie wurden hier, wie in Oeſterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verſchwunden.

Auf der andern Seite unternahm Jankowski einen Zug gegen Rüdiger, der ihm geſchickt auswich, und mußte umkehren, als Graf Toll, der interimiſtiſch die Stelle von Diebitſch verſah, eine drohende Bewegung machte. Skrzynecki hatte den Kopf ganz verloren. Die Weiſung, die er durch Sebaſtiani, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhalten hatte, er ſolle noch zwei Monate warten, hatte ihn gelähmt. Ehe Paskiewitſch im ruſſiſchen Hauptquartier ankam und ſelbſt noch nachher, als er endlich anlangte, konnte von den Polen viel ausgeführt werden, was alles verſäumt wurde, weil Skrzynecki nicht wollte. Paskiewitſch verfolgte den Plan, weit unterhalb Warſchau über die Weichſel zu gehen und dieſe Hauptſtadt im Rücken zu faſſen. Mit der preußi-

schen Regierung war schon Verabredung getroffen. Paskiewitsch erhielt von derselben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Festung Thorn war ihm desfalls so gut wie zur Disposition gestellt. Aber um an die Uebergangsstelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitsch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarsch neben Warschau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie sehr man in Skrzynecki drang, er ließ das russische Hauptheer ungehindert den Marsch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben so wenig wurden die Russen am Uebergang über die Weichsel verhindert. Es war fast unnöthig, daß Paskiewitsch einen Scheinübergang bei Plocz anordnete, um den wahren bei Osiek zu maskiren. Niemand leistete ihm Widerstand. Der Uebergang war am 21. Juli vollendet. Unterdeß hielt der russische General Golowin, der Warschau bedrohte, einen Angriff der Polen unter Chrzanowski aus, am 2. Juli.

Immer noch waren die Polen stark genug, der russischen Hauptarmee auf dem linken Weichselufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Weichselufer zurückgebliebenen kleineren russischen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn einmal ein Corps vorgeschoben wurde, so geschah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitsch selbst übereilte sich nicht, gegen Warschau vorzurücken. Wie es scheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer uneiniger werden, nur immer mehr in Verwirrung kommen lassen, während er zugleich den Verstärkungen entgegensah, die immerwährend aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewisserten.

Am 3. August kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen sonnverbrannter Krieger in Warschau an. Dieser Held hatte sich auf weiten Umwegen durch die Russen hindurchgeschlagen. Bei seiner Trennung von Gielgud hatte er noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum über die Flüsse Musza, Wilia, Niemen, Szczara und durch den Bialo-

wiczer Wald glücklich zurückführte, obgleich durch die Ruſſen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüſſe, Sümpfe und Wälder gehemmt. Er hat dieſen außerordentlichen Zug, der ihm die höchſte Ehre erwarb, ſelbſt beſchrieben. Sein Wiedererſcheinen in Warſchau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Die gemäßigte, conſtitutionelle Partei der Niemojowski im Reichstage hielt diesmal mit der exaltirten Partei Lelewels zuſammen gegen die diplomatiſche Partei und am 10. Auguſt wurde Skrzynecki abgeſetzt und der Oberbefehl Dembinski übergeben. Allein damit war nichts gebeſſert, denn Dembinski mißtraute der gegenwärtigen Lage der Dinge, ſah mit Entſetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr.

Die exaltirte, ſ. g. demokratiſche Partei, die ſich von Anfang an um Lelewel geſchaart und einen patriotiſchen Club eröffnet hatte, ſah das Verderben herannahen und ſchrieb es mit Recht den diplomatiſchen Zögerungen und Vertröſtungen, mit Unrecht dem Verrathe zu. Schon Chlopicki hatte von Unterhandlungen mehr gehofft als vom Schwerte und war doch kein Verräther, eben ſo wenig Skrzynecki. Aber der Volkshaß ſuchte Verrath und glaubte ihn bei Jankowski zu finden, obgleich nichts auf ihn bewieſen werden konnte. Schon Skrzynecki hatte dieſen unglücklichen General auf eine ziemlich vage Denunciation hin verhaften laſſen und mit ihm den General Hurtig, einen ehemaligen Günſtling des Großfürſten Conſtantin, ſo wie noch mehrere andere, die im Verdacht ſtanden, den Ruſſen geheime Nachrichten aus Warſchau mitgetheilt, ja das Complott einer Contrerevolution mit Hülfe der heimlich zu bewaffnenden ruſſiſchen Gefangenen in Warſchau angezettelt zu haben. Jetzt verlangte die Volkswuth ein Opfer, und Jankowski mit ſeinen Unglücksgefährten wurde dazu auserſehen. Die geheime Triebfeder dabei war General Krukowiecki, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um ſich ſelbſt zum Dictator ausrufen zu laſſen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz.

Am 15. August hielt der patriotische Club eine öffentliche Sitzung. Hier sagte Pluzenski alles, was gegen die bisherigen Oberfeldherrn zu sagen war, und Boski forderte auf, vor den Regierungspalast zu ziehen und die Hinrichtung der Verräther zu fordern. Eine ungeheure Volksmenge umringte den Palast. Fürst Czartoryski empfing sie mit Würde, aber als die Aufwiegler eine abschlägige Antwort erhielten und auf die ordentlichen Gerichte hingewiesen wurden, rief Boski: „von dieser Regierung ist nichts mehr zu hoffen. Wohlan, so laßt uns die Schurken hängen!“ Und augenblicklich wurde das Gefängniß gestürmt und die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberst Slupecki, der Kammerherr Fertsch und eine Russin, Frau Bazanow, wurden in Stücke gerissen, zusammen an 30 Personen. Am folgenden Morgen ließ sich Krukowiecki zum Gouverneur von Warschau ausrufen und jagte die Regierung davon. Unter der Maske, als wolle er sie freundschaftlich warnen, ließ er Czartoryski und den andern sagen, wenn sie nicht schleunigst flöhen, würden sie alle umgebracht werden. An diesem Tage wurden noch zwei scheußliche Morde begangen, denn ein gefangener und schwer verwundeter russischer Offizier, Kettler, wurde auf der Straße ermordet, und ein ehemaliger Schulaufseher, der zugleich als russischer Spion verrufen war, Kawecki, von kleinen Knaben aufgehenkt.

Der Feind vor den Thoren und solche Gräuel im Innern, wie sollte Warschau geholfen werden? Prondzynski glaubte in der Noth Krukowiecki anerkennen zu müssen, nur um Einheit in die Vertheidigung zu bringen. Dembinski dagegen, Skrzynecki und die vertriebene diplomatische Partei nahmen ihren Stützpunkt außerhalb Warschau in der polnischen Armee. In diesen Tagen (17. August) ließ sich Zamoyski auf dem Wege nach Kalisch bei einer Recognoscirung von den Russen überfallen und verlor über 1000 Mann. Damals ging auch Rüdiger, den Rozycki mit 8000 Mann vergebens aufzuhalten suchte, bei Janowiec über die Weichsel, oberhalb Warschau, und Paskiewitsch zog das Netz zusammen, während in Warschau und im Lager der Polen die wildeste Verwirrung und

Rathloſigkeit herrſchte. Da die polniſche Armee immer noch 70,000 Mann zählte und Paskiewitſch damals nur noch ungefähr eben ſo ſtark war, hätten die Polen, wenn ſie einig und entſchloſſen geweſen wären, auch jetzt noch den ruſſiſchen Feldmarſchall, ehe er ſich mit Rüdiger, der von Süden kam, und mit Kreutz, der ihm 20,000 Mann aus Lithauen zuführte, vereinigen konnte, in einer offenen Schlacht überwinden können. So meinte Krukowiecki, aber der Kriegsrath wagte es nicht. Dembinski wollte die Hauptarmee nach Lithauen führen und die altpolniſchen Provinzen inſurgiren, während Warſchau ſich bis zur Herbſtnäſſe halten könnte und die Ruſſen dann im polniſchen Koth erſticken und Mangel an Lebensmitteln leiden würden. Aber auch das hielt man, ſeit Dwernickis und Gielguds Mißgeſchick nicht mehr für ausführbar. Prondzynski rieth zu einer kühnen Offenſive gegen die einzelnen ruſſiſchen Corps auf dem rechten, und zur ſtarken Defenſive auf dem linken Weichſelufer zugleich. Das ungefähr wurde nun wirklich ausgeführt, aber nicht recht.

Am 21. Auguſt wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abenteurer, mit 20,000 Mann entſendet, um die Corps von Golowin und Roſen, die immer noch Warſchau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Roſen entwiſchen und folgte ihm zu weit, ſo daß er nicht mehr Warſchau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieſes angegriffen wurde. Auch hatte ſich Czartoryski und die Häupter der diplomatiſchen Partei unter ſeinen Schutz begeben und wagten ſich nicht mehr nach Warſchau zurück. Dieſer Ballaſt erſchwerte ſeine Bewegungen und mißleitete ſeine Entſchlüſſe.

In Warſchau befanden ſich noch ungefähr 37,000 Mann, aber die Befeſtigungen ließen viel zu wünſchen übrig. Da Paskiewitſch die Stadt nicht auf der ſchwer zugänglichen Seite von Praga, ſondern vom offenen Lande her angriff, hätte man ihm mehr Terrainhinderniſſe vorlegen ſollen; aber die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernſtes Hinderniß, und die allein beſſer angelegte Schanze von Wola wurde wenigſtens von den ruſſiſchen und preußiſchen Militärs als ungenügend

angesehen. Nachdem Paskiewitsch lange genug gewartet hatte, und endlich General Kreutz am 27. August mit den Verstärkungen zu ihm gestoßen war, rückte er näher an Warschau heran und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Wirklich wurde nun Prondzynski hinausgeschickt, um mit dem russischen General Dannenberg zu unterhandeln, was aber zu nichts führte, als daß der Russe die arge Confusion, die in der Stadt herrschte, inne wurde. Am 5. Dezember plötzlich stand die ganze russische Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch sichtlich Fortschritte. Unterdeß saß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Prondzynski, noch einmal ins russische Lager entsendet, brachte nur wieder die Aufforderung zur Uebergabe zurück. Paskiewitsch wollte sich durch die mündlichen und zweideutigen Vertröstungen nicht hinhalten lassen und verlangte eine schriftliche Urkunde der Unterwerfung, ehe er das Feuer einstelle und den Kampf ruhen lasse. Prondzynski hatte jede Möglichkeit des Sieges schon aufgegeben und suchte den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Krukowiecki bediente sich seiner, indem er ebenso dachte, aber nicht der erste seyn wollte, der zur Capitulation rieth. Als aber am folgenden Tage die Russen nach einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erstürmt hatten, ließ Krukowiecki durch Prondzynski einen Waffenstillstand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln, und Prondzynski soll bei diesem Anlaß voreilig gesagt haben, der Reichstag sey einverstanden. Er hoffte nämlich, der Reichstag werde unterdeß mürbe geworden seyn. Allein das Gegentheil hatte stattgefunden. Die gemäßigte Partei der Niemojowski, Malachowski ꝛc. vereinte sich in der höchsten Noth noch einmal mit der Partei Lelewel, um den Dictator Krukowiecki, dem man Verrath zutraute, abzusetzen. Als nun der russische General Berg in die Stadt kam, um mit dem Reichstage die Capitulation zu verhandeln, fand er Malachowski an der Spitze der Regierung und wollte augenblicklich wieder umkehren. Aber der Muth des Reichstages war mit der letzten Kraft-

anſtrengung gebrochen. Nur Oſtrowski mahnte noch feurig zur Ausdauer, die Mehrheit wollte es nicht aufs äußerſte kommen laſſen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug ſicherte, dem Sturm und Untergange vor.

Anſtatt alſo aus Warſchau ein zweites Saragoſſa zu machen, räumte man es dem Feinde, der übrigens ſchon die zweite innere Verſchanzung inne hatte und unfehlbar eingedrungen wäre. Man täuſchte ſich polniſcherſeits immer noch mit der Meinung, wenn ſich das ganze Heer ſammt Reichstag und Regierung unter die Kanonen von Modlin zurückziehe und mit Ramorino wieder vereinige, werde man immer noch ſtark genug ſeyn, den Kampf fortſetzen zu können. Paskiewitſch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warſchaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit ſchonte er die Hauptſtadt, ſetzte ſich in den Beſitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt ſeyn, die ins freie Feld hinausgejagten, gänzlich decontenancirten und unter einander ſelbſt uneinigen, ſich mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufenden Polen würden nicht lange mehr zuſammenbleiben. In der That entſprach das Benehmen der Polen während der Belagerung ihrer Hauptſtadt durch Paskiewitſch den großen Erwartungen nicht, die ihr früherer Heldenmuth erweckt hatte. Jeder gute Genius war von ihnen gewichen.

Während Paskiewitſch in Warſchau einzog und dort alles auf den alten Fuß ſetzte, verſammelte ſich der ausgetriebene polniſche Reichstag noch einmal in einem Kloſter zu Zakrocym, am 11. September, und befahl Ramorino, ſchnell herbeizueilen. Dieſer aber weigerte ſich und wollte ſich auf die Feſtung Zamosk ſtützen. Czartoryski, der ſich bei ihm befand, verließ ihn nun und begab ſich zu dem kleinen Corps von Rozycki nach Krakau, um ſo nahe als möglich an der Grenze zu bleiben und ſich nach Frankreich retten zu können. Auf dieſe Nachrichten hin dankte Machalowski ab und Rybinski übernahm den Oberbefehl, aber nur, um mit Paskiewitſch weiter zu unterhandeln. Er verlangte, ſich mit Ramorino und Rozycki bei Lublin vereinigen zu dürfen, wogegen er Modlin

übergeben wolle. Paskiewitsch schien es anzunehmen, hielt ihn aber geflissentlich hin, um erst mit Ramorino fertig zu werden, hinter den er Rüdiger geschickt hatte. Ramorino bestand gegen diesen einige Gefechte, zog sich immer näher an die österreichische Grenze, hielt am 17. September einen Kriegsrath und setzte durch, daß man, unfähig sich noch länger wirksam vertheidigen zu können, über die Grenze gehe. Sein Corps, noch 11,000 Mann stark, wurde bei Baruf an der Grenze entwaffnet. Nun konnte sich auch Rozycki in Krakau nicht länger halten und ging ebenfalls über die Grenze. Am 28. September zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn seine Musik „Polen ist noch nicht verloren" spielen.

Im Lager der polnischen Hauptarmee feuerten am 23. noch einmal Dembinski und Uminski den Muth der polnischen Soldaten an und wollten bei Plocz über die Weichsel setzen und die Russen in Warschau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man schrie über Verrath und zankte sich. Schon begannen die Landboten und was vom Civil geflüchtet war, der Grenze zuzueilen, um sich persönlich zu retten. Am 5. October erklärte Rybinski zu Rachow, ein ferneres Kriegführen gegen die russische Uebermacht wäre Thorheit; es bleibe nichts übrig, als sich über die nahe preußische Grenze zu retten. Dieser Uebergang erfolgte nun bei Straßburg, wo sie vom preußischen Militär entwaffnet wurden. Man sah die sonnenverbrannten Krieger weinen, viele warfen sich zum letztenmal auf die polnische Erde, um sie zu küssen. Am rührendsten war der Abschied „der letzten Zehn vom 4. Regiment", denn nur so viele waren von dieser Heldenschaar noch übrig. Die preußische Regierung gewährte 1400 Polen, meist Offizieren, Pässe nach Frankreich, und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und diese tapfern Männer sollten an Rußland ausgeliefert werden. Sie wurden wirklich mit Gewalt dazu angehalten. Es gab furchtbare Scenen. Die Polen ließen lieber preußische Säbel unter sich einhauen, als daß sie wieder unter die russische Knute zurückgekehrt wären. Am meisten Auf-

ſehen erregte die Scene zu Fiſchau, wo unter die widerſpenſtigen Polen geſchoſſen wurde. Am Ende aber trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlaſſen. — Die nach Oeſterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden ſämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß ſpäter, der Kaiſer von Rußland habe auf öſterreichiſche Verwendung alle amneſtirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im weſtlichen Deutſchland von ſ. g. Polencomités verpflegt und ſehr gefeiert. In Frankreich erhielten ſie nur kärgliche Unterſtützung. Ludwig Philipp ſah ſie ungern kommen.

In Polen ſelbſt ſtellte Paskiewitſch, zum Fürſten von Warſchau und Statthalter ernannt, die ruſſiſche Gewalt vollſtändig her, nachdem auch Modlin und Zamosk ſich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die auf Amneſtie hofften und durch ihr Dableiben ſich der Gnade des Kaiſers würdig zu machen hofften, Fürſt Radziwil, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innere des Reichs“ geſchickt. Eine Amneſtie erfolgte am 1. November, aber ſie enthielt ſo viele Ausnahmen, daß niemand ſicher war. Wie konnte man auch nach einer ſo ſchrecklichen Revolution, in der ſich der glühendſte Haß gegen den Kaiſer Luft gemacht hatte, von eben dieſem Kaiſer eine weichliche Huld erwarten? Die Amneſtie war für Europa geſchrieben, nicht für die Polen. Der polniſche Aufſtand hatte Rußland ungeheure Opfer gekoſtet und was noch mehr war, die thönernen Füße des ehernen Rieſen enthüllt. Die kleine polniſche Armee hatte der Uebermacht Rußlands getrotzt, und eine Zeit lang ſchien der Abfall von ganz Altpolen nicht unmöglich. Nicht blos der Ruhm, auch die Macht Rußlands war erſchüttert worden. Unter dieſen Umſtänden *konnte* der Sieger nicht verzeihen, er mußte dem militäriſchen Siege die politiſche, wo möglich auch die nationale und kirchliche Vernichtung folgen laſſen.

Die polniſche Revolution hat freilich nur ein Beiſpiel geliefert, „wie man eine Revolution *nicht* machen muß;“ aber man

darf ſie nicht allein aus dem Nützlichkeitsprincip beurtheilen. Sie war ein Naturſchrei, ein blitzähnliches Handeln des nationalen Inſtinktes, die Wirkung einer jener in der Wirklichkeit und Tiefe der Dinge vorhandenen Naturkräfte, welche die Unnatur des oberflächlichen Scheines nicht gelten laſſen will und als nicht vorhanden betrachtet. Weil die europäiſche Diplomatie die polniſche Nation in die Sklaverei Rußlands gegeben, ſollten alle Polen ſofort getreue und loyale Ruſſen und die polniſche Weſenheit ein für allemal verſchwunden ſeyn. Das hieß der Natur Gewalt anthun, und die Natur mußte früher oder ſpäter den Rückſchlag thun. Alle Schuld fällt hier nicht auf die unglücklichen Nationen und ihre ewige Natur, ſondern nur auf die gottloſe Staatskunſt, die auf ſo unnatürliche Art mit den Nationen experimentirt, unſchuldige Völker in ſo gräßliche Lagen bringt.

Zwölftes Buch.

Die Bewegung in Deutschland.

Nach der Wiener Schlußacte genoß Deutschland eine tiefe Ruhe, die aber von keinem allgemeinen Behagen begleitet war. Abgesehen von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen der Patrioten auf eine Stärkung und Einigung des Gesammtvaterlandes, lagen auch die materiellen Interessen noch sehr im Argen. Von den ungeheuern Leiden und Kosten des großen Kriegs noch immer nicht hinreichend erholt, hatten die Bevölkerungen überall die enorme Last der Bureaukratie in zu vielen Einzelstaaten zu tragen. Die Mündungen des Rheins wie der Donau waren dem freien Verkehr abgesperrt; zwischen allen Einzelstaaten waren Mauthen aufgerichtet. Der deutsche Handel war nicht nur zur See, sondern selbst im Innern des deutschen Bundes äußerst beschränkt. Die gebildeten Classen trösteten sich mit der Pflege der Literatur, aber auf der Oberfläche derselben herrschte die geistlose Mode, die insbesondere wieder viel französisches Unwesen auf den deutschen Büchermarkt brachte, und in der Tiefe begann der Geist der Verneinung

sich zu Kämpfen zu rüsten, die allem Positiven noch viel gefährlicher werden sollten, wie je im vorigen Jahrhundert.

Durch die Wiener Schlußacte waren die Verfassungen der deutschen Mittelstaaten unter dem Einflusse Rußlands, wie oben gezeigt ist, gesichert worden; doch sorgte dasselbe Rußland dafür, daß die Verfassungen nur der Souveränetät der Fürsten, nicht etwa den liberalen Oppositionen zu Gute kommen sollten. Eine solche hatte hauptsächlich in Württemberg Boden gefunden. Dahin fiel also auch der erste Schlag der Reaction. Der deutsche Beobachter in Stuttgart wurde unterdrückt, sein Herausgeber Liesching auf die Festung geführt. Als der russische Gesandte v. Anstett dem deutschen Bundestage die Beschlüsse des Congresses von Verona einfach zur Nachachtung und nachträglichen Zustimmung überreichte, wagte die Württembergische Stimme (Wangenheim) dem Bundestag anzudeuten, man hätte sie wohl besser vorher gefragt. Allein dies hatte keine weitere Folge, außer daß Wangenheim vom Amt entfernt wurde. Gleiches Schicksal traf einen andern württembergischen Minister, den Grafen Winzingerode, wegen einer ihn compromittirenden Note. Auch der bayrische, kurhessische und darmstädtische Bundesgesandte (v. Aretin, v. Garnier und v. Lepel) mußten austreten, weil sie mehr oder weniger dem Herrn v. Wangenheim zugestimmt hatten.

Die Mainzer Commission setzte ihre Untersuchungen fort, ohne irgend Spuren einer deutschen Verschwörung zu finden. Alles was sie fand waren Phantasien und Herzensergießungen meist unerfahrener Jünglinge. Dagegen glückte es der Polizei, zu entdecken, daß die Studenten im Jahre 1820 in einer geheimen Zusammenkunft zu Dresden die verpönte Burschenschaft wieder erneuert hatten. Die desfalls Verhafteten wurden aber nicht nach Mainz gebracht, sondern im Schloß Köpnik bei Berlin aufbewahrt und verhört. Auch sie (Wesselhöft und Consorten) waren unbedeutende Schwärmer, die nur den burschenschaftlichen Geist unter den Studenten forterben lassen, aber zu keiner That schreiten wollten. Es befanden sich darunter Jünglinge, die später angesehene Aemter bekleidet

haben, wie der Theologe Haſe. Sogar der nachher berühmt gewordene Couſin, der die deutſche Philoſophie nach Frankreich verpflanzte, wurde damals in Berlin verdächtig und in Haft genommen. Ueberall witterte man „demagogiſche Umtriebe.“ Man machte aus einer Mücke einen Elephanten, ſey es, um durch harte Beſtrafung der Ungefährlichen dem Auftreten der wirklich Gefährlichen vorzubeugen, ſey es, um einen Ausnahmszuſtand zu motiviren, bei dem man bequemer regieren konnte. Der ſ. g. Jünglingsbund, den der Student Sprewitz 1821 ausgeheckt hatte und den er durch einen großen Männerbund zum Umſturz der deutſchen Verfaſſung ergänzen wollte, machte ein lächerliches Aufſehen, exiſtirte aber nur im Mitwiſſen einiger phantaſtiſchen jungen Leute, und vom Männerbunde wurde niemals, trotz alles Suchens, die mindeſte Spur gefunden.

Der Bundestag vegetirte in jener Zeit fort, ohne etwas Anderes zu thun, als die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe, die Univerſitäten und die Preſſe zu überwachen, und zwar nicht einmal aus eigener Machtvollkommenheit, ſondern wiederholt inſpirirt und beauftragt von der europäiſchen Pentarchie, zunächſt von Rußland. Im Sommer 1824 verſammelten ſich wieder die Geſandten der Großmächte zu einer Conferenz auf dem Schloß Johannisberg am Rhein bei deſſen Beſitzer, dem Fürſten Metternich, und beſprachen hier nächſt der griechiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Angelegenheit auch die deutſche. In Folge deſſen beſchloß nun der Bundestag am 16. Auguſt, die Mainzer Centralunterſuchungscommiſſion, die ſtrenge Cenſur und polizeiliche Ueberwachung der Univerſitäten ſollten fortdauern, weil immer noch zu viel revolutionärer Stoff vorhanden ſey, wie dies in einem preußiſchen Circulär noch näher ausgeführt war. Bemerkenswerth erſchien die Aufdringlichkeit des ruſſiſchen Geſandten am Bundestage, Herrn von Anſtett, der im Namen Rußlands die Weisheit der gefaßten Beſchlüſſe noch beſonders ſanktionirte. Die Mainzer Commiſſion tagte fort bis 1828, ohne das allergeringſte Ergebniß zu liefern, woraus hervorgegangen wäre, daß ſie überhaupt nothwendig geweſen ſey.

Das Verfassungswesen in den deutschen Mittelstaaten war mit einziger Ausnahme der Verfechtung des „alten Rechts" in Württemberg eine Sache der Octroyirung und ein bloßes Mittel zum Zweck, die weiland Rheinbundsouveränetäten gegen Oesterreich und Preußen zu stärken, daher auch ein Schooßkind der russischen Politik (die dagegen in Preußen eifrigst gegen das Aufkommen einer Verfassung arbeitete). Natürlicherweise sollte es nun auch immer und ewig nur Mittel zum Zweck bleiben, und es sollte den Völkern nie einfallen dürfen, mittelst der Verfassung und ständischen Vertretung nun auch ihre Noth zur Sprache, ihre Wünsche zur Geltung zu bringen. Aber die Völker, die nichts vom Zusammenhange des deutschen Verfassungswesens mit der russischen Politik wußten noch ahnten, ergriffen das ihnen dargebotene halbe und zweideutige Recht mit einer liebenswürdigen Naivetät und Ehrlichkeit, um ein Werk, auf dem ein diplomatischer Fluch ruhte, einfach durch ihre Unschuld zu segnen. Ueberall trat in den Kammeroppositionen echte deutsche Biederkeit hervor, die weder durch den Spott, mit dem die Diplomatie sie empfing, noch durch die parlamentarischen Ausschweifungen einer unfruchtbaren Doctrin, in die sie später entartete, etwas von dem reinen Glanze ihres ersten Auftretens verliert. Wir wollen die bescheidenen Männer ehren, die zuerst in deutschen Kammern ein wahres Wort zu sagen gewagt haben. Sie richteten freilich nur wenig oder nichts aus, denn wenn sie an die großen Fragen des deutschen Gesammtvaterlandes geriethen, stießen sie sich an die Bundesbeschlüsse, und wenn sie in die innere Politik des Einzelstaats eingriffen, an die Gewohnheitstyrannei der Bureaukratie wie an eherne Mauern. Fast durchgängig bestanden die Mehrheiten der Kammern aus Staatsdienern und Anhängern der Regierungen, und die Oppositionen blieben in der mindern Hand. Der Hauptfehler der deutschen Verfassungen war nämlich, daß sie alle mehr oder weniger nach der Schablone der französischen Charte gemacht waren und die Wähler zur Landesvertretung nicht mehr wie in frühern Zeiten in Ständen und Corporationen suchten, sondern der Kopf-

zahl unter der Bedingung eines Census anheimgaben. Dies machte den Regierungen möglich, ihre eigenen Verwaltungsbeamten auch in die gesetzgebenden Körper wählen zu lassen, so wie es später die Wahlen von talentvollen und energischen Oppositionsmännern erleichterte, die nur auf augenblickliche politische Tagesfragen oder auf allgemeine Doctrinen sahen, das reelle Interesse der einzelnen Stände und Berufsklassen aber hintansetzten, was zum Untergange aller guten alten Gewohnheitsrechte führte, die bisher von der Bureaukratie noch verschont worden waren. Die liberalen Oppositionen wetteiferten mit den Ministerien in der Mißachtung namentlich der Kirche und der Corporationsrechte, im Nivelliren der Staatsbürger, in der Verschmelzung des Bürger- und Bauernstandes und in der Auflösung beider in zwei neue Klassen, reiche Speculanten und arme Proletarier. Die ehrenhaftesten Männer, die in den Kammern muthig gegen manche Mißregierung im Bunde, wie im Einzelstaat in die Schranken traten, befanden sich doch in dem großen Irrthum der Zeit, der unter dem gehässigen Namen der Hierarchie und des Feudalismus die ehrwürdigsten und dem Volke theuersten Einrichtungen niederreißen half, als seyen es Werkzeuge des Despotismus, da sie doch in Wahrheit Schranken gegen denselben gewesen waren. Man hatte sich desfalls viel zu sehr in die Anschauungsweise des französischen Liberalismus vertieft.

Als im Jahr 1825 der alte König Max starb, bekamen die Bayern in dessen Sohn König Ludwig I. einen genialen und kunstliebenden Herrn, der die Universität Landshut sofort nach München verpflanzte, die schon dort vereinigte altbayrische, Mannheimer und Düsseldorfer Bildergalerie durch Ankauf neuer Kunstschätze, insbesondere der von den Brüdern Boisserée gesammelten altdeutschen Gemälde und kostbarer Antiken aus Italien ansehnlich vermehrte und München mit Prachtbauten erfüllte, die nach und nach unter seiner Regierung entstanden, einem neuen Anbau zum königlichen Schlosse, einem neuen Universitätsgebäude, einer neuen Bibliothek, der die Gemälde umfassenden Pinakothek, der die Antiken aufbewahrenden Glyptothek, einer gothischen Kirche in der Au, der byzantinischen Ludwigskirche, einer protestantischen Kirche ꝛc. Auch

baute er bei Regensburg eine ſ. g. Walhalla, beſtimmt die Büſten aller großen Deutſchen aufzunehmen *). München wurde ſeitdem eine Heimath der beſten und zahlreichſten Künſtler Deutſchlands, eine Metropole des Kunſtſchönen, wie Berlin die der Wiſſenſchaft war. Aber auch dieſes edle Streben und Wirken konnte nicht frei bleiben von der Unnatur und Haltungsloſigkeit des Zeitgeiſtes. Man baute zu München nicht in Einem Geiſt, ſondern in der Manier aller Zeiten, griechiſch, römiſch, byzantiniſch, romaniſch, lombardiſch, gothiſch und modern. Die Vermiſchung aller Geſchmäcke war ſeit Göthe Kriterium deutſcher Bildung geworden.

Das allgemeinſte Verdienſt um Deutſchland erwarb ſich König Ludwig dadurch, daß er bald nach ſeinem Regierungsantritt mit Württemberg einen Zollverein abſchloß, der bald erweitert werden ſollte. Wenn der Franzoſe de Pradt mit Recht uns Deutſche wegen unſrer bisherigen Zollſchranken verſpottet und uns mit Thieren in einer Menagerie verglichen hatte, die ſich nur hinter dem Gitter anſehen, ſo war es kein geringes Werk, mit dem Ludwig von Bayern begann, indem auf ſeinen Befehl die erſten Schlagbäume vom deutſchen Boden verſchwanden. Preußen ahmte das Beiſpiel nach, indem es ſich zunächſt nur mit Heſſen-Darmſtadt zu einem ähnlichen Zollverbande einigte; ſodann Hannover, Kurheſſen und Sachſen, die einen mitteldeutſchen Verein bildeten. Im Jahr 1828 kam auf Betrieb des großen Naturforſcher Oken die erſte Verſammlung deutſcher Naturforſcher in Berlin zu Stande, und hier bemühte ſich der geniale Freiherr von Cotta, Deutſchlands erſter Buchhändler, eifrig um eine Verſchmelzung des nord- und ſüddeutſchen Zollvereins zu einem Ganzen, die auch glücklich erreicht, zu Berlin am 27. Mai 1829 unterzeichnet und allgemein in Deutſchland mit Jubel begrüßt wurde. Die tief geſunkenen Hoffnungen auf nationale Einheit lebten wieder auf.

*) Ein griechiſcher Tempel von weißem Marmor, dem Neptunstempel in Päſtum nachgebildet, von zauberiſcher Schönheit, aber etwas in dieſer Gegend neben der romantiſchen Ruine Donauſtauf an dem grünen Waldufer der Donau gar Fremdartiges.

Ein nicht minder großes Verdienſt erwarb ſich König Ludwig durch ſeine Begeiſterung für die katholiſche Kirche. Er war unter allen neuen Monarchen der erſte, der ohne Eigennutz (von dem man wenigſtens die kirchenfreundliche Politik der Bourbons nicht frei ſprechen konnte) als weltliches Staatsoberhaupt der Kirche wieder die Ehre und das Recht zukommen ließ, deren ſie nie hätte beraubt werden ſollen. Je mehr ihn die noch tief in Kirchenhaß befangenen Zeitgenoſſen deshalb geſchmäht haben, um ſo mehr muß man ſeinen Muth und ſeinen Fernblick rühmen. Er ſah ſchärfer in die Gefahren der Zukunft, als andere, und erkannte in der Kirche die einzige Macht, die der Revolution gewachſen iſt, und die einzige Heilkraft, die das an ſo vielen ſittlichen Uebeln leidende Geſchlecht geneſen machen kann. Ludwig rief den lange in der Schweiz und Frankreich verbannt lebenden Görres als Lehrer an die Univerſität München, wo ſich bald ein Verein gelehrter und geiſtreicher Männer bildete, die eine Wiedergeburt des kirchlichen Geiſtes in der Jugend förderten. Uebrigens war Aehnliches auch in einigen paritätiſchen Staaten geſtattet, namentlich zu Münſter, wo Katerkamp, zu Bonn, wo Klee und Windiſchmann, zu Tübingen, wo Möhler in dieſem Geiſte wirkten. Im katholiſchen Deutſchland, außerhalb Oeſterreich, wuchs demzufolge ein junger Klerus voll heiligem und reinem Eifer heran.

Nach Unterdrückung aller patriotiſchen Beſtrebungen durch die Karlsbader Beſchlüſſe war das Auftreten und Wirken König Ludwigs wieder der erſte Hoffnungsſtrahl, der eine beſſere Zukunft verhieß.

Die Julirevolution elektriſirte Deutſchland wie einen Schlafenden, der jäh aufwacht. Die Unzufriedenen ſchöpften aus dem, was im Nachbarlande geſchah, neuen Muth, und die Regierungen erſchracken. Verrieth es die ungeheure Inferiorität, zu welcher die große deutſche Nation herabgeſunken war, daß ſie ſich in ihrer eigenen Ohnmacht und Trägheit dergeſtalt von außen elektriſiren ließ, ſo ging doch alles höchſt natürlich zu. Die Franzoſen bewährten ſich wieder als das Volk der That. Eine That wie die

Julirevolution mußte imponiren durch ihr unerwartetes, blitzähnliches Hereinbrechen, durch ihre die Faulheit und Feigheit so vieler andern Nationen beschämende Kühnheit und durch die großen Hoffnungen, die sie erweckte. Zum erstenmal war der Alpdruck gehoben, der seit Gründung der heil. Allianz auf der Brust schwer athmender Völker lastete.

Uebrigens folgten der französischen Revolution in Deutschland nur Revolutiönchen da, wo die Mißregierung kleiner Fürsten das äußerste Maaß überschritt und der lange verhaltene Ingrimm des Volkes endlich sich Luft machte.

In Braunschweig ereigneten sich damals traurige Dinge. Der edle Herzog Wilhelm, der bei Quatrebras gefallen war, hatte zwei junge Söhne hinterlassen, Karl und Wilhelm. Der erstere war rechtmäßiger Erbe des Herzogthums unter der Vormundschaft seines welfischen Vetters, des Königs von England. Das kleine Land wurde interimistisch durch den Minister von Schmidt-Phiseldeck verwaltet und erhielt 1820 seine obligate Verfassung, wie alle andern deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Jedermann war damit zufrieden. Als aber der junge Karl in seinem neunzehnten Jahre, 1823, selbst die Regierung übernahm, war ihm alles nicht recht, was bisher geschehen war. Noch zu jung und unreif zum ernsten Geschäfte des Regierens bildete er sich ein, er komme zu spät dazu, klagte den verdienstvollen Schmidt-Phiseldeck als Hochverräther an, er habe die Vormundschaft verlängern wollen, brach in einem Edict vom 10. Mai 1827 in die gröbsten Invectiven gegen den König von England aus, hob die Verfassung wieder auf, verkaufte die Domänen, nahm den Staatsschuldentilgungsfond weg, ließ Urtheile des Gerichtshofes zerreißen und führte mit seinen Gesellen Klindworth, Bosse, Fricke und Bitter ein solches Bubenregiment, daß die Stände beim Bundestage klagen mußten. Inzwischen begnügte sich der Bund, nur das Benehmen des Herzogs gegen den König von England zu rügen, und den Herzog zum Widerruf des Edicts vom 10. Mai aufzufordern, drückte aber zu allem, was er gegen seine Unterthanen sündigte, die Augen zu. Der Herzog aber wider-

rief nicht, ſondern reiſte mit vollem Beutel nach Paris, um dort ſeinen Lüſten zu fröhnen, als ihn daſelbſt die Julirevolution überraſchte. Da war ſeines Bleibens nicht länger; eilends floh er davon. Als er aber wieder deutſche Luft athmete, wuchſen ihm wieder Muth und Trotz. In der Vorausſetzung, die Deutſchen ließen ſich alles gefallen, rühmte er ſich, er wolle es mit dem Volke aufnehmen und werde ſich anders zu ſchützen wiſſen als Karl X. Als man ihn um Abſtellung der verderblichen Geldwirthſchaft erſuchte, die das Land ruiniren müſſe, weigerte er ſich und rief herausfordernd, das Volk ſolle ſich nur auflehnen, ſeine Kanonen ſeyen ſchon geladen. Allein der Pöbel nahm dieſe Herausforderung des unbeſonnenen Fürſtenkindes an, warf den Wagen des Herzogs und ſeiner Maitreſſe, einer Schauſpielerin, mit Steinen, umringte ſein Schloß und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen aus. Die höheren Stände und ehrbaren Bürger vermochten den Herzog zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen; allein er hatte auch nicht den Muth, ſchießen zu laſſen, und machte ſich durch den Garten feig aus dem Staube. Das wüthende Volk aber brach nun in das Schloß ein und brannte es ganz und gar nieder, am 7. September 1830. Da niemand wußte, wohin Karl geflohen war, erſchien ſein Bruder Wilhelm, den Preußen und Hannover unterſtützten, in Braunſchweig, beruhigte die Aufgeregten, übernahm die Regierung, ſtellte die Verfaſſung wieder her und wurde als Stellvertreter ſeines Bruders auch vom Bundestage anerkannt. Ein toller Verſuch des Vertriebenen, mit einer demokratiſchen Proklamation an der Spitze von zuſammengerafftem Pöbel in Oſterode eine Contrerevolution zu Stande zu bringen, ſcheiterte am Widerſtand der Einwohner, am 29. November.

Wenige Monate ſpäter wurde daſſelbe Oſterode Schauplatz einer großen Aufregung gegen die Regierung von Hannover. Die Hannoveraner hatten ſich über die ausſchließliche Adelsherrſchaft in ihrem Lande zu beklagen, womit Vernachläſſigung des Bauern- und Bürgerſtandes, der Induſtrie und des Handels, große Heimlichkeit der Verwaltung und Langſamkeit der Juſtiz verbunden war.

Im Anfang des Jahres 1831 improvisirte ein gewisser König in Osterode eine Nationalgarde, um den Forderungen des Volkes Nachdruck zu geben, und begannen auch die Bürger und Studenten in Göttingen zu tumultuiren. Gegen den als Patrioten in den Unglücksjahren der napoleonischen Herrschaft wohlbekannten Grafen Münster wurde eine „Anklage" gedruckt und verbreitet, worin ihm hauptsächlich die Schuld gegeben wurde, das Land zum Besten des Adels vernachlässigt zu haben. Aber die Regierung ließ sich nicht einschüchtern, sie schickte Truppen und ließ die Häupter des Aufruhrs festnehmen, in Göttingen die Doctoren Ahrens und Rauschenplatt. Der König von England ernannte sodann seinen Bruder Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, zum Vicekönig in Hannover, erließ eine beruhigende Proklamation und berief die Stände ein, die in ruhiger Berathung die Abschaffung mancher alten Mißbräuche vornahmen.

In den Herzogthümern Schleswig-Holstein gab sich nach der Julirevolution eine etwas aufgeregte Stimmung kund. Ein Kanzleirath Lornsen, Landvogt auf der Insel Sylt, brachte zuerst die Beschwerden dieser deutschen Länder gegen die dänische Regierung zur Sprache und wurde auf die Festung gesetzt. Aber eine Adresse der Prälaten und Ritter vom 22. November 1830 wiederholte in unterwürfigen Ausdrücken die Beschwerden. Im Mai 1831 führte der Dänenkönig Friedrich VI. Provinzialstände ein, aber je für Schleswig und Holstein besondere, wogegen die Ritterschaft wieder vergebens protestirte. Lornsen wurde erst 1832 wieder freigelassen. Zugleich erfolgten einige Erleichterungen des Verkehrs.

In Sachsen war der vielgeprüfte König Friedrich August 1827 gestorben und hatte sein schon hochbejahrter Bruder Anton die Regierung angetreten. Auffallenderweise hatte sich das Haus Wettin, seitdem Friedrich August der Starke am Ende des 17. Jahrhunderts katholisch geworden war, um König von Polen werden zu können, und die italienischen Künste pflegte, nicht nur von den alten Sympathien des lutherischen Stammlandes, sondern auch

von dem modernen Geistesleben, dem Leipzig als großer Büchermarkt zum Mittelpunkt diente, abgewandt. Nirgends wurde noch so alterthümlich regiert als in Sachsen. Die ungeheuren Stürme der napoleonischen Zeit hatten am Gange der Staatsmaschine nichts geändert, die Bewegung der Presse und des Liberalismus seitdem eben so wenig. Die Hof- und Landtagsaristokratie schleppte ihren langen Zopf bis in die dreißiger Jahre nach. Zum erstenmal 1829 erinnerte der Bürgerstand durch eine Adresse die eingeschlafene Monarchie, es sey Morgen geworden, man warte auf Aenderungen. Sie ließen aber auf sich warten. Am 25. Juni 1830, vier Wochen vor der Julirevolution, wollte die Stadt Dresden und die Universität Leipzig das Jubiläum der augsburgischen Confession feiern, aber der Regierungscommissär untersagte es, um den katholischen Hof nicht zu beleidigen. Das führte damals schon zu einem Tumult der protestantischen Bevölkerung und die Aufregung war noch nicht gestillt, als die Nachricht von der Julirevolution in Paris sie neu aufflammen machte. Am 2. September brach ein großer Tumult in Leipzig aus, der mehrere Tage lang dauerte, und am 9. in Dresden selbst, wo das Rathhaus und Polizeigebäude von den wüthenden Insurgenten in Asche gelegt wurden. Auch in Bautzen und Chemnitz fielen Tumulte vor. Da gab der greise König endlich nach und nahm seinen wohlwollenden und beim Volke auch beliebten Sohn Friedrich August zum Mitregenten an, der den verhaßten Minister Einsiedel entfernte und durch den beliebten v. Lindenau ersetzte, die ärgsten Mißbräuche, hauptsächlich in der städtischen Verwaltung, abschaffte und die alte Verfassung zeitgemäß umänderte. Der greise Anton starb 1835 und der Mitregent folgte ihm als König.

In Kurhessen dauerte die üble Wirthschaft fort. Die Hessen, einer der edelsten und tüchtigsten deutschen Volksstämme, unterlagen einem besondern Mißgeschick. Der alte Kurfürst Wilhelm I. starb zwar 1821, und sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm II., schaffte die Zöpfe und andere Wunderlichkeiten seines Vaters ab. Allein im Ganzen wurde nicht besser regiert. Der

Kurfürst gab sich ganz seiner Maitresse, einer Berlinerin von geringer Herkunft hin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, und ließ sich durch Drohbriefe dermaßen einschüchtern und erschrecken, daß er alle Kerker mit Verdächtigen anfüllte und daß sich kaum mehr ein Fremder nach Cassel wagte, um nicht inquirirt zu werden. Endlich entdeckte man, jene Drohbriefe seyen von niemand anders, als von dem Polizeidirektor Manger in Cassel selbst verfertigt, der den Kurfürsten, je mehr er ihn in Furcht hielt, um so besser in seinem Interesse lenken konnte.

Die Ermuthigung aller Unzufriedenen durch die Julirevolution und die revolutionäre Bewegung im nahen Braunschweig exaltirte auch die Bevölkerung von Cassel dergestalt, daß sie sich am 6. September 1830 erhob und dem Kurfürsten Forderungen stellte, die er abzulehnen nicht mehr den Muth hatte. Er versprach Einberufung der Stände, Revision der Verfassung, Abschaffung der Mißbräuche, zog es aber bald vor, die Regierung einstweilen seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu überlassen und sich von Hessen ganz zu entfernen. Denn die Hanauer hatten alle Mauthen an ihrer Grenze zerstört, die Stimmung war überall sehr erbittert und in Cassel selbst war die Gräfin von Reichenbach*) insultirt und genöthigt worden, die Stadt zu verlassen. Ihr folgte nun der Kurfürst nach. Der Kurprinz aber war am wenigsten gewillt, dem Volke nachzugeben, und da von Frankreich her weiter keine Gefahr drohte, und der deutsche Bund seine Autorität behauptete, so setzte er der Volkspartei eine unerwartete Festigkeit und Feindseligkeit entgegen. Auch er hatte eine Geliebte, Frau Lehmann, die Gattin eines preußischen Offiziers, die er zur Gräfin von Schaumburg erheben ließ und heirathete. Mit dieser Heirath war seine Mutter, die Kurfürstin Auguste, Nichte des Königs von Preußen, nicht zufrieden. Die Einwohner von Cassel nahmen Partei für die edle Mutter, und als dieselbe nach langer Zeit

*) „Die Person des Kurfürsten ist heilig und unverletzlich," stand in der Verfassung, „die Person" wurde aber auf die Gräfin bezogen.

wieder einmal zum Theater fuhr, brach allgemeiner Jubel aus, eine Demonstration, die sogleich blutig bestraft wurde, denn nach dem Theater wurde das heimkehrende Publikum vor der Thüre von der Reiterei attakirt, die blind in die wehrlose Menge einhieb, am 7. Dezember. Die Stände, Professor Jordan von Marburg an der Spitze, klagten bitter über diesen Greuel, aber ohne Erfolg. Polizeidirector Gießler, der das Publikum hätte schützen sollen und der im Gegentheil die Disposition zu der unritterlichen Attake hatte treffen helfen, wurde mit einem Orden belohnt.

Die neue kurhessische Verfassung kam zwar 1831 zu Stande, allein der Kurprinz widersetzte sich allen liberalen Forderungen und bediente sich dazu des Minister Hassenpflug als Werkzeug, eines Mannes, der mit allen Ansprüchen eines strengprotestantischen Kirchenglaubens unbeugsame Härte nach unten verband. Die Kammer wurde zweimal aufgelöst; Jordan, das Haupt der Opposition trat endlich aus. Der Kurfürst ahmte seinem Vater und Großvater in der Neigung des Geldsammelns nach (für seine Kinder aus morganatischer Ehe) und eignete sich das hessen-rotenburgische Erbe (nach dem Aussterben dieser mediatisirten Nebenlinie im Jahr 1834) als Privateigenthum an.

In Hessen-Darmstadt starb der alte Großherzog Ludwig I. im April 1830 und folgte ihm sein Sohn Ludwig II. Dieser Herr bekam alsbald Streit mit seinen Ständen, da sie die 2 Millionen Gulden Privatschulden, die derselbe vor seinem Regierungsantritte gemacht hatte, nicht auf die Staatskasse wollten übertragen lassen, sofern das Land ohnehin mit Steuern schon mehr überbürdet war, als irgend ein andres (6 fl. 12 kr. zahlte jeder Kopf jährlich zu den Staatslasten). Am schlimmsten beschwert waren die Bauern im Isenburgischen, die außer den Staatsabgaben auch noch dem mediatisirten Grafen von Isenburg Feudalabgaben leisten mußten. Die Julirevolution machte nun auch ihnen Muth, im September erhob sich fast der ganze Odenwald in Zorn über die 100,000 Gulden, die umgelegt worden waren, um die Em-

pfangsfestlichkeiten auf einer Rundreise des Großherzogs zu bezahlen. Die empörten Bauern stürmten Büdingen, den Sitz eines Isenburgischen Grafen. Excesse wurden begangen, doch niemand ermordet. Als der aus den Feldzügen Napoleons wohlbekannte Prinz Emil mit Truppen kam, gingen die Bauern freiwillig wieder auseinander. Die Truppen aber hieben im Eifer auf einen Haufen bewaffneter Bauern ein, die ein loyaler Förster zum Kampf gegen die Insurgenten hatte führen wollen, bei Södel. Die Ruhe wurde vollkommen hergestellt.

Im benachbarten Nassau wagten die Stände 1831 die Steuern zu verweigern, weil der Herzog Wilhelm die reichen Domänen als Privatgut für sich behielt und nichts davon zur Deckung der Staatskosten hergeben wollte. Die Protestation half aber nichts, der Herzog ließ sich von fünf ihm ergebenen Deputirten in Abwesenheit aller andern die Steuern votiren, den Kammerpräsidenten Herber aber, einen Greis, auf der Marburg einkerkern.

Die reinsten und edelsten deutschen Volksstämme in dieser Misere der kleinlichsten Mißregierung hülflos versunken zu sehen, nicht unter dem Schutz, sondern unter dem Druck der Bundesgewalt, war etwas Trauriges, für den Geschichtschreiber wiederzuerzählen schmerzlich, aber selbst zu erleben noch viel widerwärtiger.

In Baden hielt Großherzog Ludwig zwar sehr auf seine Kronrechte, untergrub aber das Ansehen der Staatsgewalt im Volke indirekt dadurch, daß er auf eine höchst übertriebene und unnatürliche Weise das Ansehen der Kirche bei demselben Volke zu vernichten trachtete. Auch die Liberalen, anstatt die Kirche in ihrem ewigen Recht gegen die Willkür der Staatsgewalt zu schützen, schienen in dem Maaß, in welchem sie selbst von dieser Staatsallmacht in allen politischen Fragen gedemüthigt wurden, sich an der Kirche erholen, ihre Tapferkeit und Macht an der Kirche auslassen zu wollen und wetteiferten mit dem Ministerium in Verfolgung der Kirche und Unterwühlung des Volksglaubens. Daß der Papst Wessenberg nicht zum Bischof ernannt, veranlaßte Aeußerungen in der badischen Kammer von 1819 und 1820, die gegen

alle Begriffe der katholiſchen Kirche liefen. Man ſolle nach dem Papſt gar nicht fragen, hieß es. Lieber ein Schisma, als ein Concordat, rief Duttlinger. Die Laien müſſen Antheil am Kirchenregiment haben, wie die Stände an der Geſetzgebung, rief von Rotteck. Als endlich 1827 der neu errichtete erzbiſchöfliche Stuhl von Freiburg im Breisgau beſetzt wurde, konnte der erſte Erzbiſchof Bernhard die Drangſalirung durch den Oberkirchenrath, durch die renitenten, von der Regierung geſchützten Pfarrer und durch die Profeſſoren der Univerſität kaum aushalten. Schon 1828 trug Duttlinger in der Kammer darauf an, der Cölibat ſolle aufgehoben werden.

Endlich ſtarb Großherzog Ludwig im März 1830 und ihm folgte ſein Stiefbruder Leopold, Graf von Hochberg, ohne weitere Einſprache der früheren Erbberechtigten (Bayern für die Pfalz, Oeſterreich für den Breisgau). Leopold war nicht ſehr begabt, aber äußerſt gutmüthig und erwarb ſich bald den Namen des „Bürgerfreundlichen", weil er den liberalen Miniſter Winter und die Kammer nach der Julirevolution nach Gefallen walten ließ. In der Kammer ragten unter vielen andern liberalen Rednern die beiden Hofräthe und Freiburger Profeſſoren von Rotteck und Welker hervor, die am conſequenteſten den franzöſiſchen Liberalismus nachahmten und die conſtitutionelle Theorie der Pariſer Doctrinäre des Breiteſten wie in ihren langen Reden, ſo bald auch in ihrem bändereichen Staatslexicon auseinanderlegten. Das imponirte damals. Die badiſche Kammer empfing ſo viele Huldigungen aus dem übrigen Deutſchland, daß ſie ein Recht hatte, ſich als Muſterkammer zu geriren. Was ſie im Nivelliren der Stände, in der Mißachtung der Kirche, in der Ueberſchätzung der Schulweisheit, in der falſchen Vorausſetzung, das Volk ſey ſo oder könne ſo ſeyn, wie ſie es haben wollte, vielfach geſündigt, das machte wenigſtens Welker wieder gut durch den ehrlichen Muth, mit dem er immer die große nationale Frage ins Auge faßte. Er trug am 15. October 1831 förmlich auf eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung an, was freilich erfolglos blieb, ſo wie auch die von ihm

in Baden damals wirklich durchgesetzte Preßfreiheit auf Befehl des Bundes wieder zurückgenommen werden mußte. Die badische Regierung zeigte viel Halbheit, indem sie der Kammer alles nachsah und sich hinterdrein durch den Bundestag befehlen ließ, was geschehen sollte. Eine Schwäche, die ihr ganzes Ansehen untergrub.

Auch fuhr man hier fort, die Kirche zu unterwühlen. Im Jahr 1831 bestürmte man die Kammer abermals um Abschaffung des Cölibats und das Gesuch wurde mit versiegelten Unterschriften von 156 Geistlichen unterstützt. Ein Pfarrer Hennhöfer führte seine ganze Gemeinde sammt dem Gutsherrn Freiherrn von Gemmingen zum Protestantismus über; auch Professor Reichlin-Meldegg in Freiburg trat über. Als Erzbischof Bernhard 1835 aus Kummer und Sorge abdankte und bald darauf starb, folgte ihm Ignaz, der nicht weniger zu leiden bekam, indem damals alles eine Synode verlangte, um mit größter Ostentation reformiren zu können, und Dekan Kuenzer in Constanz, vom Oberkirchenrath beschützt, dem Erzbischof aufs frechste trotzte. Kuenzer agitirte gewaltig gegen den Cölibat und öffnete seine Kirche einem weltlichen Concert; der klagende Bischof wurde hohnlachend abgewiesen. Da faßte Freiherr von Andlaw zum erstenmal 1837 die Beschwerden der Katholiken in Baden wegen systematischer Kränkung ihrer Rechte in eine Motion zusammen, die freilich nur Erbitterung erregte und damals noch keinen Erfolg hatte. — Auch auf dem protestantischen Kirchen- und Schulgebiet wurde durch den geheimen Kirchenrath Paulus systematisch der fromme Glauben des Volkes unterwühlt und fast Niemand mehr zu geistlichen Aemtern befördert, der nicht dem „Denkglauben“ jenes Paulus huldigte.

König Ludwig von Bayern war zu deutsch gesinnt, um an der aus Frankreich kommenden Aufregung nach der Julirevolution eine Freude zu haben. Er erließ im Januar 1828 ein strenges Censuredict, weshalb nachher die Kammer die Minister in Anklagestand versetzen wollte. Auch klagte die Kammer über die zu hohen Ausgaben für die Kunst und strich 2 Millionen vom Budget, beschränkte sich indeß nachher auf eine. Am lautesten war der Lärm

in Rheinbayern, wo die liberalen Blätter der Doctoren Wirth und Siebenpfeifer (Tribune und Weſtbote) ſchon eine republikaniſche Färbung annahmen. Sie wurden unterdrückt durch den Bundestag, im März 1832. Nun ſtifteten aber Schüler, Savoie und Geib einen Verein für Preßfreiheit. Sie und ihr Anhang waren es auch, die auf den 27. Mai eine große Volksverſammlung zur Feier der bayriſchen Verfaſſung auf das Schloß Hambach bei Neuſtadt an der Hardt ausſchrieben. Dieſelbe kam auch, ſogar unter Mitwirkung der nächſten Behörden zu Stande, obgleich es eine noch impoſantere Demonſtration zu werden drohte, als einſt das Wartburgfeſt. Es war herrliches Wetter und eine unendliche Volksmenge ſtrömte mit Muſik, Fahnen und Bändern zu dem ſchönen Berge, auf dem alle Häupter der damaligen äußerſten Partei in Deutſchland nebſt vielen polniſchen Flüchtlingen und franzöſiſchen Republikanern verſammelt waren. Der Meiſter des Tages war Dr. Wirth, dem man von Frankfurt a. M. ein deutſches Ehrenſchwert geſchickt hatte, der gefeiertſte Gaſt aber der bleiche Jude Börne, deſſen Sarkasmen gegen die deutſchen Zuſtände damals ſehr in die Mode gekommen waren. Einige Schreier wollten gleich friſchweg die deutſche Republik proklamiren und „zu den Waffen“ rufen. Wirth allein hielt noch zur Noth den deutſchen Charakter der Feier feſt, die ſonſt ganz nur den des „jungen Europa“ angenommen haben würde, einer Verbrüderung der Exaltirten aller Länder, wie ſie ſpäter in der Schweiz wirklich begründet wurde. Aus einer Vergleichung dieſes wilden Franzoſen-, Polen- und Judenfeſtes mit dem Wartburgfeſt von 1817 erkennt man den Umſchwung, der in den Gemüthern der deutſchen Jugend vor ſich gegangen war. Man hing nicht mehr mit einer ehrlichen und jungfräulichen Begeiſterung an einer rein deutſchen Sache, ſondern buhlte unſelbſtändig und unwürdig mit einem überlegenen fremden Geiſte.

Da am gleichen Tage auch in Gaibach bei Würzburg eine Volksverſammlung abgehalten wurde, auf welcher Behr das große Wort führte, und auch in Zweibrücken, Kaiſerslautern, Nürnberg

kleine Tumulte vorkamen, schritt die bayrische Regierung ein und schickte den Feldmarschall Fürsten Wrede mit Truppen nach der Pfalz. Alles blieb fortan ruhig, nur im Dorf Ixheim kam es zu einem kleinen Gefecht zwischen dem Militär und muthwilligen Bauernjungen. Die Angeklagten wurden von den Assisen in Landau freigesprochen, aber Dr. Wirth wegen Verbreitung seiner Vertheidigungsschrift gefangen gesetzt. Siebenpfeifer, Savoie, Schüler und Geib entkamen.

Ein Volksfest hielten am 13. Juni auch die Badener in Badenweiler ab, wo Rotteck sprach, der aber vorsorglich bereits die dreifarbige deutsche Reichsfahne unter der badischen Fahne hatte anbringen lassen und sich mit viel Ostentation gegen die Hambacher Republikaner erklärte. Aehnliche Volksversammlungen hielt man in Wilhelmsbad, zu Bergen in Hessen, und in Marburg verbrannten die Studenten ein Buch, das Professor Vollgraf gegen das Verfassungswesen geschrieben hatte.

Der Bundestag hatte sich seit der Julirevolution ziemlich ruhig verhalten und die Dinge abgewartet. In dem Maaße, wie die Gefahr einer Verbreitung der Revolution vom Rhein her verschwand, ertheilte er einzelne Schläge, Verbote liberaler Blätter ꝛc. Endlich schien es aber Zeit, allgemeine Maaßregeln zu treffen, d. h. so viel als die Karlsbader Beschlüsse wieder in Erinnerung zu bringen und die deutschen Zustände dahin zurückzuführen, wo sie das tumultuarische Jahr 1830 gefunden hatte. Neue Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 verboten die Vereine, die Volksversammlungen und Volksfeste, das Tragen revolutionärer Farben, erneuerten die Karlsbader Beschlüsse hinsichtlich der Universitäten, verfügten eine neue strenge Fremdenpolizei und sicherten jeder etwa bedrohten Regierung militärische Hülfe zu. Da hiedurch über die ursprüngliche Bundesacte hinaus- und in die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten eingegriffen wurde, antwortete sofort in allen deutschen Kammern ein Lauffeuer von Protestationen, die noch in den folgenden Jahren fortgesetzt wurden, aber erfolglos blieben.

Auch den badiſchen Rednern half ihre Loyalität in Badenweiler nichts; der Bundestag ſah hinter dieſer Verfaſſungstreue eine gefährliche Spitze und die badiſche Regierung wurde veranlaßt, ſogar auf einige Zeit die Univerſität Freiburg zu ſchließen. In Württemberg fiel damals gar nichts vor, weil der König ſeit der Julirevolution die Stände nicht einberief und ruhig die allgemeine Abkühlung abwartete. Erſt im Jahr 1833 kamen die Stände in Stuttgart zuſammen, proteſtirten gegen die Bundesbeſchlüſſe und wurden aufgelöſt, die neugewählte Kammer führte jedoch eine ſehr liberale Sprache. Bemerkenswerth durch die große Anerkennung, die ſie fand, war eine Schrift des Abg. Paul Pfizer, worin derſelbe in einer innigen Vereinbarung der deutſchen Mittelſtaaten mit Preußen auf der conſtitutionellen Bahn das einzige Heil für Deutſchland erblickte.

Wenige Tollköpfe faßten damals den Plan, den Bundestag in Frankfurt ſelbſt zu ſprengen, und ſtürmten am 3. April dort die Hauptwache, wurden aber leicht überwältigt. Es waren namenloſe Abenteurer, welche dieſes Frankfurter Attentat begingen, Studenten, zwei Doctoren, Neuhof und Bunſen ꝛc., doch erregte es großes Aufſehen und führte viele Verhaftungen herbei. Einige Studenten entkamen aus dem Gefängniß. Ein Pfarrer Weidig tödtete ſich im Gefängniß, um Mißhandlungen zu entgehen, ein furchtbares Nachtſtück in der frivolen Zeit.

Der Kaiſer von Rußland benutzte die bei den deutſchen Regierungen eingetretene Beſorgniß und Mißſtimmung wegen des revolutionären Geiſtes, um mit denſelben einen Separatcongreß zu München-Grätz abzuhalten, am 10. September 1833, und hier ſeine innige Allianz mit den deutſchen Mächten zu befeſtigen gegenüber der engliſch-franzöſiſchen Coalition, die zwar weder in Polen noch Italien für die Völkerfreiheit intervenirt hatte, aber doch immer noch die Hoffnung derſelben blieb. Perſönlich erſchienen die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der Kronprinz von Preußen; der König von Preußen kam nicht ſelbſt, hatte aber im Bade Töplitz eine Beſprechung mit dem Fürſten Metternich.

Es handelte sich nicht blos von der Reaction in Deutschland, sondern auch von der in Polen. Kaiser Nicolaus setzte durch, daß die deutschen Großmächte, als Garanten der Selbständigkeit des Königreichs Polen, dasselbe aufgaben und in Rußland aufgehen ließen. Der Congreß beschloß, wieder eine deutsche Ministerconferenz nach Wien einzuberufen, und der Kronprinz von Preußen machte unmittelbar darauf eine Rundreise durch die Mittelstaaten (Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München), um sie für die Conferenz vorzubereiten. Französische und englische Blätter tadelten bitter, daß Oesterreich und Preußen sich dem Willen Rußlands fügten, und verfehlten nicht, in Erinnerung zu bringen, wie sehr diese beiden deutschen Großmächte ihren eigenen Interessen zuwiderhandelten, indem sie die Garantie des Königreichs Polen verleugneten. Aber Frankreich und England selbst hatten dieser Garantie bereits entsagt und sich dadurch abgefunden, daß Rußland seinerseits die Garantie des Königreichs der Niederlande aufgab und Belgien anerkannte.

Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Ministerconferenz in Wien, in welcher sofort beschlossen wurde, das Staatsoberhaupt in jedem Bundesstaate solle sich verpflichten, aufs strengste an seinen Souverainetätsrechten festzuhalten und nichts davon etwa ständischem Andringen zu opfern, ferner ein Bundesschiedsgericht zu ernennen, von dem etwaige Streitigkeiten zwischen Souverainen und Kammern entschieden werden sollten, Steuerverweigerung von Seite der Kammern nicht zu dulden, der bedrohten Souverainetät alsbald Bundeshülfe durch Executionstruppen zu leisten, und die Presse sowie die Universitäten im Sinne der Karlsbader Beschlüsse auch forthin streng zu überwachen, die Zahl der politischen Blätter insbesondere einzuschränken. Damit war der ständischen Opposition die Sehne der Kraft durchschnitten und die Presse auf den Zustand vor der Julirevolution zurückgebracht.

Dasselbe Rußland, welches in der Wiener Ministerconferenz 1820 das deutsche Verfassungswesen gegen Oesterreich in Schutz genommen hatte, war jetzt zu München-Grätz gegen dasselbe auf-

getreten und hatte nur deshalb die neue Conferenz veranlaßt, und zwar, weil die Verfassungsfreunde in Deutschland nicht auf russischer, sondern französischer Seite standen. Es wollte sich aber den Vortheil, den es bisher aus der Verstärkung der deutschen Mittelstaaten gezogen hatte, nicht entgehen lassen und trug sein Protectorat in dem Maaß, indem es dasselbe den Verfassungen entzog, um so wärmer den Souverainetäten an. In der berüchtigten russischen Denkschrift vom Jahre 1834, die bei den Höfen der deutschen Mittelstaaten heimlich in Circulation gesetzt wurde, warnte der russische Diplomat die ehemaligen Rheinbundsouveraine vor Oesterreich, das immer noch Kaisergedanken hege, das geistlos regiert werde und dessen Obergewalt unerträglich seyn würde, vor Preußen, das sich Deutschland durch den Zollverein unterwerfen wolle, und vor Frankreich, das ihre Unterthanen aufwiegle und die Revolution nach Deutschland verpflanzen wolle. Nur Rußland allein sey der natürliche Protector der deutschen Mittelstaaten.

Preußen wurde durch die Julirevolution kaum berührt. In Aachen und Elberfeld machten 1830 die Fabrikarbeiter wegen zu niederer Löhne, in Berlin und Breslau die Schneider gegen die concessionirten Kleiderhandlungen, durch die sie außer Nahrung gesetzt wurden, kleine Tumulte. Sonst erhob sich keine Opposition. Schon in den Jahren 1823 und 1824 waren nach und nach die vom König bewilligten Provinzialstände in den einzelnen Provinzen ins Leben getreten, die ohne Geräusch die Lokalinteressen beriethen. Von einer Erweiterung und Concentrirung derselben zu den Reichsständen, die der König früher versprochen hatte, war nicht die Rede und ließ man sich in Preußen auch durch das Beispiel der Julirevolution und der Bewegungen in den deutschen Mittelstaaten nicht hinreißen, die Krone an das gegebene Versprechen zu erinnern. Alles blieb ruhig.

Das Land erholte sich allmälig von den Leiden des großen Krieges. Bildung blieb der Hebel in der Staatsmaschine. Aber je hoffährtiger sich diese Bildung nicht blos in der Hegel'schen Philosophie, sondern sogar auch in der Volksschule über den christlichen

Glauben stellte, um so weniger konnte der Ausbruch eines offenen Kampfes zwischen dem heidnischen Bildungsprincip der Staatsschule und dem christlichen Glaubensprincip ausbleiben, ein Kampf, der später die ganze Monarchie erschüttern sollte. Wie weit die Aufklärung auch schon im katholischen Klerus gediehen war, beweist die Erhitzung junger Priester in Schlesien gegen den Cölibat. Die beiden Brüder Theiner an der Spitze, forderten diese geweihten Jünglinge geradezu vom Staate die Gewährung der Priesterehe, die ihnen die Kirche versagte, im Jahr 1825. Der König von Preußen wies sie jedoch ab, und der Hauptagitator, der ältere Theiner, ging aus Zorn nach Rom und trat in einen geistlichen Orden. Auf dem protestantischen Gebiete versuchte eine Gegenwirkung gegen die Uebermacht des Unglaubens zuerst Claus Harms in Holstein schon im Jahr 1817. Er wurde als Finsterling verschrien. Der beliebte Prediger und theologische Lehrer Schleiermacher in Berlin erwarb sich das Verdienst, wenigstens zu vermitteln und den Gebildeten die Religion durch das philosophische Gewand, in das er sie geistreich zu kleiden wußte, wieder zu empfehlen. Noch kräftiger und unmittelbarer wirkten mit englischem Gelde von London aus die Bibelgesellschaften, die über alle protestantischen Länder des Continents Bibeln ausschütteten und das Studium des Buchs der Bücher neu belebten. Während aber mehrere hochbegünstigte Theologen in Preußen, namentlich Marheineke in Berlin, die Lehre Luthers und Calvins geradezu durch die Lehre Hegels zu verdrängen suchten, und sich in der ungeheuerlichsten Ketzerei eines pantheistischen Christenthums gefielen, blieb die weit überwiegende Mehrheit der Pastoren und Schulmänner dem alten Rationalismus treu, mit dem groß zu thun mittelmäßigen Geistern am bequemsten war, und der damals unter den Theologen noch viele Autoritäten zählte. Insbesondere war das benachbarte Sachsen ganz aufgegangen in Rationalismus der seichtesten Gattung und auch die preußische Universität Halle durch den Einfluß von Gesenius und Wegscheider ihm verfallen.

Die kirchliche Zerfahrenheit und die vorherrschende Gleichgül-

tigkeit für jedes Dogma machte es möglich, daß der König von Preußen schon im Jahr 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier eine Union der lutherischen und reformirten (calvinischen) Kirche vorschlagen, und da sich kein Widerspruch erhob, auch decretiren konnte. Unterm 30. Juni desselben Jahrs befahl er, beide Kirchen sollten künftig nur die vereinigte evangelische Landeskirche heißen. Bei der Reformationsfeier selbst, am 31. October, ließ er in Berlin das Abendmahl nach lutherischem und calvinischem Ritus zugleich austheilen. Damit war die christliche Bruderliebe empfohlen und doch jedem Dogma und Ritus sein Recht gelassen, weshalb auch niemand daran Anstoß nahm. Aber schon 1822 wurde eine neue Kirchenagende, die seit 1816 nur für die Hofkirche in Berlin und Potsdam bestimmt gewesen war, in verbesserter Gestalt sämmtlichen Garnisonskirchen aufgenöthigt und zugleich allen Kirchen des Landes empfohlen. Durch vermehrten Altardienst, Antiphonien und Abkürzung der Predigt schien dieser neue Ritus der katholischen, sogar der russischen Kirche näher gebracht zu werden, fand daher vielfachen und lauten Widerstand, vorzugsweise bei denen, die eigentlich gar keinen Gottesdienst mehr wollten, sondern nur noch eine philosophische Vorlesung in Predigtform. Andere sprachen dem König die Competenz ab; ein calvinischer Fürst habe nicht das Recht, ohne die natürlichen Vertreter der lutherischen Kirche vorher in einer Synode befragt zu haben, den lutherischen Cultus zu ändern. Inzwischen wurde die Agende von Jahr zu Jahr eindringlicher empfohlen. Vergebens protestirte selbst Schleiermacher und der Magistrat von Berlin, 1826. Erst wurden alle Candidaten auf die Agende verpflichtet, nachher wurde sie auch den schon angestellten Geistlichen befohlen, und die Rationalisten waren es zuerst, die sie, um der Regierung zu gefallen und um befördert zu werden, annahmen. Endlich widerstand niemand mehr, außer einigen frommen Lutheranern in Schlesien, der Breslauer Professor Scheibel an der Spitze, 1830. Aber man strafte sie hart, steckte sie zum Theil ins Gefängniß, setzte sie ab und trieb sie aus dem Lande. Gegen die Gemeinde Hönigern, die von ihrem Pfarrer Kellner

nicht laſſen wollte, wurde noch im Jahr 1835 Militärgewalt angewandt, und Conſiſtorialrath Hahn, von Soldaten umgeben, ſtürmte am h. Weihnachtsabend die Kirche und ließ die Gemeinde mit flachen Säbelhieben auseinandertreiben. Der ehrwürdige Scheibel, eine der edelſten Naturen, wurde von Amt und Brod und aus dem Lande gejagt. Die ſervilen Rationaliſten vertrieben ihn ſogar noch aus Sachſen und den thüringiſchen Herzogthümern, wo er als Greis ein Aſyl ſuchte, endlich aber fand er durch die Güte des katholiſchen Königs Ludwig ein ruhiges Alter in Nürnberg. Auch Paſtor Wehrhan wurde vertrieben, der ſeine Leiden beſchrieben hat. Mehrere tauſend Lutheraner wanderten aus. Die renitenten Geiſtlichen wurden nach langen Plakereien *) in Marienwerder zuſammen eingeſperrt und ſaßen bis zum Tode des Königs. Dieſer würde ſo hart nicht verfahren ſeyn, wenn ihm nicht ſein Hofprediger, Biſchof Eylert, und der Cultminiſter Altenſtein die Widerſpenſtigen als böswillige Rebellen verleumdet hätten, die man des Exempels wegen züchtigen müſſe.

Unter dem Schutz des Miniſteriums Altenſtein fingen die ſervilen Rationaliſten ſich alles zu erlauben an. Wenn ſie nur dem König ſchmeichelten, durften ſie Gott läſtern. Der hochgefeierte Geſenius in Halle, deſſen Hörſaal 900 junge Theologen faßte, unterhielt dieſelben mit den platteſten Späſſen über das Heilige. Was für Seelſorger konnten aus ſolchem Unterricht hervorgehen? Das Heft eines Studenten, worin dieſe Skandale wortgetreu nachgeſchrieben waren, wurde von dem damals noch jungen Hengſtenberg in ſeiner Kirchenzeitung abgedruckt, 1830. Aber der König wurde wieder darüber getäuſcht und Altenſtein ſelbſt ließ durch Bretſchneider in Gotha gegen Hengſtenberg ſchreiben. Ein

*) Denen auch Laien unterworfen wurden. In der Züllichower Gegend wurde das arme Költ'ſche Ehepaar, weil es vom Lutherthum nicht laſſen wollte, gänzlich ausgepfändet, des Hausraths und ſelbſt der Kleider beraubt, und als es endlich wieder eine Ziege angeſchafft hatte, nahm man ihm auch dieſe wieder weg. Das Nähere über alle dieſe Dinge ſ. in Wangemanns ſieben Jahre Preuß. Kirchengeſchichte.

allgemeiner Sturm für ſ. g. Lehrfreiheit brach los und Hengſtenberg wurde mit Koth überſchüttet.

Schon 1825 hatte das Miniſterium aus Anlaß der frommen Regungen in Schleſien am 24. October durch einen Erlaß vor Papiſticismus und Pietismus ausdrücklich gewarnt, obgleich der Regierung von Seiten der wenigen Frommen nicht die geringſte Gefahr drohte, die Frommen im Gegentheil die treuſten Unterthanen waren. Unter dem Schutz jenes Edictes aber glaubten ſich auch manche weltlichen Behörden alles gegen die Frommen erlauben zu dürfen. So vertrieb der Oberpräſident von Schön in Königsberg den frommen und in Königsberg ſehr beliebten Prediger Ebel aus ſeiner Kirche und ließ dieſelbe unter einem nichtigen Vorwand niederreißen. Als Ebel ſich in einer andern Kirche behauptete, wurde ein förmliches Complott gegen ihn gemacht und ihm 1835 ein ſchwerer Prozeß angehängt, der berüchtigte Königsberger Mukkerproceß. Er und ſein Freund Diezel ſollten vornehme Frauen verführt und unter ſcheinheiliger Maske ſchändliche Dinge getrieben haben. Da ſie unſchuldig waren, wurden ſie 1842 endlich freigeſprochen, aber die Preſſe ſorgte dafür, daß der Verdacht dennoch an ihnen haften blieb. Gegen Pietiſten war alles erlaubt.

Die Cholera, die im Sommer 1831 durch die Ruſſen während des polniſchen Krieges eingeſchleppt wurde, veranlaßte einige wilde Ausbrüche. In Königsberg, Stettin, Breslau tumultuirte das gemeine Volk in demſelben Wahn, es werde muthwillig vergiftet, wie in Moskau, Ungarn und Paris. In Königsberg war das Volk zorniger als anderswo, weil es durch einen ſtrengen Geſundheitscordon beläſtigt wurde, während die Regierung doch gerade damals den Ruſſen beim Uebergang über die Weichſel helfen ließ und dadurch tägliche Berührungen mit den angeſteckten Ruſſen veranlaßte. Eine Adreſſe der Stadt Königsberg vom 4. Juli 1831 an den König rügte dieſen Widerſpruch in ziemlich ſtarken Ausdrücken, die vom König ungnädig zurückgewieſen wurden. Die Cholera raffte damals auch den edeln alten Gneiſenau hin, der

als Feldmarschall das preußische Beobachtungsheer in Posen commandirte, und in Berlin den so lange von der Krone protegirten Jugendverführer, Professor Hegel. Inzwischen blühte die Hegelsche Philosophie durch seine zahlreichen Schüler auf allen preußischen Universitäten fort unter dem Schutze des Cultminister von Altenstein.

Im Jahre 1832 verlautete, einige Provinzialstände hätten in Petitionen die Oeffentlichkeit der Sitzungen und sogar die Reichsstände in Anregung gebracht, und eine veröffentlichte Adresse der Wähler der Stadt Münster in Westphalen reclamirte die Reichsstände ausdrücklich. Aber diese schwachen Kundgebungen fanden kein Gehör und kein Echo. Der polnische Adel in den Provinzialständen von Posen brachte nationale Beschwerden vor und drang, um denselben abzuhelfen, auf Erweiterung der ständischen Rechte, was aber keine kluge Berechnung war, um den König von Preußen etwa günstiger für die polnische Sache in Warschau zu stimmen.

Welche Hülfe Preußen den Russen im polnischen Kriege leistete, ist schon erzählt worden. Wenn es unter allen Umständen von Seite der einen oder anderen deutschen Großmacht unpolitisch ist, den Russen zu helfen, weil die Russen immer mächtiger werden, immer weiter um sich greifen, um am Ende auch die deutschen Großmächte zu verschlingen, so wäre es doch damals allerdings mißlich für Preußen gewesen, den Polen zu helfen, denn das wiederhergestellte Königreich Polen würde, sey es unter einem Erzherzog, sey es unter einer einheimischen Regierung, Preußens gefährlichster Nachbar geworden seyn. Nur das würde Preußen angestanden haben, im Verein mit Oesterreich und im wahren Interesse beider die gänzliche Russificirung Polens zu verhindern und desfalls den bestehenden europäischen Verträgen Achtung zu verschaffen. Nach der Julirevolution setzte Frankreich mit England die Emancipation Belgiens durch und Rußland die Vernichtung der polnischen Verfassung und nationalen Institutionen. So gewannen die Westmächte und gewann Rußland, aber die deutschen Großmächte gewannen nichts. Es war daher nur Uebermuth und Hohn, daß Rußland, wie sehr

Oeſterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt auch noch recht zur Schau legen wollte durch das berüchtigte Lager von Kaliſch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polniſchen Nationalität, lud Kaiſer Nicolaus die Garanten eben dieſer Nationalität, die im Jahr 1815 ausdrücklich die Selbſtändigkeit des Königreichs Polen gewährleiſtet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben dieſe Nationalität ein. Oeſterreichiſche und preußiſche Truppen ſollten ſich hier mit einer Auswahl der ruſſiſchen vereinigen und verbrüdern. Der ganze Reichthum Rußlands war hier ausgelegt, das Lager ertrank in Champagner, die deutſchen Gäſte erwartete Luxus jeder Art. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernſte Zurückhaltung allen tölpiſchen Liebkoſungen der betrunkenen Ruſſen widerſtand. Von Seite Oeſterreichs kam nur Erzherzog Johann. Der Fraterniſirungsverſuch mißlang vollſtändig. Die lakirte Barbarei der mit Gold um ſich werfenden vornehmen Ruſſen ärgerte nur die knapper beſoldeten, aber ſonſt in jeder Beziehung nobleren Preußen. Alle Heimkehrenden ſprachen damals mit Eckel von der Prahlerei und dem Schmutz der Ruſſen. *)

Auch Oeſterreich blieb in ſeinen deutſchen Landestheilen von der Julirevolution unberührt. Nur die gebildeten Claſſen laſen viel und ließen alle verbotenen Schriften von Weſten her einſchmuggeln. Alle ſchlechten Erzeugniſſe der franzöſiſchen wie der deutſchen Preſſe fanden den reichſten Abſatz in Wien. Man konnte dort eine Art von Heißhunger nach fremder Literatur wahrnehmen, weil die einheimiſche ſo wenig darbot. Aber der Geſchmack wandte

*) Die preußiſchen Offiziere wurden, um die Polen zu verhöhnen, mit dem polniſchen Stanislausorden beſchenkt. Die Gemeinen, wenn man ſie frug, was ſie von Kaliſch mitgebracht? erwiderten: wir blos Läuſe, aber die Herren Offiziere Stanisläuſe. Auch erzählten ſie, die ruſſiſchen Gemeinen ſeyen oft bei Nacht zu ihnen gekommen, um Brot bettelnd, denn obgleich der Kaiſer ſie reichlich zu beköſtigen befohlen habe, hätten die Armeecommiſſäre und Oberſten ſie hungern laſſen und das Geld in die Taſche geſteckt. Vergl. Venturini, Chronik 1835, 407.

sich gerade den destructiven Tendenzen zu; je gottloser, unsittlicher und revolutionärer die Bücher waren, desto lieber las man sie. Wir werden später ersehen, wie durch diese geheime Lectüre die Gesinnungen verdorben und die öffentliche Autorität revolutionär unterwühlt worden ist, ehe die wirkliche Revolution ausbrach. Aeußerlich behielt Wien seine phäakische Physiognomie. Da waltete nur die diplomatische Intrigue, eine geistlose Bureaukratie, Verschwendung, Judenwucher, Bestechung, Frivolität, und die einzige Sorge des Gouvernements schien zu seyn, die Wiener wie Kinder zu behandeln und durch Schauspiele und Wohlleben bei guter Laune zu erhalten. Daher das Unglaubliche, daß damals kein andrer Geist in Wien und ganz Oesterreich irgend Aufsehen erregte und eine Bedeutung erlangte, als der Jude Saphir, der den Spaß auf Bestellung und von allen Sorten lieferte. In diesem Spaß lag noch etwas Natürliches, bald aber traten in Wien auch finsterblickende Poeten auf, die in den Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit über die öffentlichen Zustände dem Muster Lord Byrons folgten und so wenig selbständig und klar urtheilten, daß sie Metternichs System mit dem der alten Kirche identificirten und wetteifernd mit den norddeutschen Literaturjuden gegen das Kreuz zu Felde zogen.

Im Jahr 1826 wurden Innsbruck und Gratz, wie früher schon Lemberg, zu Universitäten erhoben; allein ohne daß irgend vom germanischen Centrum der Monarchie aus deutscher Geist und wissenschaftlicher Eifer dahin verpflanzt worden wären. Im Gegentheil setzten sich dem gemeinen österreichischen Schulschlendrian nationale Parteien entgegen, die unter dem Aushängeschild, es gelte nur Sprachen und Alterthümer zu studiren, slavische, ungarische und italienische Propaganda machten und die Bande, welche die Gesammtmonarchie zusammenhielten, aufzulockern suchten. Die ersten s. g. Panslaviſten in Oesterreich waren in den zwanziger Jahren Schafarik, Kollar und Palacky, denen bald auch die Polen Lelewel und Mickiewicz folgten, die aber, indem sie alles Deutsche haßten und verunglimpften und eine Wiederbelebung des slavischen

Elements in allen vormals ſlaviſchen, aber längſt germaniſirten Ländern verlangten, nur der ruſſiſchen Politik dienten. In Rußland ſelbſt lehrten Bulgarin, Karamſin ꝛc. denſelben Panſlavismus, um dadurch zu beweiſen, daß ihr großer Kaiſer ein natürliches Recht habe, halb Deutſchland, Ungarn, die Türkei (etwa durch neue Reunionskammern, nach dem Beiſpiel Ludwigs XIV.) an ſich zu reißen, weil hier Slaven gewohnt hatten oder noch wohnten, und weil der Czar berufen ſey, über alle Slaven zu herrſchen. Metternich legte den Panſlaviſten in Oeſterreich kein Hinderniß in den Weg; als einige Zeit ſpäter die Wiener Akademie geſtiftet wurde, durften die Panſlaviſten dort das große Wort führen und wurden ſlaviſche Schmähungen auf die deutſche Nationalität mit kaiſerlichem Gelde gedruckt. Im Jahre 1817 hatte Wenzel Hanka in Prag in verbiſſenem Deutſchenhaß einen literariſchen Betrug erſonnen, indem er vorgab, in einem Keller zu Königinhof eine Handſchrift mit angeblich altböhmiſchen, zum Theil noch heidniſchen Liedern gefunden zu haben. Die Handſchrift war verfälſcht, der Inhalt erlogen, aus einigen echten Volksliedern und Chroniken mit willkürlichen Zuſätzen zuſammengeſtoppelt und mit einem Deutſchenhaß getränkt, der in keiner echten Handſchrift vorkommt. Von gleicher Fälſchung war das angeblich altböhmiſche Gedicht „Libuſſas Gericht.“ *) Die deutſche Gelehrtenwelt merkte die Bosheit nicht, bewunderte und überſetzte vielmehr jene Machwerke, obgleich ſich darin Gedichte finden, die gradezu aus Herders Werken und aus Arnims Wunderhorn geſtohlen ſind, und grobe Verſtöße gegen Mythologie, Sittenkunde und Sprache in Menge vorkommen. — Die Magyaromanen in Ungarn, die keine andere Sprache mehr dulden wollten, als die magyariſche, verfuhren noch dreiſter und terroriſtiſcher, als die Panſlaviſten, waren aber minder gefährlich, weil ihre Nation klein iſt und Rußland nicht hinter ihnen ſtand. Gleichwohl war es nicht zu verantworten, daß die Wiener ſich die

*) Vergl. Feifalik, über die Königinhofer Handſchrift, Wien 1860, worin alle die Fälſchungen der Handſchriften, wie ihres Inhalts nachgewieſen ſind.

Vergötterung alles Ungariſch-Nationalen als Modeſache gefallen ließen und für die Geſtalten der Pußta, galoppirende Hirten, geigende Zigeuner ꝛc. ſchwärmten.

Der deutſche Geiſt als ſolcher war in Wien verkommen, von oben her unterdrückt, vernachläſſigt, verachtet. Die Deutſch-Oeſterreicher waren in Lethargie verſunken und ihre Gebildeten dem verneinenden Geiſte der norddeutſchen und franzöſiſchen Preſſe verfallen. Es bleibt immer wunderbar, daß damals in Oeſterreich nicht ein einziger Dichter ſich des Guten und Trefflichen bewußt wurde, was in dem von den Gebildeten verachteten Volke ſchlummerte. Welche mächtige Naturkraft, welche urſprüngliche Schönheit der Geſtalt und Sitte, welche Tugend, tiefe Religioſität, Tapferkeit, Treue und Unſchuld in der deutſchen Bevölkerung der öſterreichiſchen, der Tiroler Alpen! Oeſterreich bedurfte und verdiente Dichter, Geſchichtſchreiber, Culturhiſtoriker, die das Recht und den Werth des oberdeutſchen naturwüchſigen Volksthums und des katholiſchen Glaubens hätten verfechten ſollen gegen die tauſendfache Unnatur und Verderbniß, die aus den Niederungen gegen ſeine heiligen Berge heranwogte. Aber es fand nur kleine und einem fremden Zauber verfallene Geiſter. Nie war die Bildung der Hauptſtadt eines edlen Volkes unwürdiger.

Das unabhängige Verhältniß, in welchem Ungarn zur Geſammtmonarchie ſtand, erleichterte hier das Aufkommen einer förmlichen politiſchen Oppoſition. Das Beiſpiel, welches die Liberalen in Frankreich gaben, reizte die jungen Talente in Ungarn, ſich gleichfalls auf der Rednerbühne dem Thron gegenüber zu verſuchen. Auf dem erſten ſeit langer Zeit wieder einberufenen ungariſchen Reichstag im Jahre 1825 wurden zum erſtenmal Forderungen geſtellt, deren letztes Ziel die Unabhängigkeit Ungarns von Oeſterreich war, wenn ſie anfangs auch nur beſcheiden auftraten und Wahl-, Steuerverhältniſſe und andere Nebenfragen betrafen. Das „junge Ungarn“ fühlte ſich damals ſchon und trat den Verweiſen, die ihm die Regierung und die ältern Magnaten ertheilten, mit naiver Keckheit entgegen. Ein reicher junger Graf, Stephan Sze-

chenyi, gab den Betrag seines jährlichen Einkommens zur Stiftung einer magyarischen Akademie der Wissenschaften, und viele andere folgten ihm. Die Bewegung war eine nationale und gegen alles Deutsche oder specifisch Oesterreichische gerichtet. Szechenyi gründete zugleich in Pesth das erste s. g. Casino, welches ein politischer Club war. Mehrere ungarische Dichter griffen mit ihren patriotischen Gesängen in die magyarische Begeisterung ein und wurden in Wien und im übrigen Deutschland fleißig übersetzt und gefeiert, ohne daß Metternich an diesen Demonstrationen das geringste Aergerniß genommen hätte. Ein Hauptfehler der Regierung war, daß sie selber alles that, um den höhern Klerus in Ungarn zu entwaffnen. Kaiser Franz sagte, er liebe nur solche Bischöfe, die sich um Politik nicht bekümmerten. In diesem Sinn wurden nur blinde Werkzeuge der Regierung angestellt oder accomodirten sich die schon Angestellten aus Bequemlichkeit dem Winke von oben. Im Jahre 1825 duldete die Regierung die gesetzwidrige Ausschließung der Pfarrer von Comitatswahlen. Die ungarische Geistlichkeit fiel, sehr zum Nachtheil der Regierung, in einen politischen Schlaf und that nichts um die revolutionäre Strömung aufzuhalten, während dessen die junge Opposition alle destructiven Tendenzen des Auslandes ungehindert in ihrem Schoße pflegte.

Die Julirevolution rief keine Bewegung in Oesterreich hervor, belebte aber den Geist des Widerstandes in Ungarn dergestalt, daß, als Kaiser Franz noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn, den Kronprinzen Erzherzog Ferdinand, zum König von Ungarn krönen ließ, der bei diesem Anlaß versammelte Reichstag im November 1830 viel weiter gehende Forderungen an die Regierung stellte, denn je zuvor, nämlich: die magyarische Sprache solle statt der bisher gebrauchten lateinischen die amtliche Sprache werden; in den ungarischen Regimentern sollen auch nur Ungarn als Offiziere angestellt werden; die ungarische Hofkammer solle von der k. k. allgemeinen Hofkammer scharf getrennt, die ungarischen Finanzen sollen so geregelt werden, daß man des lästigen und werthlosen österreichischen Papieres erübrigen könne; die geheimen Denunciationen sollen auf-

hören; es solle Vorsorge getroffen werden, Dalmatien, Siebenbürgen und selbst Galizien mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. Nachdruck gab der Reichstag diesen Forderungen, indem er anstatt 50,000 Rekruten deren nur 48,000 bewilligte und eigenmächtig den Gebrauch der magyarischen Sprache in beiden Tafeln (der Stände- und Magnatentafel, d. h. dem Unter- und Oberhaus oder der Deputirten- und Pairskammer) einführte.

Im Jahr 1831 nahmen die Ungarn lebhaften Antheil an den Kämpfen in Polen und gingen den Kaiser an, den Polen beizustehen, ohne daß es ihnen gewährt wurde. In demselben Jahre wurde die durch die Russen in Polen eingeschleppte Cholera auch in Ungarn verbreitet. Diese furchtbare Krankheit, die den Menschen durch krampfhafte obere und untere Ausleerungen oft in kürzester Frist tödtet, entstand 1817 in sumpfigen Gegenden Indiens und verbreitete sich nach China, von da nach Rußland, indem sie überall volkreiche Städte, große Menschenmengen und bei dünnerer Bevölkerung die niedern Classen und schmutzigen Wohnungen aufsuchte. Im nördlichen Ungarn entstand unter dem Volk (wie früher schon in Rußland) der Wahn, die Brunnen seyen vergiftet worden und daher die Krankheit entstanden. Die Bauern im Trentschiner und Zipser Comitat rotteten sich zusammen, beschuldigten die höhern Stände, sie vergiften zu wollen, und schlugen Edelleute, Verwalter und Pfarrer todt.

Der ungarische Reichstag wurde wegen dieser Vorgänge erst im Jahr 1832 wieder eröffnet und die Opposition zeigte sich diesmal zum erstenmale interessirt für die gemeinen Bauern und gewährte denselben Freizügigkeit und Abschaffung der s. g. kleinen Zehnten. Auch nahm sie sich der Protestanten in verschiedenen Beschwerden an. Damals trat zum erstenmal Ludwig Kossuth als Ablegat eines abwesenden Magnaten auf, ein hübscher junger Mann voll Beredsamkeit und Glut, dem der apathische Palatinus (Statthalter) von Ungarn, Erzherzog Joseph, Bruder des Kaisers, damals noch nicht ansah, welche große Rolle er einst spielen würde.

Abgesehen von dieser steigenden Oppositionsbewegung in Un-

garn blieb im übrigen Oesterreich alles beim Alten und übte die Julirevolution keinen störenden Einfluß. Im Jahr 1832 wurde die erste Eisenbahn zwischen Budweis und Linz angelegt.

Am 2. März 1835 starb der alte Kaiser Franz, der letzte, der noch die Krone des deutschen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langsamer und methodischer Herr von mehr Verstand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenossen zugestanden haben. Mit seinem Tode endete nicht sein System. Metternich setzte dasselbe einfach fort. Ja es scheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieses Herrn eine Zeit lang vom Kaiser selbst für unzweckmäßig erkannt worden war, sey nur aus dem Grunde endlich zugelassen worden, um keinen andern Erzherzog störend in das bisherige System eingreifen zu lassen. Der neue Kaiser, Ferdinand I., war die Gemüthlichkeit selbst, aber schwach an Leib und Geist, ohne Kenntniß der Geschäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürsten Metternich. Das Princip der Legitimität wurde hier dem Interesse der Legitimität verderblich, denn der berechtigte Thronerbe war nicht fähig, das Steuer der Monarchie in Stürmen der Zeit zu führen, und es wäre weiser gewesen, einen Berechtigten zweiter oder dritter Linie, dem mehr Kraft inwohnte, für ihn eintreten zu lassen, in der Art, wie in Rußland der jüngere Bruder Nicolaus dem älteren vorgezogen worden war. Die unpraktische Anwendung der legitimen Nachfolge in Oesterreich war eine Hauptursache des Verderbens, das bald darauf über das Reich kam, und des Triumphes der russischen Politik über die österreichische.

Dreizehntes Buch.

Die Bewegung in der Schweiz und Italien.

Die Schweiz war, ohne ihr eigenes Verdienſt, durch die Gnade des Wiener Congreſſes aus den europäiſchen Stürmen 1815 größer hervorgegangen, als ſie vordem geweſen war. Sie hatte zu Napoleon gehalten, ſie wollte den ſiegreichen Alliirten ſogar noch den Durchmarſch verwehren, und doch anſtatt beſtraft zu werden, wurde ſie belohnt. Man ließ ihr nämlich dieſelben Vortheile angedeihen, wie Sardinien und dem Königreich der Niederlande. Man erweiterte ihre Grenzen und machte ſie ſtärker, um an ihr künftig ein Bollwerk mehr gegen Frankreich zu haben. So wurden nun Genf, Wallis, Graubündten, Teſſin und Neuenburg mit der alten Eidgenoſſenſchaft, wie ſie vor 1798 beſtanden, vereinigt. Dem Aargau blieb das vorher öſterreichiſche Frickthal. Die Schweiz umfaßte fortan ein größeres und abgerundeteres Gebiet, als je zuvor. Eine ewige Neutralität wurde ihr von allen zugeſtanden. Der Frieden goß ſeine Segnungen über ſie aus.

Und doch war die Schweiz nicht zufrieden. Auch sie hatte, wenigstens zum Theil, eine Restauration erlebt. Das wiederhergestellte Patrizierregiment machte sich in mehreren Cantonen aufs äußerste verhaßt, die Zollgrenzen zwischen den einzelnen Cantonen hemmten die freie Entwicklung der Industrie und des Handels; die Kirchthurmsintereſſen, der ſ. g. Cantönligeiſt, mußte alle die freien Geiſter ärgern, die ihren Blick im Ausland erweitert hatten. So bildete ſich unmerklich gegen die beſtehenden Regierungen eine Oppoſition, die hauptſächlich von dem unberechtigten und zurückgeſetzten Talent, von den Univerſitäten und Schulen und von den Fabriken ausging, im Gegenſatz gegen die berechtigten und alleinherrſchenden, aber unfähigen Familien und gegen den trägen Grundbeſitz. Auch die fremden Flüchtlinge die in der Schweiz Gaſtfreundſchaft genoſſen, trugen dazu bei, die liberale Oppoſition gegen die Ariſtokratie zu nähren, denn ſie ſahen im Junkerthum in der Schweiz ziemlich dieſelben Feinde wieder, von denen ſie aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Dieſes Junkerthum ſchien ſolidariſch verbunden mit der geſammten europäiſchen Reaction. Wer die herrſchenden Familien damals kennen gelernt hat, z. B. in Luzern, konnte nicht umhin, eine Oppoſition für ſehr berechtigt zu halten. Müßige Pflaſtertreter ohne Bildung und gute Sitte lebten hier auf Koſten des fleißigen Volkes. In Bern und Zürich hatten die Junker wenigſtens Würde und viele alte ſtaatsmänniſche Routine. Auch war das Landvolk hier wohl verſorgt. Hier wäre nicht eine totale Umgeſtaltung, ſondern eine weiſe Vertheilung der Macht und eine Vereinbarung der alten und neuen Tugenden, Vermögen und Talente zu wünſchen geweſen. Aber der ſchroffe Gegenſatz der Parteien duldete keine ſanften Uebergänge.

Als im Jahre 1821 bei Luzern der rieſenhafte von Thorwaldſen modellirte Löwe, frei in den Felſen gehauen, zu Ehren der am 10. Auguſt 1792 in Paris gefallenen Schweizer, enthüllt wurde, ſah man hier auf der einen Seite die alte, ſtolze aber ſchon ſehr verwelkte Ariſtokratie und auf der andern die eben ſo ſtolze und in ihrem öffentlichen Tadel verwegene Jugend der Univerſität in

grellen Gegensatz treten. Professor Troxler, Lehrer der Philosophie in Luzern, wurde als Agitator der liberalen Jugend von dort vertrieben.

Die Revolution war lange vorbereitet und wartete nicht einmal auf die in Paris, denn schon am 21. April 1830 wurde die Oligarchie im Canton Tessin, die unter Landammann Quadri zu schroff aufgetreten war, gestürzt und die Regierung demokratisirt. Und am 4. Juli, drei Wochen vor der Julirevolution, eröffnete der Berner Schultheiß Fischer die Tagsatzung mit einer besorglichen Rede, worin er auf die Umtriebe derer hinwies, „die alles umzuwerfen versuchten."

Nach der Julirevolution begannen diese Umtriebe einen großartigen Charakter anzunehmen. Die Parteien rüsteten sich, anfangs noch vorsichtig, aber zu desto kräftigeren Schlägen. Am 22. September erließ der Vorort Bern im Geist jener frühern Fischerschen Rede ein Kreisschreiben an die Cantonsregierungen, worin er zu kräftigem Einschreiten gegen die revolutionssüchtige Partei aufforderte. Allein das Schreiben wurde sogleich mit großer Kühnheit nicht nur von den liberalen Blättern kritisirt, sondern auch von der Züricher Regierung selbst öffentlich mißbilligt. Diese Regierung des mächtigsten Cantons nächst Bern trat freiwillig zuerst auf die Seite der Opposition und empfahl, im Widerspruch mit Bern, auch den übrigen Cantonsregierungen Nachgiebigkeit und zeitgemäße Reformen. Der große Rath von Zürich trat am 1. November zusammen und beschloß eine Umänderung der Verfassung, so daß künftig das Land (das bisher nur 82 Großräthe gewählt hatte, während die Stadt 132 wählte) eben so viele wie die Stadt wählen sollte. Aber die Opposition verlangte mehr und richtete in einer großen Volksversammlung zu Uster am 22. September die Forderung an die Stadt, nur $^1/_3$ Wahlen zu behalten und dem Lande $^2/_3$ zu überlassen. Da gab die Stadt nach und schon am 14. December trat der neue große Rath mit einer Mehrheit vom Lande zusammen. Das Vorrecht der Züricher Junker hatte aufgehört.

Die gleichen Scenen folgten nun in faſt allen Cantonen. Ueberall ſetzte die Oppoſition durch große Volksverſammlungen die Verfaſſungsreformen durch, und überall wurden die bisherigen ariſtokratiſchen Stadtregierungen durch die Demokratie des Landvolkes und der kleinen Städte geſtürzt. Im Canton Aargau wurde die erſte Volksverſammlung am 12. September zu Lenzburg gehalten, und da ihr die Regierung noch nicht nachgab, am 7. November eine größere zu Wohlenſchwyl. Der Held derſelben, der Wirth Fiſcher von Meriſchwanden, machte die Forderungen im großen Rath zu Aarau geltend, wurde aber abgewieſen und verließ zornig die Verſammlung, um an der Spitze von 10,000 bewaffneten Bauern zurückzukehren, die am 7. Dezember die Stadt ohne Widerſtand beſetzten und eine nun mehr demokratiſche Verfaſſung einführten. In Thurgau erzwang eine Volksverſammlung zu Weinfelden am 22. October die Reform; daſſelbe geſchah zu St. Gallen am 8., in Luzern am 22., in Solothurn am 26. Nov. Freiburg wurde durch eine große Volksverſammlung zu Murten 27. Nov., Waadtland durch einen großen Zuſammenlauf des Landvolks in Lauſanne am 18. Dezember zur Reform gezwungen. Am ſchwerſten ſchien die ſtolze und mächtige Ariſtokratie von Bern zu überwinden, aber auch ſie wurde gebeugt. Die erſte Volksverſammlung wurde hier zu Burgdorf am 15. October abgehalten, drei Tage darauf brach ein Tumult in Pruntrut aus, wo man die dreifarbige Fahne aufſteckte und Miene machte, ſich an Frankreich anzuſchließen. In Bern ſelbſt wurden die Bürger unruhig und ſammelte ſich unzufriedenes Volk vom Lande. Um die Ordnung zu erhalten, wurde am 4. Dezember eine Nationalgarde errichtet. Am folgenden Tage gab es große Volksverſammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf. Ueberall traten die Bauern bewaffnet als Milizen auf, und nun wagte die ſtädtiſche Ariſtokratie keinen Widerſtand mehr; das alte berühmte Patriciat der Stadt und Republik Bern hörte auf, die Demokratie der Advokaten und Induſtriellen zog triumphirend in den Palaſt der Regierung ein.

Nur in Basel blieb die Aristokratie länger zähe und gab nicht nach. Volksversammlungen am 2. Januar 1831 in Muttenz, am 7. in Liestal forderten eine Volksreform. Bisher hatte die Stadt 90, das Land nur 64 Vertreter in den großen Rath geschickt, jetzt verlangte das Landvolk $^5/_7$ der Wahlen und begann, als die Stadt nicht nachgab, dieselbe zu blokiren. Allerlei böses Gesindel lief hier zusammen in der Hoffnung, vielleicht die reiche Stadt plündern zu können. Die Städter machten am 11. einen Ausfall und nahmen 80 Insurgenten gefangen, erlitten aber am folgenden Tage vor Liestal eine Niederlage. Verstärkt kehrten sie am 15. zurück und nahmen Liestal ein, von wo aber alle Einwohner geflohen waren. Da schickte die Tagsatzung eine Commission zur Vermittlung, aber die Stadt Basel gab nicht nach und ächtete den Dr. Gutzwyler, das anerkannte Haupt von Land-Basel. Nun drohten aber die Liberalen der andern Cantone, dem Landvolk zu Hülfe zu kommen, und hielten eine große Volksversammlung zu Wädischwyl ab. Ohne Zweifel hätten sich sofort Freischaaren gebildet und wäre Basel von überlegenen und wilden Streitkräften überfallen worden, wenn die Städter nicht noch zu rechter Zeit eingelenkt und sich am 8. Februar zuerst zu Ertheilung einer Amnestie, dann am 28. zu einer Verfassungsrevision verstanden hätten. Beides aber genügte dem Landvolk nicht, da die Amnestie viele Ausnahmen machte. Gutzwyler wurde sogar in contumaciam verurtheilt. Da versammelten sich am 18. August die Großräthe vom Lande in Liestal und setzten eine besondere Regierung für das Land nieder. Die Städter zogen gleich am nächsten Tage wieder gegen Liestal aus und besetzten es, gingen aber aus Furcht, von Basel abgeschnitten zu werden, wieder zurück. Die Tagsatzung schritt damals ein, schickte eidgenössische Truppen nach Basel, befahl die Auflösung der Regierung in Liestal und allgemeine Amnestie. Die Städter ließen sich die eidgenössische Besatzung gefallen, gaben aber dem Landvolk nicht nach. Nun drängte sich immer mehr der Gedanke einer politischen Trennung, einer Theilung des Canton Basel in zwei auf,

was freilich seltsam mit der Tendenz nach Centralisation und Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, wie sie längst bei den Reformfreunden in der Schweiz vorherrschte, im Widerspruch stand. Während man noch darüber stritt, proklamirte Stadt Basel die Trennung eigenmächtig am 22. Februar 1832, und schon am 18. März constituirte sich andrerseits der neue Canton Basel-Landschaft.

In Neufchatel, welches als Erbe des Königs von Preußen zugleich ein Schweizer Canton war, hing die Aristokratie und ein großer Theil der Bevölkerung aufrichtig an Preußen, von dem der Canton immer nur Wohlthaten genossen hatte; dagegen bildete sich unter der Fabrikbevölkerung von Lachaurdefonds eine revolutionäre Partei, die mit den Republikanern des nahen Frankreich sympathisirend die Rechte des Königs von Preußen nicht mehr anerkennen und den Canton demokratisiren wollte. An der Spitze dieser Partei bemächtigte sich ein gewisser Bourguin des Schlosses von Neufchatel, am 13. September 1831, wurde aber bald durch eidgenössisches Aufgebot und durch den Zuzug der Royalisten von Valengin wieder vertrieben. Unterdeß kam der preußische General v. Pfuel, vom König gesandt, den Oberbefehl im Canton zu übernehmen. Bourguin wagte noch einmal, am 17. Dezember, ihn in Neufchatel zu belagern, wurde aber durch einen Ausfall zurückgeschlagen und verließ den Canton.

Da um diese Zeit die Ausgleichung des Julithrons mit den übrigen Großmächten erfolgte und überall die Reaction wieder über die Revolution Meister wurde, bangten die Reformer in der Schweiz um ihre eigene Sache, um so mehr, da die alte Demokratie der katholischen Urcantone mehr Sympathie für Basel und Neufchatel, als für die neue Demokratie der Fabrikanten und Advokaten in Bern und Zürich hatte. Man dachte daher auf gemeinsame Defensive, auf Schutz, wenn etwa die gestürzte Aristokratie mit dem Ausland und den Urcantonen im Bunde sich wieder erheben wollte. Dies das Motiv des zuerst am 25. September 1831 zu Langen-

thal gebildeten Schutzvereins und des am 17. März 1832 geſtifteten, noch viel wichtigeren ſ. g. Siebener-Concordats, eines engeren Bundes im Bunde der Eidgenoſſenſchaft, geſchloſſen von den ſieben liberalen Cantonen Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Die betheiligten Cantone gelobten ſich, einander mit den Waffen beizuſtehen, wenn auch nur in einem von ihnen die errungenen Freiheiten wieder angetaſtet werden ſollten, und, was noch wichtiger war, ſie erklärten, dieſes ihr Concordat ſolle nicht eher erlöſchen, als bis der Bundesvertrag der Eidgenoſſen revidirt ſeyn würde. Zugleich blieb der Schutzverein mit beſonderer Organiſation zur Aufbringung von bewaffneten Maſſen beſtehen. Das war ohne Zweifel eine offene Auflehnung gegen die Tagſatzung, ein Bruch des alten Bundes. Aber die Tagſatzung war nicht ſtark genug, einen ſo mächtigen Bund zu unterdrücken. Es kam nun zu einer Theilung in der ganzen Eidgenoſſenſchaft wie in dem kleinen Baſel. Die katholiſchen Urcantone hielten ſchon am 2. Mai zu Altorf eine Conferenz, um einen Gegenbund einzuleiten. Die Tagſatzung ſetzte zwar im Juli eine Commiſſion nieder, um eine Verfaſſungsreviſion zu berathen, aber die Gegenſätze waren unvereinbar. Im Auguſt wurde eine Verſchwörung der Berner Ariſtokratie entdeckt, an deren Spitze der vormalige Schultheiß Fiſcher ſtand, der mit ſechs andern großen Herrn verhaftet wurde. Am 14. September ſanktionirte die Tagſatzung mit geringer Stimmenmehrheit die eigenmächtig von Baſel vorgenommene Theilung; dagegen proteſtirten die Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neufchatel. Am 2. October verſammelten ſich alle Schutzvereins-Ausſchüſſe im Bade Schinznach, um den Gegnern durch Drohungen Furcht einzujagen. Nun aber ſchloſſen am 14. November die fünf proteſtirenden Cantone, zu denen ſich noch Stadt-Baſel geſellte, den Sarner Bund als förmlichen Gegenbund gegen das Siebener-Concordat. In der erſten Hälfte des Jahres 1833 beſchäftigte ſich die Tagſatzung auf Antrieb des Concordats mit dem Entwurf einer Bundesreviſion, aber als derſelbe fertig war, wurde er im Juni

durch die Mehrheit der Sarner Verbündeten und der Neutralen verworfen. Mehr als je waren nun die Parteien auf sich selbst angewiesen.

Die Conservativen begingen den Fehler, da sie nur in der Defensive stark waren, zur Offensive überzugehen, und den doppelten Fehler, es nur mit einer Minderheit von Streitkräften zu wagen. Sie, die altes Recht schützen wollten, durften nicht die ersten seyn, die Gewalt brauchten. Das hat ihnen unendlich geschadet. Am 30. Juli 1833 fielen plötzlich die Schwyzer unter Abyberg ins Gebiet von Luzern ein und besetzten Küßnacht, aber die Luzerner waffneten sich und wurden sogleich von allen Seiten unterstützt. Abyberg wagte nicht weiter vorzugehen, sondern zog sich beim Anmarsch großer feindlicher Streitkräfte am 3. August wieder zurück. An demselben Morgen des 3ten zogen 1400 Stadt-Basler unter Oberst Burckhardt gegen Liestal aus, wurden aber im Dorfe Prattelen von den Land-Baslern, denen viele Freischärler, insbesondere Polen zugezogen waren, von allen Seiten so kräftig beschossen, daß der Oberst verwundet, ein Oberstlieutenant Landerer, Major Wieland (Sohn des greisen Bürgermeisters von Basel) und mehrere andere Offiziere getödtet wurden. Im ganzen verloren die Städter an 160 Todte und Verwundete und mußten zurückfliehen. Die ganze Schweiz war in Aufregung gekommen und waffnete. Die Tagsatzung ließ Schwyz und Stadt-Basel mit eidgenössischen Executionstruppen besetzen und stellte die Ruhe her. Auch löste sie am 17. August den Sarnerbund auf und vollzog jetzt erst die bisher noch von diesem Bunde bestrittene Theilung des Basler Staatsgutes zwischen Stadt und Land. Dr. Keller nahm diese Theilung mit solcher Genauigkeit vor, daß auch zusammengehörige Dinge zerstückt wurden. Dabei geschah der Stadt Unrecht. Das aus Privatstiftungen reicher Basler entstandene Universitätsgut wurde mit getheilt.

Von diesem Zeitpunkt an gewann das Siebener-Concordat mit dem Schutzvereine, die Partei, die man seitdem die radicale genannt hat, sichtlich die Oberhand. War die conservative Partei

auch stark genug, so hatte sie sich doch damals eines mißlungenen Gewaltstreichs zu schämen und war gelähmt. Im Beginn desselben Jahres am 29. April war die neue, von der neuen Regierung mit großartigen Mitteln ausgestattete Universität in Zürich eröffnet worden. Eine ihrer ersten Zierden war der alte Oken, der seither unter dem Schutz König Ludwigs, aber ärmlich besoldet, in München gelebt hatte. Die Universität wurde begreiflicherweise eine Wiege der s. g. Freiheit, eine systematische Abrichtung für den Fortschritt. Doch hielt sie darauf, den alten Ruhm der Züricher Wissenschaftlichkeit zu bewahren. Die Häupter der Züricher Regierung, Dr. Keller und Melchior Hirzel, zogen alle ehrwürdigen alten Stiftungen ein, um die Universität reich zu dotiren. Der Bildungsschwindel, der in Berlin dem monarchischen Princip diente, sollte in Zürich dem demokratischen dienen. Zürich sollte „Metropole der Intelligenz" im liberalen Süden werden. Natürlicherweise mußte die Bildung dem ganzen Volke mitgetheilt werden. Deshalb wurde in Zürich ein großes Schullehrerseminar gegründet und zum Director desselben Scherr (ein Württemberger) gemacht, der Diesterwegs Schule angehörend Bibel und Katechismus aus der Schule verbannen wollte. Abgesehen von diesen Verirrungen machte sich die neue Züricher Regierung durch weise Anwendung der confiscirten Stiftungen und Corporationsfonds verdient. Zürich erhielt ein ganz neues Ansehen durch die Pracht seiner öffentlichen Gebäude, den Umbau seines Hafens ꝛc. Der Bildungsschwindel griff in allen radicalen Cantonen um sich; überall entstanden Schullehrerseminare, in denen die „Selbstbestimmung des Menschen" und die Bildung durch Philosophie und Naturkunde als das neue Licht der alten Finsterniß der Kirche entgegengesetzt wurde. Die Presse in ihrer zügellosen Freiheit wetteiferte damals, den alten Kirchenglauben der Eidgenossen zu verhöhnen, und drang in sie, an die eigne Kirche die Brandfackel zu legen.

Die Radicalen im Aargau waren die wüthendsten Kirchenfeinde. Als hier im Februar 1832 der katholische Pfarrer Stockmann zwei Geschwisterkinder nicht trauen wollte, weil bei so naher

Verwandtschaft nach dem Kirchenrecht nur der heilige Vater selbst dispensiren könne, wurde er sogleich von der weltlichen Behörde ab- und ein anderer an seine Stelle gesetzt, der die Trauung wirklich vornahm. Salzmann, Bischof der Basler Diöcese, erklärte die Ehe, so wie die Amtsführung des Eindringlings für ungültig. Die Aargauische Regierung ließ aber den letzteren in der Kirche fortamtiren und gab ihm zum Schutz gegen das Volk Landjäger bei, bis er selbst es räthlicher fand, zurückzutreten und vor dem Bischof Abbitte zu thun. So brutal griff hier eine Winkelregierung in die ewigen Gesetze der Kirche ein. Die radicale Regierung in Luzern, zwei Brüder Pfeiffer und ein Arzt, Dr. Steiger, an der Spitze, setzte mit eben so viel Frechheit den katholischen Pfarrer Huber ab, weil er gegen die unchristliche Presse gepredigt hatte, und begünstigte eine neue Schulanstalt Fröbels, die mitten im katholischen Lande für den Unglauben Propaganda machte. Auch in St. Gallen wurde der radicale Pfarrer Helbling, Todfeind seiner eignen Kirche, eben deshalb in den kleinen Rath gewählt, und zwei ihm anhängende Brüder Fuchs, der eine, obgleich ganz unwissend, nach Verdrängung eines Würdigeren, über die berühmte St. Galler Bibliothek gesetzt, der andre als Professor nach Luzern berufen. Beide aber erkannten später ihre Unfähigkeit und traten zurück. In St. Gallen, wie in Graubündten, war nach dem Tode des letzten Bischofs von Chur, dem die katholischen Theile beider Cantone untergeben waren, das bischöfliche Gut von der weltlichen Regierung eingezogen worden. Ein neuer Bischof war noch nicht ernannt, weil jeder Canton seinen eignen haben wollte (oder lieber gar keinen).

Unter dem Vorwand nun, die mancherlei katholischen Streitfragen zu erledigen und das Beste der Kirche wahrzunehmen, lud die radicale Luzerner Regierung die mit ihr einverstandenen Regierungen von St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baselland zu einer Conferenz nach Baden im Aargau ein, die am 20. Januar 1834 zusammentrat und einen Metropolitanverband für die ganze Schweiz, eine neue Vertheilung der Bisthümer, und

im Uebrigen 14 Artikel vorschlug, die alle als Waffen des Staats gegen die Kirche gebraucht werden sollten, und worunter die strengste Handhabung des placet, die vollkommenste Unabhängigkeit ehelicher Verbindungen von kirchlichen Einsprachen, die gleiche Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die wechselseitige Unterstützung der Regierungen, wenn je eine mit der Kirche in Streit käme, die Hauptpunkte waren.

In demselben Winter am Neujahr 1834 wurde Melchior Hirzel als Regierungschef des Vororts Zürich auch Präsident der Tagsatzung. Die Tagsatzung wechselte nämlich ihren Sitz zwischen den drei Vororten Bern, Zürich, Luzern, und das jeweilige Regierungshaupt im Vorortscanton hatte der Tagsatzung zu präsidiren. Hirzel war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Körperlänge, mit einer lächerlichen Mädchenstimme, ein gutmüthiger Narr, der nicht einmal wußte, wie gefährlich sein im Grunde wohlgemeinter „Fortschritt" sey, und wie viel Unheil er damit anrichten würde. In seiner Einfalt bildete er sich ein, eine allgemeine Republicanisirung Europas von der Schweiz aus sey eben so möglich, wie eine allgemeine Abschaffung des Christenthums und Ersetzung desselben durch die moderne Schulphilosophie. Auch war er mit seinen ausschweifenden Hoffnungen nichts weniger als zurückhaltend. Unter einem solchen Regenten der Schweiz glaubten die politischen Flüchtlinge sich etwas herausnehmen zu dürfen. Schon im Frühjahr 1833 hatten die Polen, die von der französischen Regierung in dem Süden Frankreichs vertheilt worden waren, von Besançon aus einen Zug unternommen, der mit dem Frankfurter Attentat in Verbindung stand und dasselbe unterstützen sollte. Ein desperater Streich der müßigen Polen, ohne alle Aussicht auf Erfolg. Der Plan war, Neufchatel zu überfallen, hier die preußische Regierung zu stürzen, sich Waffenvorräthe zu verschaffen und mit so viel Freischärlern, als man anwerben könne, den Rhein abwärts alles revolutionirend gegen Frankfurt zu ziehen. Aber es kam nicht so weit, die Polen verfehlten den Weg und kamen statt auf das Neufchateler Gebiet ins Bernische, wo sie den guten Rath

erhielten, nicht weiter zu gehen. Sie wurden von den Radicalen in der Schweiz unterſtützt und Frankreich zeigte ſich geneigt, ſie wieder aufzunehmen, da die deutſchen Mächte ihre Ausweiſung verlangten. Aber im Vertrauen auf den geheimen Schutz, den ſie bei den radicalen Schweizer Regierungen fanden, wagten ſie eine zweite eben ſo freche Demonſtration wie die frühere. Außer den Polen und vielen deutſchen Flüchtlingen befanden ſich damals in der Schweiz auch eine große Menge geflüchteter Italiener, unter ihnen Joſeph Mazzini von Genua, der ſchlaueſte und verwegenſte aller radicalen Parteigänger der Neuzeit. Obgleich es ihm wohlbekannt war, daß einzelne ſchwache Erhebungen in Italien keinen Erfolg haben konnten, ſondern durch Oeſterreichs Militärmacht immer raſch wieder unterdrückt werden mußten, ſo dienten ihm die immer wiederholten Inſurrectionen, wenn auch immer mißlingend, doch zu fortwährender Allarmirung Italiens. Er wollte den Oeſterreichern keine Ruhe gönnen und die Jugend Italiens in ſtarker Spannung halten. Deshalb verabredete er einen bewaffneten Einfall in Savoyen, der ſich vom Gebirge dann gegen die Ebene der Lombardei ausbreiten ſollte. Die tapfern Polen ſollten dazu benutzt werden, ſo lange ſie noch in der Schweiz verweilten. Als Anführer der Expedition ließ ſich Ramorino um 40,000 Franken dingen. Am 1. Februar 1834 ſollte Genf überrumpelt und alle Waffenvorräthe dort zur beſſern Ausrüſtung des Zuges weggenommen werden. Aber die Genfer Regierung war auf ihrer Hut, ließ ein Schiff voll Deutſcher vom See her nicht landen und hielt auch die Polen zu Lande ab. Dieſe, mit Italienern, Franzoſen und Deutſchen vermiſcht, brachen nun zwar in Savoyen ein, fanden aber nirgends Anklang und wurden von Ramorino in den Gebirgsthälern irre geführt, bis er ſelbſt keinen Rath mehr wußte und die Seinigen heimlich verließ, die nun wieder umkehrten. Wie unwichtig der Vorfall an ſich war, ſo machte er doch ungeheures Aufſehen wegen der Verwegenheit der Flüchtlinge und wegen der Saumſeligkeit der Schweizer Behörden, die ihn nicht gehindert hatten. Die Tagſatzung ſprach ihre Mißbilligung des Savoyer

Zuges aus und beſchloß, die bekannten Theilnehmer auszuweiſen. Die unbekannten aber durften bleiben, und Mazzini hatte die Frechheit, jetzt erſt in ſeinem Aſyl zu Grenchen im Canton Solothurn die geheime Verbindung des „jungen Europa" zu ſtiften, die, aus Flüchtlingen aller Nationen beſtehend, alle revolutioniren ſollte. Ja, die deutſche Section dieſer Verbindung wagte Ende Juli im Steinhölzle bei Bern eine offene Kundgebung, indem hier von 150 deutſchen Flüchtlingen und Handwerksgeſellen eine ungeheure deutſche Fahne aufgepflanzt, und die zu dieſem Zweck beigebrachten kleinen Fahnen mit den Farben aller beſtehenden deutſchen Regierungen zerriſſen und mit Füßen getreten wurden. Jetzt riß auch der Diplomatie die Geduld und ſie that ernſte Schritte, dem Unweſen der Flüchtlinge in der Schweiz zu ſteuern. Oeſterreich brach allen Verkehr mit der letztern ab, die deutſchen Mittelſtaaten drohten und Baden rüſtete. Allein dieſe Maßregeln wurden bald wieder aufgehoben, indem der engliſche Geſandte die Vermittlung übernahm und die Schweiz ſich entſchuldigte und künftig mehr Vorſicht verſprach.

Die Radicalen hatten leichtes Spiel, weil England ſich ihrer annahm und auch Frankreich damals ſie noch als ſeine natürlichen Bundesgenoſſen den nordiſchen Mächten gegenüber behandelte, Oeſterreich aber, das an Italien genug zu hüten hatte, nicht auch noch in Kampf mit der Schweiz oder mit Frankreich wegen der Schweiz gerathen wollte.

Damals verſuchte Neufchatel ſeine völlige Trennung von der Eidgenoſſenſchaft bei der Tagſatzung durchzuſetzen; aber die Schweiz wollte dieſen Canton nicht aufgeben, weil er den Franzoſen den Eingang zur Schweiz verſchließt, ihr alſo von größter Wichtigkeit iſt.

Damals wurde auch, nachdem alle Bemühungen, eine allgemeine Bundesuniverſität für die ganze Schweiz zu begründen, an der Eiferſucht der Cantone geſcheitert waren, den Zürchern zum Trotz eine neue Univerſität in Bern eröffnet, die, was ihr an wiſſenſchaftlichen Leiſtungen abging, durch radicale Energie erſetzen

ſollte. Ihr erſter Rector war Wilhelm Snell, der berüchtigte Wühler aus Naſſau, radical bis zum Wahnſinn und zugleich ein Trunkenbold, der moraliſche Vergifter jener ſtolzen Berner Jünglinge, auf denen das Auge ſonſt ſo gerne verweilte wie auf der herrlichen Jugend von Tirol. Snells Bruder Ludwig und der bekannte deutſche Flüchtling Siebenpfeiffer erhielten gleichfalls Profeſſuren. Die eigentlichen Machthaber in Bern waren aber damals nicht jene zwei fremden Brüder Snell, ſondern zwei einheimiſche Brüder Schnell, die von Burgdorf aus die Revolution gegen die Hauptſtadt gemacht hatten. Zwiſchen beiden, der Fremdenpartei an der Univerſität und der Landespartei der Schnelle, kam es bald zu Reibungen, denn die letzteren wollten nicht ſo weit gehen wie die erſteren und ſich nicht zu ihren dem Canton und der Schweiz überhaupt fremden Zwecken mißbrauchen laſſen.

Wenn die Bundesreform bisher auch geſcheitert war, ſo wurde doch fortwährend für ſie gewühlt und wurden auch auf der Tagſatzung Neuerungen durchgeſetzt, die eine künftige Centralregierung der Schweiz wenigſtens vorbereiteten. So die gleiche Uniformirung aller Schweizer Milizen, die gleiche eidgenöſſiſche Fahne, gleiches Maaß und Gewicht (1835).

Mittlerweile hatte ſich die katholiſche Partei wieder gefaßt und begann Demonſtrationen gegen die Badener Beſchlüſſe. Der Biſchof von Baſel proteſtirte feierlich dagegen, die katholiſche Bevölkerung von St. Gallen ſtimmte mit großer Mehrheit gleichfalls dagegen. Ein päpſtliches Breve vom 17. Mai 1838 erklärte ſie für ketzeriſch. Im Uebrigen aber hatte Papſt Gregor XVI. eben damals dem Wunſch der Schweizer Regierungen nachgegeben, und nachdem er ſchon den Biſchof Boſſi in Chur für Graubündten und St. Gallen zugleich ernannt, nachträglich noch die Errichtung eines beſondern Bisthums in St. Gallen zugegeben und hier den Biſchof Mirer eingeſetzt. Der Streit über die Badener Beſchlüſſe wurde am hitzigſten in Aarau. Hier wies die Regierung das proteſtirende Schreiben des Biſchofs von Baſel zurück und ſetzte eine Erklärung auf, die auf allen katholiſchen Kanzeln verleſen werden ſollte. Die

Pfarrer weigerten sich, und augenblicklich verfügte die Regierung Geldbußen, Amtseinstellung, sogar Gefängniß gegen sie, trug auf gänzliche Trennung des Cantons vom Bisthum Basel an und legte den katholischen Priestern einen neuen Eid auf, worin sie sich zum unbedingten Gehorsam gegen den Staat verpflichten sollten. Da dieser Eid von fast allen Geistlichen verweigert wurde, schickte die Regierung Truppen in die katholischen Bezirke. Diese aber verhielten sich ganz ruhig und ließen alles über sich ergehen. Da begann sich doch die kleine freche Regierung vor den übrigen Eidgenossen und vor dem Ausland zu schämen, zog die Truppen wieder zurück und modificirte den Eid durch eine authentische Interpretation, die der Bischof gelten ließ.

Anders verhielt sich die katholische Bevölkerung des zum Canton Bern gehörigen Jura. Hier wurde eine Petition gegen die Badener Beschlüsse mit 8000 Unterschriften bedeckt. Zu Pruntrut wurde offen eine Lostrennung von Bern gewünscht, und man pflanzte hier und in vielen Gemeinden s. g. Religionsbäume, d. h. die von Frankreich entlehnten Freiheitsbäume, nur nicht mit der rothen Mütze, sondern mit einem Kreuze gekrönt. An der Spitze dieser religiösen Bewegung stand Decan Cuttat in Pruntrut. Aber die Berner Regierung war so entschieden, wie die Aargauer, und überschwemmte den katholischen Jura mit Truppen. Nun aber schritt Frankreich ein, mit dem in der Napoleonischen Zeit das Gebiet von Pruntrut vereinigt gewesen war und das die dortigen Sympathien pflegte. Ludwig Philipp ließ der übermüthigen Berner Regierung erklären, wenn sie nicht sofort die Mißhandlung der Katholiken im Jura einstelle und sich mit dem Papst verständige, werde er Pruntrut besetzen lassen. Da gab Bern nach und auch die andern bequemten sich, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Nuntius, de Angelis, hatte damals eben Luzern verlassen und sich in Schwyz niedergelassen, weil die Luzerner Regierung ihm jede Ausübung geistlicher Gerichtsbarkeit untersagte.

Inzwischen dauerte der Unfug der Fremden in der Schweiz immer fort. Die Regierungen versicherten, allen Forderungen der

Großmächte ſey Genüge geleiſtet, die gefährlichen Flüchtlinge ſeyen ausgewieſen, aber ſie verweilten fortwährend in der Schweiz, insbeſondere Mazzini. Der Mord eines deutſchen Studenten, Namens Leſſing, in Zürich bewies, wie thätig die revolutionäre Propaganda noch war, denn Leſſing wurde nur ermordet, weil man Verrath von ihm beſorgte. Im Sommer 1836 war eine Wiederholung des Frankfurter Attentats im Werke, wurde aber durch die Verhaftung von 21 deutſchen Verſchwornen verhütet. Da miſchte ſich die Diplomatie abermals ein und verlangte aufs ernſtlichſte von der Schweiz, daß ſie den Demagogen keinen Vorſchub mehr leiſte. Da dies nun in die Zeit fiel, in welcher Ludwig Philipp das Werk der Reaction in Frankreich gerade ſo weit geführt hatte, um endlich das Vertrauen der alten Dynaſtien in ganz Europa zu gewinnen, ſo wurde auch ihm der Auftrag, die Schweiz in die Zucht zu nehmen. Wir brechen daher hier ab, um auf den Gegenſtand zurückzukommen, wenn wir von Frankreich handeln werden.

Auch nach Italien hinüber hatte ſich die mit der Julirevolution begonnene Erſchütterung erſtreckt. Bis dahin hatte dieſes ſchöne, aber wenig glückliche Land ſeit der Aufregung im Jahr 1821 Ruhe genoſſen. Zu Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verſchieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., damals ſchon 74 Jahre alt und von ſtrengen Grundſätzen, der die Carbonari unter ſeiner ſchweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der ganzen Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach ſeinem Tode 1829 begann nun unter ſeinem Nachfolger, Cardinal Caſtiglione, der ſich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater ſtarb ſchon 1831, und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem der erſte Sturm zu toben anfing.

Noch während des Conclaves, ehe der neue Papst gewählt war, und gerade weil in dieser Zeit keine feste Autorität im Kirchenstaate hergestellt und die hohen Prälaten in Rom versammelt waren, brachen die Insurrectionen in den Provinzen aus. Sie waren geleitet von den Carbonari und hatten wie die früheren den Umsturz der geistlichen Regierung in Rom und der alten Dynastien in den übrigen italienischen Staaten zum Zweck. Ihr letzter Gedanke war die Einheit Italiens, über die Mittel aber war man sich nicht klar. Einige dachten noch mit Constitutionen auszukommen, andere erklärten sich schon mit mehr Entschiedenheit für die Republik, und da man auf französische Hülfe rechnete, so legte man Werth darauf, napoleonische Erinnerungen einzuflechten.

Nur zufällig erfolgte die erste Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen seinem Duodez-Absolutismus und harter Verfolgung aller liberalen Institutionen und Ideen äußerst verhaßt war, darauf aufmerksam gemacht, daß sein Günstling Menotti, Chef der geheimen Polizei, selbst ein Verschwörer sey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin dieser mit seinen Consorten gerade versammelt war, umzingeln und mit Kanonen zusammenschießen. Menotti entging dem Tode und wurde gefangen, fand aber so viel Theilnahme bei der Bevölkerung, daß der Herzog Angst bekam und auf und davon floh. Hierauf bildete sich in Modena eine provisorische Regierung, welcher der Advokat Nardi präsidirte.

Nun hielten die Verschworenen auch im Kirchenstaat nicht mehr zurück. Schon am 5. Februar umringten junge Leute zu Bologna den Palast des päpstlichen Prolegaten und zwangen ihn, einer bereits vorbereiteten provisorischen Regierung Platz zu machen. Da fast die ganze Bevölkerung der großen Stadt für die Neuerung war, blieb ihm nichts übrig, als sich zurückzuziehen. An demselben Tage kam von Rom die Nachricht an, am 2. sei der neue Papst gewählt worden, was aber die rasche Verbreitung des Aufstandes nicht mehr verhinderte, eher beschleunigte. Am 9. Februar constituirte sich auch zu Pesaro eine provisorische Regierung, am

12. wurde die Wittwe Napoleons, Erzherzogin Marie Luise, aus ihrem kleinen Herzogthum Parma vertrieben; am 14. ſtand das Volk in Ferrara auf und ſetzte unter den Kanonen der Oeſterreicher, welche die Citadelle beſetzt hatten, eine proviſoriſche Regierung ein. Am 17. bemächtigte ſich das Volk der Feſtung Ancona, am 18. hatte auch Perugia ſeine proviſoriſche Regierung. Am 23. zogen 600 piemonteſiſche Flüchtlinge bewaffnet von Lyon aus, um auch vom Norden her Italien zu inſurgiren, ſie wurden aber von franzöſiſchen Truppen eingeholt und zur Umkehr gezwungen, weil Ludwig Philipp wegen Italien keinen Krieg mit Oeſterreich, dem die nordiſchen Mächte beigeſtanden haben würden, anzufangen Luſt hatte, und auch weil in die italieniſche Inſurrection napoleoniſche Ideen geworfen worden waren. Schon am 14. September 1830 hatte Joſeph Napoleon, der vormalige König von Spanien, als Aelteſter der Napoleoniden in deren Namen von Amerika aus, wo er lebte, gegen die von Ludwig Philipp wiederholte Verbannung derſelben vom franzöſiſchen Boden proteſtirt und ſeine Tochter mit Napoleon Ludwig, dem älteſten Sohn des ehemaligen Königs von Holland (Louis Bonaparte) vermählt, demjenigen Napoleoniden, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichsſtadt die Anſprüche auf den franzöſiſchen Kaiſerthron erbte. Dieſer junge Mann, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei ſeinem Vater und ließ ſich ſchon hier in die italieniſche Verſchwörung ein, weshalb er vom Papſt ausgewieſen wurde. Er brachte den Winter über mit ſeinem jüngeren Bruder Karl Ludwig Napoleon, damals 23 Jahre alt, in Florenz zu, von wo aus ſie mit Menotti verkehrten. Als nun im Anfang Februar die Revolution ausbrach, reisten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Inſurgenten über, mit Begierde die erſte Gelegenheit ergreifend, um ſich in die Weltgeſchichte einzuführen, ohne zu fragen, ob es klug ſey, nur dem Muthe ihres Blutes folgend.

Der neue Papſt verfehlte nicht, den Inſurgenten Frieden zu predigen, aber ſein Unterhändler Cardinal Benvenuti wurde nicht gehört und gefangen nach Bologna geführt. Hier eröffnete der

Advokat Vicini am 26. Februar einen großen s. g. italieniſchen Nationalcongreß, woraus hervorging, daß alle Italiener in die Revolution hineingezogen werden ſollten und daß ihr Ziel die Einheit Italiens ſey. Zugleich ſuchte General Zucchi, der früher unter Napoleon gedient und nachher öſterreichiſcher Feldmarſchall-lieutenant geworden war, eine italieniſche Armee auszurüſten. Aber Oeſterreich fuhr blitzſchnell drein. Schon am 5. März rückten die vorgeſchobenen Corps einer öſterreichiſchen Armee unter Frimont ins Modeneſiſche, an den folgenden Tagen in Ferrara und Parma ein und überall flohen die Inſurgenten. Nur ein unbedeutendes Scharmützel fiel vor bei Novi. Vergebens ſuchte Zucchi in Bologna den Muth zu beleben und eine Armee zuſammenzubringen, alles war durch die Raſchheit der Oeſterreicher tödtlich gelähmt. Vicini wollte jetzt nachgeben und unterhandeln. Zucchi wüthete gegen ihn, da dankte er eilends ab. Frimont nahte und zog, da alles floh, am 21. ſchon in Bologna ein. Nun lieferte zwar Zucchi den Oeſterreichern auf dem Rückzug bei Rimini ein kleines Gefecht am 25., mußte aber ſogleich weichen. Auch eine ſehr feſte Stellung bei Cattolica mußte er freiwillig wieder verlaſſen, weil ſeine Leute nicht Stand hielten. „Für Memmen gibt es keine ſtarke Poſition," rief er zornig aus und zog ſich hinter die Mauern Anconas zurück, hier aber war ſchon durch General Armandi, der zu rechter Zeit eingelenkt hatte, mit dem Papſte capitulirt worden, und mit genauer Noth entkam Zucchi noch auf einem Schiffe; aber die Oeſterreicher fingen ihren deſertirten Feldmarſchall-lieutenant auf dem adriatiſchen Meere auf und warfen ihn jenſeits der Alpen in einen deutſchen Kerker. Am 27. zogen die Oeſterreicher unter Geppert in Ancona ein, die letzten Inſurgenten capitulirten unter Sercognani in Spoleto am 30., und der ganze Aufſtand war beſeitigt.

Unter den Flüchtlingen jener Unglückstage befanden ſich auch die napoleoniſchen Brüder. Der ältere ſtarb nach kurzer Krankheit, die ihm die ungewohnten Strapazen ſollen zugezogen haben, unterwegs in Forli am 17. März. Man rühmte an ihm eine edle und

feurige Natur. Seine Mutter, die Königin Hortenſe, war in zärtlicher Sorge den Söhnen nachgereist, fand aber nur den jüngſten wieder, den ſie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet glücklich rettete.

Nun folgten überall wieder Reactionen, die ſtärkſte in Modena, eine mildere in Parma und im Kirchenſtaat. Der Papſt erfreute ſich vom neuen König der Franzoſen derſelben Huld wie von Oeſterreich und folgte gerne ihren Rathſchlägen. Ludwig Philipp aber rieth zur Milde, damit Italien beruhigt und er nicht von der franzöſiſchen Nation gedrängt würde, den Oeſterreichern Krieg zu erklären. Die Rückſicht, die desfalls Oeſterreich auf Frankreich nahm, war ſo groß, daß es im Mai Ancona und im Juli den ganzen Kirchenſtaat wieder räumte, mit Ausnahme der Citadelle von Ferrara. Aus Rückſicht auf Frankreich erließ auch der Papſt am 5. Juli ein Edict, worin er dem Volke Verbeſſerungen in der Verwaltung ankündigte. Da die päpſtlichen Caſſen leer und die Provinzen ſchwierig und verarmt waren, ſah ſich der h. Vater zu der unerhörten Maßregel gezwungen, beim Juden (Rothſchild) 3 Millionen Scudi zu entlehnen.

Die Verbeſſerungen in der Verwaltung und Juſtiz wurden angenommen, genügten aber den Provinzen nicht. Die Inſurgenten erhoben wieder das Haupt, weil ſie meinten, Oeſterreich fürchte ſich vor Frankreich. Die Beruhigungsverſuche des franzöſiſchen Geſandten St. Aulaire beſtärkten ſie nur in dieſem Wahn. Zu Bologna wurde ſogar ſchon wieder eine große Volksverſammlung gehalten und die Einberufung eines neuen Congreſſes auf den 5. Januar 1832 beſchloſſen, der dem Papſt Vorſchläge machen und Bedingungen ſtellen ſollte. Der Papſt ließ unter Barbieri zu Rimini und unter Zamboni in Ferrara Truppen ſammeln, denen aber die Nationalgarde von Bologna unter General Patuzzi entgegenmarſchirte. Am 20. Januar ſtießen ſie bei Ceſena aufeinander. Nach kurzem Gefecht wichen die Nationalgarden, die päpſtlichen Truppen aber, ein ſchnell zuſammengerafftes Geſindel, worunter Banditen und Räuber, plünderten Ceſena und übten arge Greuel an den

Einwohnern, ebenso am folgenden Tage zu Forli, wo 23 Personen jedes Alters und Geschlechts von ihnen ermordet, 41 verstümmelt oder verwundet wurden. Cardinal Albani, des Papstes Stellvertreter, war Zeuge und konnte es nicht hindern, wagte nun aber die Trüppen nicht weiter gegen Bologna vorrücken zu lassen, weil ihre Schandthaten ganz Italien empört hatten. In dieser Noth mußten die Oesterreicher wieder helfen, und General Hrabowski kam mit einem Corps derselben, theils um Bologna zu unterwerfen, theils um die päpstlichen Truppen selbst im Zaume zu halten, die da, wo keine Oesterreicher waren, z. B. in Ravenna, noch manche Rohheiten begingen.

Dieser zweite Einmarsch der Oesterreicher erhitzte die Opposition in Paris, und wenn Ludwig Philipp etwas Schlimmerem vorbeugen wollte, mußte er dießmal eine Demonstration machen. Aber er that es so ungern und so sehr nur zum Schein, daß sie mit Oesterreich heimlich konnte verabredet werden. Genug wenn man der französischen Nation nur sagen konnte, die Oesterreicher sind nicht allein in den Kirchenstaat eingerückt, der König der Franzosen ist wachsam gewesen und hat sogleich auch Franzosen hineingeschickt, um den Oesterreichern die Stange zu halten. Noch wußte niemand, was verabredet worden war, als plötzlich in der Nacht auf den 23. Februar eine kleine französische Flotte vor Ancona erschien und Truppen aussetzte, die unter Oberst Combes, als die Thore nicht gleich geöffnet wurden, dieselben mit Aexten einschlugen, eindrangen und sich des Platzes bemeisterten. Das sah nun sehr kriegerisch und wie eine Unterstützung der italienischen Opposition aus; bald aber kamen noch durch widrige Winde zurückgehaltene französische Schiffe mit dem commandirenden General Cubières nach, der die Handlungsweise seines Obersten desavouirte, die päpstlichen Behörden wieder einsetzte und die Männer der Opposition von sich wies. Die letzteren legten indeß seine Zurückhaltung nur als eine vorläufige aus und hofften von der Besetzung Anconas durch Franzosen so viel für ihre Sache, daß in Bologna selbst und unter den Augen Hrabowskis das Volk einen Aufstand versuchte

in dem Augenblick, in welchem die erſten päpſtlichen Truppen unter Zamboni, die ſich häßlich in Ravenna aufgeführt hatten, dort einrückten. Zamboni und Hrabowski ſelbſt bekamen Steinwürfe. Aber der letztere hatte, Menſchlichkeit mit Strenge verbindend, den genialen Einfall, einem böhmiſchen Regiment auf italieniſch zu befehlen, es ſolle feuern, auf böhmiſch aber den Befehl ſogleich zu widerrufen. Wie nun die Bologneſer das Commandowort Feuer hörten, liefen ſie davon und die Ordnung wurde ohne Blutvergießen hergeſtellt. Am 2. Mai rückten päpſtliche Truppen auch in Ancona ein und beſetzten den Platz gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, ſo daß jedermann erkannte, Ludwig Philipp thue in Italien nichts anderes, als was der Kaiſer von Oeſterreich auch that, nämlich er ſchütze die Herrſchaft des Papſtes gegen die Revolution. Am 21. Juni erließ der Papſt eine Bulle gegen die Inſurgenten in einem feſten und ſtolzen Tone.

Seitdem war wieder Ruhe in Italien. Der Papſt, im eigenen Lande von Revolution bedroht, erklärte ſich entſchieden auch gegen alle andern Revolutionen, namentlich gegen die inſurgirten Polen und gegen die Partei im franzöſiſchen und belgiſchen Klerus, die, von Lammenais geleitet, eine Allianz der römiſchen Kirche mit der Demokratie verlangte. In ſeinem merkwürdigen encykliſchen Schreiben vom 15. Auguſt 1832 warnte Gregor XVI. die kirchlichen Enthuſiaſten, ſie ſollten ja nicht an neue Mittel denken, die nur vermeintlich alte und baufällige Kirche zu ſtützen. Die Kirche habe keine Wiedergeburt nöthig, ſie ſey ewig jung, immer die gleiche.

Merkwürdigerweiſe wurden Neapel und Sardinien damals durch keine Revolutionen erſchüttert. In Neapel ſtarb der alte König Ferdinand I. (IV.) am 8. November 1830, und ihm folgte ſein erſt 21jähriger Sohn Ferdinand II., der mehrfache Verbeſſerungen einführte und politiſche Gefangene begnadigte. In Sardinien ſtarb König Karl Felix am 27. April 1831, und ihm folgte Karl Albert, Prinz von Carignan, ohne daß von Seite Oeſterreichs Einſpruch gegen dieſe Thronfolge erhoben worden wäre.

Der neue König, an dem eine böse Erinnerung haftete, befand sich in einer bittern Klemme zwischen Oesterreich, das er beständig fürchten mußte, und dem Liberalismus, den er verrathen hatte, und der ihm doch seit der Julirevolution wieder eine sehr brauchbare Waffe schien. Großes Aufsehen erregte der Brief des damals noch jungen Joseph Mazzini, der Karl Albert aufforderte, Italien vom Joche der Fremden zu befreien und zu vereinigen.

Im Jahre 1837 kam die Cholera nach Italien und richtete um so mehr Verheerungen an, als an den meisten Orten die Aerzte selbst aus Feigheit flohen. Am schrecklichsten wüthete sie in Sicilien, wo deshalb auch Unruhen ausbrachen.

Vierzehntes Buch.

Das Bürgerkönigthum in Frankreich.

Der neue Bürgerkönig in Paris spielte die angenommene Rolle mit gutem Glücke fort. Frankreich blieb noch lange in der Täuschung, es habe den besten Theil erwählt. Das Ausland accommodirte sich, weil Ludwig Philipp den legitimen Großmächten das Beste versprach. England unterstützte ihn, weil er den englischen Candidaten in Belgien duldete und sich überhaupt der Vormundschaft Englands fügte. Rußland ließ sich ihn am Ende gefallen, um in Polen freie Hand zu haben. Preußen allein konnte keinen Krieg anfangen wollen, Oesterreich noch viel weniger. Die ältere Linie der Bourbons war Oesterreich von Anfang an feindlich gesinnt gewesen und auch gegen dessen Willen auf den Thron gelangt. So wurde denn Frankreichs neuer illegitimer König von den Großmächten anerkannt. Eine Thatsache, die jedermann den Umständen angemessen fand, die aber das ganze bisherige Programm der europäischen Congresse und das Princip der Legitimität beseitigte, um fortan die Politik der jeweiligen Convenienz

zur ausschließlichen Geltung zu bringen. Spanien wollte anfangs die neue Ordnung der Dinge in Frankreich nicht anerkennen. Da gab Ludwig Philipp den liberalen Flüchtlingen Mina, Valdez ꝛc. Geld und Waffen zu einem Insurrectionsversuch. Aus Furcht erkannte ihn nun Spanien an, und augenblicklich ließ er auch wieder die armen Flüchtlinge im Stich.

Ludwig Philipp war voll schlauen Verstandes und beobachtete die ruhige Haltung, die ein vollkommenes Sicherheitsgefühl zur Schau trägt. Nur in seinem Ministerium begann ein auffallendes Wechseln und Wogen, woran man erkannte, wie mühsam es dem juste milieu wurde, das Gleichgewicht zwischen den liberalen, mehr rechts oder mehr links abweichenden Nuancen zu halten. Um die innern Lärmer zu beruhigen, die immer noch mehr republikanische Institutionen wollten, und um dem Ausland mit unermeßlicher Popularität imponiren zu können, mußte er seine Minister links suchen. Um aber eine feste Regierung möglich zu machen und dem Ausland zu zeigen, daß man ihm gehorche, mußte er sie wieder ein wenig rechts suchen, je nach den Vorfällen des Tages. Daß sein Zug stetig nach rechts ging, und die Linkswendungen ihm nur durch die Umstände abgenöthigt wurden, versteht sich von selbst. Er war desfalls viel weniger aufrichtig constitutionell, wie Ludwig XVIII. zur Zeit des Ministerium Decazes.

Das erste Ministerium des neuen Königs, Dupont de l'Eure an der Spitze, Laffitte, Gérard, Molé, Guizot, Broglie, Louis, Sebastiani, Perier, Dupin ging ganz aus der Partei hervor, die in der großen Woche den Sieg an sich gerissen hatte. Bignon, Napoleons berühmten Secretär und Diplomaten, hatte Ludwig Philipp dem Ministerium zugesellt, um den Anhängern Napoleons zu gefallen, gab ihm aber kein Portefeuille, um das Ausland nicht zu reizen. Dieser kleine Zug charakterisirt ihn ganz.

Das Wichtigste war, die aufgeregten Arbeiter wieder zu beschwichtigen. Sie allein hatten gesiegt, sie wollten nun auch etwas davon haben. Die republikanischen Gesellschaften grollten dem Königthum und hielten Ludwig Philipp für einen bloßen Heuchler.

Auf Guizots Rath wurde den Arbeitern mit 5 Millionen Franken der Mund gestopft, die geheimen Gesellschaften aber als ungesetzlich verboten. Hubert, Präsident der Gesellschaft ami du peuple, wurde zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt. Auch lenkte man den Haß des gemeinen Volkes geschickt auf die Exminister ab. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren auf der Flucht gefangen worden und sollten von den Pairs gerichtet werden. Diesen Richtern traute man wenig Strenge zu, und da überdies auf Betrieb des Königs der Vorschlag gemacht wurde, noch vor Ausgang des Prozesses die Todesstrafe, als eines civilisirten Volkes unwürdig, abzuschaffen, gerieth das gemeine Volk in eine große Wuth und glaubte in dem neuen Königthum eben nur das alte wiederzusehen. Es erhob sich am 18. October, verlangte den Tod der gefangenen Minister und umringte das Schloß Vincennes, in dem sie gefangen saßen. Nur der Muth des Commandanten Dumesnil, der das Schloß in die Luft zu sprengen drohte, bewog die wilden Haufen zum Abzug. Das Uebrige that Odilon Barrot, als Präfect des Seine-Departements, indem er öffentlich erklärte, die angeklagten Minister würden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ueber diese Eigenmächtigkeit war Guizot, sein Vorgesetzter als Minister des Innern, empört und verlangte seine Absetzung. Dupont de l'Eure war dagegen. Der König suchte ihn umzustimmen, indem er sagte, auch Lafayette sey für die Absetzung. Das war aber eine kleine Lüge. Der ehrliche Dupont sagte geradezu, er wisse von Lafayette selbst, daß derselbe anders denke, als der König sage. „Sie beschuldigen mich der Unwahrheit?“ fuhr ihn der König an. „Sire,“ erwiderte Dupont, „wenn der König ja und Dupont nein sagt, so weiß ich, wem Frankreich glauben würde.“ Der junge Herzog von Orleans drängte sich besorgt dazwischen, faßte Duponts Hand und sagte: „Dupont ist ein Ehrenmann, mein Vater, hier kann nur ein Mißverständniß vorgegangen seyn.“ Der König umarmte Dupont und Odilon Barrot verlor seine Stelle diesesmal noch nicht. Dagegen trat Guizot aus dem Ministerium und mit ihm die andern, außer

Dupont, Laffitte, Gérard, Sebaſtiani, wogegen der junge Montalivet und Marſchall Maiſon eintraten. Dem König war es äußerſt läſtig, Dupont beibehalten zu müſſen, allein er fürchtete Lafayette, der an der Spitze von mehr als einer Million Nationalgarden ſtand, und dem bei einem Zerwürfniß ganz Frankreich würde zur Seite geſtanden ſeyn.

Der äußerlich ruhige und feſte, innerlich gequälte König wandte ſich an Talleyrand, und bat ihn, ein Miniſterium zu übernehmen. Aber Talleyrand, damals Geſandter in London, verſicherte ihn, er nütze ihm in London, indem er das Bündniß mit England betreibe und die nordiſchen Mächte beruhige, unendlich mehr, als er ihm in Paris nützen könne. Gerade damals führte die ruſſiſche Politik einen Hauptſchlag. Sie ließ ſich nämlich von Molé im Namen Ludwig Philipps beſtätigen, was Karl X. bereits mit ihr abgekartet hatte (enge Allianz zwiſchen Rußland und Frankreich, das letztere erwirbt Belgien und die Rheinprovinzen, Preußen wird mit Hannover entſchädigt, Oeſterreich mit der Türkei, Rußland nimmt Conſtantinopel, England wird ausgeſchloſſen) und denuncirte dann den ganzen Plan in London, um England von Frankreich zu trennen. Talleyrand demaskirte dagegen die ruſſiſche Argliſt in dieſer Intrigue und Ludwig Philipp blieb Englands guter Freund. — In Bezug auf die innere Politik ſoll Talleyrand damals Ludwig Philipp gerathen haben, die Liberalen durch ſich ſelbſt, eine Nuance nach der andern, einen Namen nach dem andern abzunutzen. Sein Haupttroſt aber ſoll geweſen ſeyn, die Vertreibung der älteren Bourbons verhalte ſich ganz ſo wie der Stuarts in England, und die jüngere Linie Orleans werde, wenn ſie nur Geduld behalte und die damalige Aufregung geſchickt wieder abſchwäche, ſich auf dem Thron ſo dauerhaft befeſtigen, wie die hannöveriſche Dynaſtie in England.

Unterdeß hörte die Gährung in Paris nicht auf. Hinrichtung der Exminiſter war die Parole im Volk. Man ſah darin die Probe, ob die neue Regierung es aufrichtig mit der Freiheit meine, oder nur in die alten Bahnen einlenken wolle. Auch die Preſſe mißbrauchte ihre Freiheit zu wüthenden Schmähungen. Ex-

ceſſe während des Prozeſſes ſchienen unvermeidlich. Da ernannte der König den Marſchall Soult, die erſte militäriſche Größe des alten Kaiſerreichs, zum Kriegsminiſter und ließ denſelben große Rüſtungen machen, dem Scheine nach, um Frankreich gegen das Ausland zu vertheidigen, denn man hatte die Kunde verbreitet, Feldmarſchall Diebitſch ſey in Berlin geweſen, um eine Allianz Preußens mit Rußland zu betreiben und in Frankreich einzufallen (unmittelbar vor dem polniſchen Aufſtande). Durch Talleyrand durfte aber der König hoffen, mit Hülfe Englands Preußen zu beruhigen, und Rußland wurde durch die polniſche Revolution aufgehalten, deren Ausbruch man ſchon in den erſten Tagen des Dezember in Paris erfuhr. Der Zweck der Rüſtungen Soults war nur, unter dem Scheine, dem Nationalſtolz zu ſchmeicheln und dem Ausland zu imponiren, die unruhige Pariſer Bevölkerung durch Militärmacht im Zaum zu halten und Lafayette mit ſeinen Nationalgarden in den Hintergrund zu ſchieben. Am 15. Dezember wurde das Pairsgericht eröffnet. Das Volk drohte, die Hinrichtung der Angeklagten zu erzwingen. Lafayette aber, weit entfernt, dem König gefährlich zu werden, trat auch in dieſem, wie in allen früheren ähnlichen Fällen, der Anarchie entgegen und ermahnte in einer Proklamation vom 19. zur Ordnung. Als nun am 20. und 21. das Volk in den Straßen lärmte und den Palaſt Luxemburg, in dem die Pairs richteten, ſtürmen wollte, war es Lafayette ſelbſt, der an der Spitze der Nationalgarde unermüdet die Ordnung erhielt. Unterdeß wurden die Exminiſter von Martignac, der ſich edelmüthig dazu hergab, glänzend vertheidigt und von den Pairs nur zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe auf dem Schloſſe Ham verurtheilt, am 21. Vergebens wütheten Volk und Jugend, die Ruhe wurde hergeſtellt, 400 der wildeſten Schreier verhaftet.

Der König war unendlich entzückt über die ehrliche Schwäche des alten Lafayette, und verfehlte nicht, davon Nutzen zu ziehen. Lafayette hatte ſich ſammt ſeinen Nationalgarden unpopulär gemacht. In die Bevölkerung von Paris war Zwieſpalt eingeriſſen. Zugleich hatte Soult eine ungeheure Militärmacht aufgeſtellt. Man

konnte jetzt Lafayette beseitigen. Thun Sie nur das, hatte Metternich zu General Belliard gesagt, den ihm Ludwig Philipp zuschickte, erst wenn Sie den gefährlichen Lafayette werden besiegt haben, werde ich glauben, daß Ihr König wirklich regiert. Am 24. wurde Lafayette zum Dank für seine Aufopferung vom 19—21. als Obergeneral aller französischen Nationalgarden entlassen, und die Pariser Nationalgarde-Artillerie, die sich zu volksthümlich benommen, aufgelöst. Hierauf legte auch Dupont de l'Eure seinen Ministerposten nieder, um einer jener tückischen Verabschiedungen von Seiten des Königs zuvorzukommen. Laffitte wurde nun Chef des Ministeriums.

Bei alledem spielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob der unerbittliche Mauguin laut seine Stimme und klagte das neue System an, das offenbar darauf ausgehe, das französische Volk zu dupiren und die Freiheit zu escamotiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, sondern unterstützte das neue Königthum aus Privatinteresse. Um die Deputirtenkammer für sich zu haben, bewilligte ihr Ludwig Philipp ihren Fortbestand. Neue Wahlen würden neue unzugänglichere Menschen gebracht haben. Die alte Kammer war dem König sicher, um so mehr, als er ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verschwenderisch mit Anstellungen und Belohnungen bedachte. Die französische Deputirtenkammer hatte sich zu einem Markt erniedrigt, auf dem der König Stimmen und Ergebenheitsadressen für Aemter, Concessionen, Titel und Orden kaufte. Statt der gehofften lautern und reinen Freiheit brachte das Bürgerkönigthum den Franzosen eine schändliche parlamentarische Corruption. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot, ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, daß aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie und zuletzt Fremdherrschaft folgen müsse.

Eine energische Minorität organisirte sich in der Deputirtenkammer erst wieder, als sich immer deutlicher herausstellte, Ludwig Philipp suche „Frieden um jeden Preis mit dem Auslande" und erkaufe sich denselben durch die Hinopferung aller der Völker, welche

die Julirevolution nachgeahmt hatten. Begreiflicherweise herrschte im französischen Volke die feurigste Sympathie für die Belgier und Polen. Die ersteren wünschten Vereinigung mit Frankreich, aber um des Friedens willen wies sie Ludwig Philipp ab. Die Polen flehten um Hülfe von Frankreich und Ludwig Philipp verrieth sie, indem er ihnen wirklich Hoffnung machte, ihnen rieth, unthätig zu bleiben und dadurch ihre Sache unwiederbringlich verloren machte. In Deutschland war die Bewegung schwächer, allein stark genug, um dem französischen Einfluß auf die deutschen Cabinette mehr Nachdruck zu geben. Nun erfuhr man aber, Ludwig Philipp habe ausdrücklich alle Maßregeln der deutschen Cabinette, die auf Niederhaltung der Liberalen in Deutschland, Beschränkung der Presse ꝛc. ausgingen, gut geheißen. Aus alledem wurden nun furchtbare Anklagen gegen Ludwig Philipp gemacht. Die Opposition mußte sich hauptsächlich auf die äußere Politik werfen, weil ihr die innere damals wenig Chancen bot. Die Volksgesellschaften waren zu cynisch, um Sympathien zu finden. Frankreich wollte die Freiheit nicht ohne die Ordnung. Alles, was an Anarchie erinnerte, war den guten Bürgern verhaßt. Die Opposition in der Deputirtenkammer war mithin keine republikanische, aber eine patriotische. Sie vertrat den beleidigten Nationalstolz. An ihrer Spitze stand General Lamarque, der die glänzendsten Reden hielt, neben ihm Mauguin, im Hintergrund der alte Lafayette. Aber ihre Beredsamkeit drang nicht durch. Sebastiani, als Minister, erklärte es für eine Thorheit und Unmöglichkeit, mit den geringen Kriegsmitteln, welche Frankreich zu Gebote standen, gegen den Willen der deutschen Mächte den Polen beistehen zu wollen. Auch die Doctrinäre, die in einem Krieg nur den Untergang der constitutionellen Freiheit und Ordnung zugleich sahen, stimmten zum Ministerium. Die übrigen Stimmen waren schon erkauft.

Die Legitimisten mißverstanden damals die vielfach im Volke sich aussprechende Unzufriedenheit mit der neuen Regierung und waren so unvorsichtig, die alte ins Gedächtniß zu rufen. Am 14. Februar 1831, dem Todestage des Herzogs von Berry, ver-

anstalteten sie demselben eine Todtenfeier in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Der Pöbel aber ergrimmte über diese Keckheit einer kaum besiegten Partei, brach in die Kirche ein, vertrieb die Legitimisten und zerbrach alles, was ihm unter die Hände kam. Der Tumult wuchs und artete in eine größere Emeute aus. Die Bosheit gab dem Pöbel ein, gegen den Palast des Erzbischofs, van Quelen, zu ziehen, des alten Freundes Karls X. Als Baude, der neue Polizeipräfekt von Paris, dem König davon Nachricht gab, soll dieser (wie Louis Blanc erzählt) gesagt haben: „man muß jedem sein Theil lassen, sorgen Sie nur, daß dem Palais Royal nichts geschieht." Hierauf stürmte der Pöbel den erzbischöflichen Palast und zerstörte ihn von innen gänzlich, ohne von den Behörden daran verhindert zu werden. Der wuthschnaubenden Masse fiel es ein, alle Kreuze von den Kirchen in Paris und alle Lilien (das alte Wappen Frankreichs) wegzuschaffen. Da befahl Ludwig Philipp, dem Volk in diesem unschuldigen Verlangen ein Genüge zu leisten. Die Kreuze verschwanden und von seinem eigenen Palaste ließ Ludwig Philipp unter seinen Augen die Lilien, die 14 Jahrhunderte in Frankreich geherrscht hatten, das ehrenvolle Wappen seiner eigenen Familie, wegreißen. Der Pöbel beruhigte sich nun wieder.

Bald darauf entledigte sich der König des ihm durch seine liberalen Antecedentien und insbesondere durch seine Beziehungen zu Lafayette lästig gewordenen Laffitte. Indem er ihm eine österreichische Note verheimlichte, gab er ihm zu verstehen, er wünsche ohne ihn zu regieren, und Laffitte nahm seine Entlassung, am 9. März. Der arme Minister durfte nicht einmal klagen, denn er hatte, um eine politische Rolle spielen zu können, seine Bankiergeschäfte so vernachlässigt, daß er nahe am Falliren war.*) Der König spielte dabei noch den Großmüthigen, indem er ihm einen

*) Eine Tochter Laffittes wurde geisteskrank. Man fürchtete wegen geheimer Liebe, und ein Arzt mußte sie auf eine feine Art ausholen. Endlich sagte sie, ja, sie liebe Karl X.

großen Wald um 10 Millionen abkaufte. An Laffittes Stelle übernahm deſſen bisheriger Nebenbuhler, Caſimir Perier, die Oberleitung des Miniſteriums unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König nichts ohne ihn thue, nicht hinter ſeinem Rücken, wie hinter dem Laffittes, Noten wechsle. Die Phraſe des Tages war: le roi règne, mais ne gouverne pas. Dieſe ganz conſtitutionelle Bedingung, in der gleichwohl nach dem Austritt Laffittes ein verletzendes Mißtrauen gegen den König ausgedrückt war, ließ ſich Ludwig Philipp gefallen, weil er gerade jetzt den ſtrengen Perier brauchte, um durch ihn die Ordnung befeſtigen, die Parteien zügeln zu laſſen, und um zugleich die auswärtige Politik der Regierung zu vertheidigen. Perier war ein aufrichtiger Conſtitutioneller, der Ruhe im Innern und nach außen für unerläßlich hielt, wenn die Errungenſchaften des Juli auch wirklich genoſſen und die Charte eine Wahrheit werden ſollte. Schon am 17. März ließ er eine Anzahl bekannter Republikaner verhaften und am 18. griff er kühn die Partei Lamarque's an, indem er erklärte, ſeine Regel für die auswärtige Politik ſey Nichtintervention. Wolle man, daß Frankreich nicht angegriffen werde, ſo dürfe man auch ſelbſt niemand angreifen. Auch verwarf er aufs beſtimmteſte die Vorausſetzung der Volksſouveränetät, wonach es dem franzöſiſchen Volk im Juli freigeſtanden hätte, zu thun was es wolle. Es habe ſich lediglich für die beſtehende Verfaſſung gegen die in dieſelbe von oben her geſchehenen Eingriffe erhoben, dieſe letzteren ſeyen beſeitigt, und wehe dem, der die Verfaſſung aufs neue, etwa von unten her, angreifen wolle.

Im Mai traf der König mit Perier eine Maßregel, die am beſten geeignet ſchien, die Republikaner moraliſch zu vernichten. Am 2. nämlich decretirte der König den Julihelden, denen er ſchon früher eine Decoration zuerkannt hatte, ein blaues Band und eine neue Umſchrift auf das Kreuz „vom König gegeben", d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die Einen und warf die Andern, die ſeine Decoration verſchmähten, in das Dunkel der Vergeſſenheit. Als

am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomesäule mit Blumen bekränzt und großer Spektakel erhoben wurde, der die nächsten Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayette's Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelst Feuerspritzen das empörte Volk durchnässen. Die Revolution erstickte im Gelächter.

Unterdeß hatte die Kammer ein neues Wahlgesetz berathen, den Wahlcensus aber nur von 300 auf 200 Francs herabgesetzt, damit ja die gebildeten Mittelclassen die Wahlen allein in der Hand behielten. Die Kammer wurde endlich am 31. Mai aufgelöst und nun auf den 23. Juli einberufen (vor dem Jahresfest der Julitage). Bei den Neuwahlen wurden von allen Seiten Umtriebe gemacht. Perier verpflichtete alle Beamten, für Candidaten der Regierung zu wirken. Der König selbst machte eine Reise nach Straßburg, um sich dem Volk von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Aber auch Lafayette machte eine Rundreise und sprach sich überall sehr offen gegen die Regierung aus. Er nannte das neue System eine „Quasirestauration", und darin hatte er Recht. Allein seine Quasirepublik stand mit Ludwig Philipps Quasirestauration auf gleicher Linie. Der alte Lafayette hat jedes Königthum, so viel an ihm war, unmöglich zu machen gesucht, und doch nie Ernst mit der Republik gemacht, sondern dieselbe verhindern helfen. Auch ihn zählte die Unnatur des Zeitalters zu ihren Lieblingssöhnen.

Um rüstig auf die Wahlen einzuwirken, ließ der König im Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Usurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszuposaunen. Allein damals schwebte gerade das Schicksal Polens auf der Spitze des Schwertes und man ließ sich durch die Spazierfahrt nach Lissabon nicht täuschen über das, was Ludwig Philipp in Polen versäumt oder sogar verhindert hatte. Zweitens versicherte der König in der Thronrede, mit welcher er die Kammer eröffnete, „er habe keine Mühe gescheut,

das Ende des unglücklichen Kriegs in Polen zu beſchleunigen, er habe ſeine Vermittlung angeboten und die der Großmächte angerufen," was ſich ſpäter als vollkommen unwahr herausgeſtellt hat; ferner, er habe die Unabhängigkeit Belgiens durchgeſetzt, was ſich wirklich ſo verhielt, und endlich, er habe die Entfernung der Oeſterreicher aus dem Kirchenſtaate bewirkt, was jedoch nur Folge von anderweitigen Zugeſtändniſſen war, die er Oeſterreich gemacht hatte. Das alles und die Expedition gegen Portugal ſollten der Oppoſition klar beweiſen, er habe alles für die Ehre Frankreichs gethan.

Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine ſehr ſtarke Oppoſition gewählt worden, und nur mit geringer Stimmenmehrheit konnte Perier die Wahl Laffittes zum Präſidentenſtuhl verhindern. Schon war die Frage, ob Perier ſich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer ſeyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein franzöſiſches Heer den Belgiern zu Hülfe geſchickt, und dieſes raſche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polniſche Frage kam immer wieder zur Sprache, Lamarque klagte, man habe die Steuern erhöht, Ludwig Philipp habe in Kurzem ſchon 1500 Millionen aufgebraucht, und Soult eine ungeheure Armee von 500,000 Mann aufgeſtellt, und das alles nur, um Belgien den Engländern, Italien den Oeſterreichern und Polen den Ruſſen zu verkaufen. Garnier Pagès, Haupt der Geſellſchaft ami du peuple, drückte die tiefſte Verachtung gegen die Regierung aus und ſchloß mit den Worten: „es iſt nicht möglich, daß ein großes Volk tiefer ſinke." Als am 16. September Sebaſtiani, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warſchau habe capitulirt, und und den Zuſatz machte: „es herrſche Ruhe in Warſchau," brach ein Sturm des Unwillens aus. Laſayette aber zog einen Brief der polniſchen Agenten in Paris, General Kniaziewicz und Plater hervor, worin dieſelben ſchrieben: „Wir erklären, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warſchau zu ſchicken, deſſen Reiſekoſten er be-

zahlte. Der Zweck dieſer Sendung war, wie uns Se. Excellenz der Graf Sebaſtiani verſicherte, unſere Regierung zu vermögen, ſich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen ſo viele Zeit erforderten. Zweitens, daß das vom 15. Auguſt datirte, und von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ad interim, Andreas Horodyski, unterzeichnete Circular, ſowie ein anderes vom 24. desſelben Monats, unterzeichnet von dem neuen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Theodor Morawski, uns durch die Poſt vom 14. September zugekommen ſind. Daß dieß ferner dieſelben Circulare ſind, welche wir mit einer Note vom 15. zuerſt dem Grafen Sebaſtiani mittheilten, und dann an die Journale ſandten, in denen ſie am 17. und 18. erſchienen, und daß endlich dieſe beiden Circulare den Eindruck angeben, den die Abſendung des beſagten Couriers in Warſchau hervorgebracht hat.“ Wie ungeheuer auch Sebaſtiani durch dieſe Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit franzöſiſchem Leichtſinn aus und Guizot trat ſchützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte und der Oppoſition vorwarf, ſie mache Propaganda für die Revolution und Republik außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte ſich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Miniſterium. Allein der Sturm erneuerte ſich, als General Guilleminot auftrat, ſich zu rechtfertigen. Er war franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel geweſen und hatte hier vom König den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher von demſelben König desavouirt worden, ſo daß ſich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonſtration geweſen und der Geſandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß, ließ Perier ſofort ein neues Polizeigeſetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Oppoſition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleoniſchen Zeit. Berryer geißelte dieſes Experimentiren mit überlegenem hiſtoriſchem Geiſte, aber vergebens.

Im Herbſt brach ein höchſt gefährlicher Aufſtand in Lyon

aus. Unter der Regierung Napoleons und während des Continentalſyſtems war dieſe Stadt der Mittelpunkt der franzöſiſchen Induſtrie geweſen und ſehr reich geworden. Insbeſondere blühte hier die Seidenweberei. Die Bourbons hatten der Stadt Lyon nicht ſo viele Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußiſchen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entſtandene Fabriken den Lyoneſen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen. Die Regierung Ludwig Philipps koſtete mehr als alle bisherigen und vergrößerte die Steuerlaſt. Die Fabrikbeſitzer in Lyon ſuchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, ſo daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete, und daheim eine Familie ernähren ſollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tauſend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der beſorgte Präfect Dumolart verſammelte einen Ausſchuß von Fabrikherren und Arbeitern und bewirkte, daß ſie ſich über einen Tarif des Arbeitslohnes vereinigten. Viele Fabrikherren aber weigerten ſich, den Tarif anzuerkennen, und erklärten ſich an eine Vereinbarung nicht gebunden, die nicht geſetzlich ſey. Auch forderten ſie, der Präfect ſolle gegen die Arbeiterverſammlungen einſchreiten, weil das Geſetz ſie verbiete. Dumolart konnte nun gegen das Geſetz nicht handeln, und in Paris nahm man ſich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherrn triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten ſich die Arbeiter zuſammen, am 21. November, verweigerten die Arbeit und ſchwärmten müßig durch die Straßen, anfangs nur in der Abſicht, vor den Reichen der Stadt ihr Elend zur Schau zu tragen. Die beunruhigten Fabrikherren allarmirten die Nationalgarde, um etwaigen Exceſſen vorzubeugen, und eine Grenadier-Compagnie dieſer Garde, die aus lauter Fabrikanten beſtand, gab auf die Arbeiter Feuer, ſey es aus Muthwillen oder aus voreiliger Angſt, denn ſie war von den Arbeitern nicht gereizt und auch das Martialgeſetz war vorher nicht verkündigt worden. Acht Arbeiter blieben auf der Straße liegen, die übrigen ſchrieen: „zu

den Waffen!" und in wenigen Minuten bewaffnete sich jeder, wie er konnte, und wurde das Pflaster aufgerissen, um alle Straßen mit Barrikaden abzusperren. Die Arbeiter erhoben eine schwarze Fahne, auf der geschrieben stand: „leben in Arbeit oder sterben im Kampfe." Der Präfect und General Ordonneau, Chef der Nationalgarde, suchten sie zu beruhigen; aber General Roguet, Chef des Militärs, wartete den Erfolg der Unterhandlungen nicht ab, sondern ließ die Kanonen donnern und einen Angriff auf die von Arbeitern besetzte Croixrousse machen. Die Arbeiter glaubten sich verrathen, behielten die beiden Unterhändler als Geißel und leisteten einen verzweifelten Widerstand, den die Nacht unterbrach. Obgleich aber Roguet 3000 Mann stark war und über Nacht noch ein weiteres Regiment an sich zog, wurde er dennoch am andern Morgen durch den unwiderstehlichen Angriff der wüthenden Arbeiter zurückgeworfen und sah sich gezwungen, um seine Leute nicht unnütz aufzuopfern, die Stadt zu räumen. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebehörden alles zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Gesichtspunkte der Ordnungsstörung auf und beschloß, dieselbe exemplarisch zu bestrafen, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen und Furcht einzuflößen. Nicht lange vorher hatten die italienischen Flüchtlinge, welche gerne von Frankreich aus Italien revolutionirt hätten, viele Sympathien in Lyon gefunden, was Periers Groll gegen diese Stadt vermehrte. Dumolart wurde abberufen, jede den Arbeitern gemachte Concession widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marschall Soult selbst, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geschickt, am 2. Dezember. Die Arbeiter unterwarfen sich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regierung werde sich doch ihres Elends erbarmen. Das geschah aber nicht. Die Rädelsführer wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewiesen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein

für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu bestellen. Um sein hartes Betragen zu beschönigen, entstellten Periers öffentliche Berichte die Thatsachen, er mußte sich aber dafür in der Kammer, deren Mitglied Dumolart war, als Lügner brandmarken lassen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. Dezember in Grenoble aus. Das Volk empörte sich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Dasselbe geschah am gleichen Tage zu Montpellier. In den meisten Städten des Südens schlugen sich während des Winters die Liberalen mit den Anhängern der vertriebenen Dynastie herum. Zu Fastnacht erneuerte sich der Tumult in Grenoble. Junge Leute in Masken lärmten zu viel. Der Präfect Duval verbot deshalb den nächsten Maskenball. Man brachte ihm dafür eine Katzenmusik, und anstatt sich der Nationalgarde zu bedienen, um die Ruhe herzustellen, ließ er Linientruppen kommen, die den Platz auf brutale Weise räumten und viele Menschen verwundeten, am 11. März 1832. Nun bewaffnete sich das Volk, unterstützt von der Nationalgarde, und zwang das schuldige Regiment zum Rückzug aus der Stadt. Allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren, die Nationalgarde von Grenoble entwaffnen, das schuldige Regiment mit Lobsprüchen überhäufen und in die Stadt wieder einrücken. Nur so glaubte er seine Autorität sichern zu können. Man beschuldigte ihn in der Kammer, er gehe viel zu weit, eine Regierung mit gutem Gewissen würde milder verfahren und dennoch Gehorsam finden. Aber seine Regierung habe eben kein gutes Gewissen und innere Angst sey eigentlich das Motiv ihrer äußeren Gewaltthätigkeit. Man nannte sein System den Terrorismus der Feigheit.

In demselben Winter kamen mehrere tausend Polen nach Frankreich, um als Flüchtlinge dort Schutz zu suchen. Ihre Anwesenheit gereichte der Regierung zum Vorwurf, und als natürliche Verbündete der Opposition konnten diese tapfern und zu allem entschlossenen Männer in Paris für die Regierung gefährlich werden. Es war daher natürlich, daß Perier sie von Paris entfernte

und in die Städte Süd-Frankreichs vertheilte, ohne sich um die Vorwürfe der Opposition zu kümmern.

In Paris selbst gab es den Winter über nur kleine Ruhestörungen. Am 4. Januar und am 1. Februar 1832 wurden kleine Verschwörungen zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux entdeckt. Auch wurde die neue Secte der St. Simonisten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieser Secte war zu Anfang des Jahrhunderts ein Graf St. Simon, einer der damaligen vielen Schwärmer für die Menschheit, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzustande, der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete seine Lehre ein aus Spanien abstammender Jude, Rodrigues, und die Anhänger mehrten sich. Die St. Simonisten verlangten eine allgemeine brüderliche Gleichheit und verwarfen insonderheit die Ehe als Schranke der natürlichen Freiheit. Ebenso verwarfen sie das Eigenthum, alle Güter sollten gemein seyn. Endlich bildeten sie sich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt ersetzen. Sie erwählten sich daher ein sogenanntes lebendes Gesetz (loi vivante) in der Person eines s. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe schlichten sollte. Ihr erster Vater war damals ein gewisser Enfantin, ein bildschöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufsehen machte und durch Verlockung der Weiber sehr zur Ausbreitung seiner Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleisches" lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, sondern nur noch „regeln" wollte, mischte er in die unsittlichste Licenz den nicht unpraktischen Gedanken einer Verbesserung der Race und Wiederherstellung der durch Unnatur aller Art verschwundenen ursprünglichen Schönheit des Menschengeschlechts. Die Gerichte machten dem Scandal ein Ende, aber die Ideen der Secte lebten im Volke fort und traten später bei den Communisten wieder zu Tage.

Trotz der äußern Ruhe, die Perier aufrecht erhielt, befand sich Paris in einem äußerst gespannten Zustande. Immer mehr

ſchwanden die Illuſionen des Juli, immer deutlicher trat das falſche Spiel des neuen Königs hervor. Am meiſten war es die Polenfrage, welche die Leidenſchaften erhitzte; in Bezug auf die Polen war die franzöſiſche Nation ohne Zweifel von Ludwig Philipp hintergangen worden, und das verzieh ſie ihm nicht. Dazu kam Periers krampfhafte Gewaltthätigkeit und ein unvorſichtiger Ausdruck, den Montalivet brauchte, indem er einmal die Franzoſen Unterthanen nannte. Dieſes Wort war durch die neue Charte verpönt, die Franzoſen waren freie Bürger, ihr König nur der Mann ihrer Wahl. Daß dieſer Wahlkönig von der Gnade des Volks es jetzt wagen wollte, ſich mit plumpen Taſchenſpielerkünſten in die alte Majeſtät der Könige von Gottesgnaden hineinzuſtehlen, mußte jedes geſunde Gefühl anekeln, und es war nicht mehr Achtung oder Zuneigung, durch welche Ludwig Philipp einer großen Partei verſichert war, ſondern nur noch perſönliches Intereſſe und die Furcht der Reichen vor einer neuen Revolution. Daher die Unnatur, daß dieſer König regieren konnte und zugleich von der Preſſe ſeines eigenen Landes und ſeiner Hauptſtadt täglich mit Beſchimpfungen der infamſten Art überhäuft werden durfte. Hätte er aufrichtige Anhänger gehabt und bei der Partei der gemäßigten Liberalen und Doctrinäre, mittelſt deren er herrſchte, wahre Achtung genoſſen, ſo würden ſie um keinen Preis die unabläſſige Beſchimpfung ihres erkorenen Hauptes geduldet haben. Neben den Schmähartikeln der Oppoſitionsblätter waren es hauptſächlich Karikaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergeſicht, welches ein ſtarker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugeſpitzten Schädel, den ein Haarſchopf noch mehr zuſpitzte, ſo daß ſeine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Karikaturen variirt. „Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreist und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an

der Zimmerwand angedeutet steht, von der besten Republik träumt. Dann sieht man auch Perier und Sebastiani, jener als Pierrot, dieser als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefsten Koth waten, und auf den Schultern eine Querstange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt ꝛc." Sofern sich Ludwig Philipp viel darauf zu Gute that, als Jüngling im republikanischen Heere gedient und die Schlachten von Valmy und Jemappes mitgemacht zu haben, stellte ihn eine Karrikatur als Papagei dar, der immerfort die Worte Valmy und Jemappes wiederholt.

Nicht wenig zur Mißachtung des Königs trug die Art und Weise bei, wie er von der Kammer um seine Civilliste markten ließ. Er verlangte mehr, die Kammer aber bewilligte nur 12 Millionen. Bei einem König, der als haushälterisch bekannt war, befremdete das ungeheure Mißverhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen im Staatshaushalte. Man erfuhr, wie kolossal die Nation durch die Beamten betrogen werde. Der scandalöse Prozeß des Staatscassier Keßner, der einen Rest von 6 Millionen gesetzt hatte, lüftete von der Corruption den Schleier. Um sich eine Partei in der Kammer und im Lande zu sichern, mußte der König mehr oder weniger alle auf ungesetzlichem Wege bestechen oder den Unterschleifen durch die Finger sehen. Auch sein Einschreiten zu Gunsten der reichen Fabrikherrn in Lyon gegen die armen Arbeiter war für ihn eine Nothwendigkeit, weil alle Wähler des Reichs der bezeichneten Klasse angehörten und er nie aufhören durfte, im Interesse dieser zu regieren.

Niemand aber verstand die damalige Sachlage schlauer in seinem eigenen Interesse zu benützen, als der kleine Thiers. Ueberzeugt, daß Casimir Perier bald abgenutzt seyn würde und daß der Julithron trotz allem für eine gute Zeit fest stehe, suchte er sich dem König nun für ein Portefeuille zu empfehlen und kämpfte für ihn in glänzenden Kammerreden, in denen er alle der Politik des Königs gemachten Vorwürfe damit abwies, daß er versicherte, im innigen Bunde mit England sey Frankreich sicher, daß nicht nur

ſeine eigene, ſondern auch die Freiheit ganz Europas immer gedeihlichere Fortſchritte machen werde. Thiers blieb immer noch dabei ſtehen, Ludwig Philipp ſey der Hort und die Stütze des Liberalismus, eine ſehr kluge Berechnung.

Ende März kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menſchen hin. Die Reichen flohen aufs Land, ſelbſt die Deputirtenkammer bewies ſo wenig Muth und Würde, daß ſie ſich durch die Deſertion faſt aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte und vertagt werden mußte. Der Pöbel der aufgeklärteſten Hauptſtadt der Welt wurde von demſelben Wahne angeſteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit ſey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flaſche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke geriſſen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzuſtellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu ſorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Meſſager) nur 300 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 4 Flanellſtücke und 8 Paar Schuhe. Der Herzog von Orleans gab ein ſchönes Beiſpiel, indem er perſönlich die Spitäler beſuchte, und Perier ließ es ſich nicht nehmen, obgleich er ſelbſt ſchon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angeſteckt und ſtarb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an ſeine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben ſoll, der ihm aber hauptſächlich deshalb genehm war, weil er von ihm weniger Eigenwillen zu gewärtigen hatte. Die Oppoſition nahm davon Veranlaſſung, in einer am 22. Mai bei Laffitte von 41 Deputirten beſuchten Verſammlung einen compte rendu zu entwerfen und zu veröffentlichen, worin ſie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago ꝛc. Später ſchloſſen ſich noch ſo viele an, daß ihre Zahl über anderthalbhundert betrug. Sie wiederholten darin, was ſchon oft genug in Bezug auf die Quaſireſtauration

gesagt worden war, legten aber nicht mehr blos den Accent auf die Versäumniß in Polen und Italien und auf die Gewaltmaßregeln im Innern, sondern hauptsächlich und zuerst auf die schlechte Finanzwirthschaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belastung der arbeitenden Classen.

General Lamarque hatte diese Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verschied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde von der Partei zu einer großen Demonstration ausgebeutet, wie einst das des General Foy. Am 5. Juni versammelten sich an 200,000 Leidträger trotz strömenden Regens. Den Leichenwagen zogen 150 Studenten, Juliusdecorirte und Invaliden, zu seinen Seiten gingen und hielten die Enden des Leichentuchs Lafayette, Laffitte, Marschall Clauzel, Mauguin. Dann folgten die Verwandten, die Deputirten und Pairs, das Offizierscorps, die Offiziere Napoleons in ihren alten Uniformen, die Polen und die Flüchtlinge vieler anderer Länder mit ihren Nationalfahnen, darunter berühmte Namen wie Lelewel, Sierawski, Ramorino, der portugiesische General Saldanha; ferner die Juliusritter, die Nationalgarde, die Invaliden, die Arbeiter nach ihren verschiedenen Handwerken, endlich die Gesellschaft ami du peuple und mehr als 5000 Studenten. Auf dem langen Wege zum Kirchhof gab es nur vor einem Balkon, auf welchem der Herzog von Fitz-James sich befand und den Hut nicht abnahm, einige Unruhe. Man warf mit Steinen nach dem Balkon. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marschall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Excesse. Allein die Rede bewirkte das Gegentheil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob sich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte diese Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerster Wuth vertheidigt wurden. Die hereinbrechende Nacht

machte dem Kampf kein Ende. Soult wollte um jeden Preis und so raſch als möglich Meiſter des Aufſtandes ſeyn. Das Militär vermochte die in der Vorſtadt St. Antoine hinter den Barrikaden verſchanzten Inſurgenten nicht zu überwältigen und zog ſich endlich zurück, begann aber ſchon um 5 Uhr Morgens den Angriff von neuem. Es waren 50,000 Mann Truppen in der Stadt, über die der König, der in St. Cloud geweſen war und ſchleunig zurückkehrte, Heerſchau hielt, ungerechnet die Nationalgarde, die den Aufruhr mißbilligte. Die Inſurgenten konnten daher nicht ſiegen, wollten ſich aber auch nicht ergeben und vertheidigten ſich aufs zäheſte, bis eine Barrikade nach der andern durch das ſchwere Geſchütz zuſammengeſchoſſen war. Zuletzt hielten ſie ſich noch in der Kirche St. Mery, ſchlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und ſchrien noch immerfort vive la république, bis ſie alle dem furchtbaren Kartätſchenfeuer und den Bajonetten des endlich eindringenden Militärs unterlagen. Keiner wollte geſchont ſeyn, keiner wurde geſchont.

Obgleich jeder Widerſtand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszuſtand. Thiers ſoll dazu gerathen haben, um bei der ferneren Unterdrückung der Parteien der geſetzlichen Formen überhoben zu ſeyn. Alle Verdächtigen wurden verhaftet, die Artillerie der Nationalgarde, die polytechniſche Schule aufgelöst; die Redakteure der Oppoſitionsjournale entzogen ſich der Verhaftung durch raſche Flucht, die Häupter der Legitimiſten aber, Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville, wurden wirklich verhaftet. Der große Napoleon hatte einmal nach einer royaliſtiſchen Verſchwörung die Republikaner verhaften laſſen. Der kleine Thiers wollte ihm nachahmen und ließ nach einem Aufſtand der Republikaner die Royaliſten feſtnehmen. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, ſollten bei dieſem Anlaß zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einſpruch, ſondern auch der unabhängige Richterſtand proteſtirte. Der Caſſationshof erklärte alle Urtheilsſprüche der während des Belagerungszuſtandes niedergeſetzten Kriegsgerichte für

verfassungswidrig. Da bekam Ludwig Philipp wieder Angst und hob den Belagerungszustand sammt den Kriegsgerichten eilends wieder auf. Auch Chateaubriand und seine Collegen wurden wieder frei. Das Trauerspiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli. An der zu Ehren dieses Ereignisses errichteten und benannten Julisäule wurde die Schöpfung jener Tage, das Julikönigthum, mit obligaten Reden gefeiert und ein Regen von Ehrenlegionskreuzen auf die Truppen, die Nationalgarde und die Polizei, die in den Junitagen für Ludwig Philipp thätig gewesen war, ausgeschüttet. Auf der Brust gemeiner Polizeidiener wegen zweideutiger Dienste ein Kreuz zu sehen, welches Napoleon nur für große Tapferkeit in Schlachten ausgetheilt, war jedem Ehrenmann ein Abscheu, sonderlich aber den alten Soldaten, und das trug nicht wenig dazu bei, Ludwig Philipp im Vergleich mit Napoleon verächtlich zu machen.

Im Uebrigen benutzte Ludwig Philipp die unbestrittene Thatsache seines Sieges über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit seiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marschall Soult zum Chef des Ministeriums, um auf die Militärkraft der Regierung den Accent zu legen, den kleinen Thiers aber zum Minister des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Casimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die sich durch keine Phrasen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte als Minister des Innern den Telegraphen zu Privatspeculationen und wurde in wenigen Monaten ein Millionär.

Nachdem der König die republikanische Partei in der Junischlacht gänzlich niedergeworfen, gönnte ihm das Glück auch einen großen, man kann fast sagen moralischen Sieg über die Legitimisten. Ihm, dem heuchlerischen Krondieb, stand Karl X. immer noch würdevoll gegenüber. Jetzt sollte etwas geschehen, was die ältere Linie der Bourbons im Heiligthum ihrer Ehre befleckte. Die Legitimisten hatten mit Ungeduld und heimlicher Freude zugesehen, wie Ludwig Philipp von der Höhe seiner Popularität immer tiefer

herabgesunken war. Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den ältern Bourbons aufrichtig anhing. Man entwarf also den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland spielte dabei eine große Rolle. Ihm mußte wegen Belgien alles daran liegen, Ludwig Philipp zu stürzen, was auch mit seinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protokolle zusammenhing. Als Graf Orlow sich in Angelegenheiten Belgiens im Haag aufhielt, sollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden seyn. Diese Dame, vom Marschall Bourmont begleitet, hatte sich aus Holyrood nach dem Haag und von da nach Italien begeben und schiffte sich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfschiff nach Marseille ein. Hier waren die Legitimisten zu einem großen Aufstand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfschiff mußte umkehren. Die muthige Prinzessin landete heimlich bei Ciotat, fand aber keine Unterstützung und mußte zum Theil zu Fuß auf schwierigen Gebirgswegen, nur von drei Gefährten begleitet, nach Piemont flüchten. Aber durch Briefe ihrer Anhänger gerufen, kam sie bald wieder über die Grenze und reiste unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée.

Hier hatte sich eine Partei für Heinrich V. (den Herzog von Bordeaux) erhoben und unter dem alten Namen der Chouans fingen die Bauern, ihre Edelleute an der Spitze, wieder den kleinen Krieg gegen die bestehenden Behörden an. Aber General Solignac, Militärkommandant in der Vendée, hatte schon vorher seine Maßregeln getroffen. Es kam nur zu kleinen Gefechten, in denen die Chouans beständig geschlagen wurden, Ende Mai und Anfangs Juni. Am hartnäckigsten wehrten sie sich im Schlosse Penniſsière de la Cour, welches verbrannt wurde. Sie sprengten nachher aus, die Herzogin von Berry sey mitverbrannt, um sie vor den eifrigen Nachforschungen der Gensdarmerie zu sichern; aber die Polizei Lud-

wig Philipps war beſſer unterrichtet. Chateaubriand, der die ganze ſittliche Würde des alten Königthums vertrat, ließ die Herzogin dringend bitten, den franzöſiſchen Boden wieder zu verlaſſen, auf dem ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden keine Ehre einſammeln könne, ſondern ſich nur der Gefahr ausſetze, der Polizei und Juſtiz ihres ſchlimmſten Feindes ausgeliefert zu werden. Dieß bat er am Ende Juli. Aber es war ſchon zu ſpät, die Herzogin konnte nicht mehr entkommen. Aus einem Verſteck in das andere gejagt, gelangte ſie zwar nach Nantes, von wo aus ſie zur See nach England hätte flüchten können, aber ſie war ſchon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Herzogin, eine temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schweſter Chriſtine, hatte ſich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutſchen Juden eingelaſſen, Namens Deutz, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte, der aber ſchon mit Montalivet im geheimen Verkehr geſtanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit ſeiner hohen Gönnerin dem ſchlauen kleinen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus ſogleich umſtellen und alles durchſuchen. Man fand eine Tafel voll Speiſen, aber ohne Gäſte, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anweſenheit nicht zweifeln, fand ſie aber nirgends. Ueberzeugt, daß ſie da ſeyn müſſe, ſtellte man in alle Zimmer des Hauſes Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand ſich aber die Herzogin gerade hinter dieſem Kamine in einem engen Verſchlage mit dem Fräulein von Kerſabiec und den Herren von Menas und Guibourg zuſammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang ſie, hervorzukommen, nachdem ſie 20 Stunden lang die Marter dieſer engen Gefangenſchaft ausgehalten hatte. Auf Befehl der Regierung wurde ſie ſogleich nach dem Schloſſe Blaye abgeführt. Marſchall Bourmont, der mit in Nantes geweſen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September

der ganze Hof Karls X. abgereist und nach Prag übergesiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder stimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünstig gegen den Gast in Holyrood, der auch sonst von der englischen Regierung unwürdig behandelt und von Gläubigern verfolgt wurde, weshalb sich derselbe unter österreichischen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimisten wie die Republikaner geschlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch seine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die sein Ansehen dem Auslande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa schien um so fester geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichstadt, an einer kurzen Krankheit rasch dahingestorben war. Die bonapartistische Partei in Frankreich beklagte diesen Tod in Prosa und Versen. Der Prinz, dessen Physiognomie mehr der Familie seiner Mutter, als seines Vaters, nachschlug, war noch zu jung, als daß sich eine sichere Vermuthung in Bezug auf die Rolle wagen ließe, die er bei einem längeren Leben gespielt haben würde. Jedenfalls war er durch seinen Namen, als Erbe eines unermeßlichen Ruhmes und eines Thronrechts, dessen Wiedererneuerung nicht unmöglich war, ein noch gefährlicherer Nebenbuhler Ludwig Philipps gewesen, als Heinrich V. *) Das Glück war also in diesem Jahre dem Usurpator überaus hold. Am 6. Juni schlug er die Republikaner, der 22. Juli raffte die Hoffnung der Bonapartisten hinweg, der 7. November lieferte die Mutter Heinrichs V. in seine Hände und war der härteste Schlag für die Legitimisten, und am 14. Nov. überschritten seine Truppen die belgische Grenze, ihres Triumphes im Voraus gewiß. Das machte den Usurpator übermüthig.

*) Man hat geglaubt, Metternich habe unmittelbar nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt den jungen Herzog von Bordeaux nach Oesterreich genommen, um an ihm ein neues Pfand und Drohungsmittel gegen den französischen Usurpator zu besitzen. Es handelte sich indeß damals nur um ein anständiges Unterkommen der unglücklichen Familie Karls X.

Als er am 19. November die Kammern eröffnete, und mit großem Gefolge nach dem Sitzungssaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es sey ein blinder Schuß gewesen, von der geheimen Polizei selbst veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimisten zuschieben zu können, um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach dessen Erlöschen nur neue wilde Anarchie gefolgt wäre, anschaulich zu machen, sie daher in ihrer Loyalität und Hingebung zu befestigen und zugleich das Interesse für den König an diesem Triumphtage seiner Politik zu erhöhen. Die nähern Umstände des Attentats unterstützten den Verdacht, daß hier eine bloße Comödie gespielt worden sey. Namentlich hätte der Mörder nicht unbemerkt entkommen können, wenn nicht die Polizei selbst dabei betheiligt gewesen wäre. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungssaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit strotzte und den Franzosen sagte, nun würden sie doch wohl endlich einsehen, daß Frankreich nicht besser, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längst von ihm bestochene Mehrheit der Kammer antwortete mit enthusiastischen Huldigungen und nahm von dem Schusse auf den König Gelegenheit, ihm Ergebenheitsadressen zu votiren. Für ähnliche Adressen sorgten die Präfekten in allen Departements. Thiers benützte die günstige Lage, um die Opposition ihre Unmacht fühlen zu lassen. Odilon Barrot aber antwortete auf seine Ausfälle mit Würde.

Präsident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den sich damals eine neue Partei, der s. g. tiers parti gruppirte, die sich zwischen die Opposition und die ministerielle Partei stellte und mittelst der erstern die Minister zu stürzen suchte. Die ministerielle Partei selbst mischte sich aus Doctrinärs, an deren Spitze Guizot stand, die in Ludwig Philipp fort und fort den echten und gerechten constitutionellen König sahen, und aus s. g. Imperialisten, an deren Spitze Thiers stand, die theils wieder angestellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren,

theils (wie Thiers ſelbſt) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleoniſche Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaiſermantel zudecken wollten. Der zwerghafte Thiers ſpielte ein wenig den Affen Napoleons. Auf ſeine Veranſtaltung wurde nicht nur das Standbild Napoleons wieder auf die Vendomeſäule geſetzt, ſondern eine Inſchrift verkündete auch der Nachwelt, daß das auf Befehl Ludwig Philipps unter dem Miniſterium von Thiers geſchehen ſey. Der „National," damals von Carrel redigirt, das geiſtreichſte und muthigſte Oppoſitionsblatt, ſpottete darüber und erinnerte daran, mit welcher Verachtung der Schatten des großen Napoleon auf die Affen und Katzen herabſehe, die ſeine Reliquien entweihen, um ihre Scham zu bedecken. Ludwig Philipp war gewiß nicht in die Erinnerungen an Napoleon verliebt, aber er ließ Soult, Thiers und die andern Imperialiſten gewähren, weil ſie ihm damals Perier erſetzten und die imponirende Sprache führten, die ihm nützte. Allein er hat ſich verrechnet. Der den Geiſt Napoleons heraufbeſchwor, beſaß nicht die Kraft, ihn wieder zu bannen.

Damals ſtand alles für ihn gut. Er lebte dieſen Winter über auf einem ungleich höhern Fuß als früher, ſchloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von ſeinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Guizot aber arbeitete fleißig an einem umfaſſenden Schulgeſetz, welches die Jugend und mithin die Zukunft Frankreichs in ſeinem Sinne leiten ſollte. Ein Doctrinär und Proteſtant, war er begreiflicher Weiſe nicht geeignet, dem katholiſchen Frankreich dauernde Geſetze vorzuſchreiben. Er trat zwar dem Klerus nicht direkt entgegen, ſondern wollte die Mitzulaſſung desſelben zur Schulaufſicht dulden, huldigte aber im Uebrigen dem preußiſchen Syſtem, nach welchem Volksunterricht den Bauern aufgezwungen, und nicht auf Leſen, Schreiben, Rechnen und Chriſtenthum beſchränkt, ſondern auch auf Naturkunde, Geographie, Geſchichte und Mathematik ausgedehnt werden ſollte.

Der franzöſiſche Klerus war damals geſpalten. Ein Theil hing Karl X. an, ein anderer glaubte ſich dem Bürgerkönigthum

accommodiren zu müſſen. Eine beſondere Partei ſchuf der geiſtvolle Lammenais, indem er ſich den Republikanern anſchloß und die Kirche mit dem Volk identificiren, als Bundesgenoſſin der Völker gegen die Staatsomnipotenz in den Kampf führen wollte. Dieſe Idee, die in Belgien kurze Zeit eine praktiſche Geltung gewinnen konnte, widerſprach zu ſehr allem Conſervatismus der alten Kirche, als daß ſie hätte durchgreifen können. Der Papſt erklärte ſich in einem encykliſchen Schreiben vom 15. Auguſt 1832 ſehr entſchieden dagegen und vermied alles, was den Bürgerkönig und ſeinen proteſtantiſchen Miniſter hätte reizen können, der franzöſiſchen Kirche wehe zu thun.

Die beſiegten Republikaner zeigten einen unbeugſamen Muth und machten die Prozeſſe ſelbſt, durch welche ſie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Ihre unbändige Preſſe ſollte gezügelt werden; aber die angeklagten Redacteure benutzten die Redefreiheit unter den Aſſiſen, um die aufreizendſten Reden zu halten und zur Regierung in einem Tone zu ſprechen, als ob ſie die Richter und die Regierung die Schuldige wäre. In dieſem Sinne vertheidigten ſich Cavaignac (Bruder des Generals), Marraſt und Raſpail im Frühjahr 1833. Dagegen hatte der alte Lafayette die Schwachheit, abwechslungsweiſe nach Hofe zu fahren und dann wieder mit den Republikanern aller Nationen zu liebäugeln.

Marraſt benutzte ſeine Vertheidigungsrede vor Gericht, die alsbald gedruckt und in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, hauptſächlich um der Nation und der ganzen Welt die innere Corruption, die vom Thron ausgehende ſittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verſchwörung des Throns mit den beſtochenen Kammern zu Betrug und Uebervortheilung jeder Art, mit einem Wort zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zuſammen 2 Millionen Beſoldung bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weiſe, außer durch Aemter, auf Koſten des Volkes bereichert würden. „Die glücklichen Börſenſpeculationen, die man im vorigen

Jahre so sehr gemißbraucht hat, sind für niemand ein Geheimniß! Jeder erinnert sich der schon am Tage vorher bekannten Nachrichten, welche erst am Tage nachher bekannt gemacht wurden, nachdem man große Geschäfte realisirt hatte. War die Kammer denselben fremd? Ohne Zweifel. Und dennoch schlug man in der Sitzung den Courszettel an, als ob derselbe zur Tagesordnung gehörte! Ihre Absichten sind gewiß die reinsten, meine Herren, und dennoch haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds bewilligt, als die Restauration in den letzten sechs Jahren gefordert hat. Sie sind bei der Zuckerprämie vollkommen unbetheiligt, und dennoch ist diese Prämie seit 1830 von 7 Millionen auf 19 gestiegen; und merkwürdigerweise ist der dritte Theil dieser Summe zwischen sechs großen Häusern getheilt worden, unter denen die gewisser Mitglieder, die Sie mit ihrem Vertrauen beehren, und namentlich das des ersten Ministers obenan stehen. Und in der That sieht man in den Ordonnanzen der Prämien für 1832 das Haus Perier, Gebrüder, mit 900,000 Frcs., das Haus Delessert mit 600,000 Frcs., das Haus Humann mit 600,000 Frcs., das Haus Santerre mit 800,000 Frcs., das Haus Durand aus Marseille mit einer Million."

Die Niederlage der Legitimisten zeigte sich bald als größer und schimpflicher, als sie selbst nur geahnt hatten. Chateaubriand schrieb noch im Winter einen Brief voll Begeisterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte sie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, die Herzogin sey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, sprengte schon aus, er habe sie vergiften lassen. Aber der Moniteur verkündete der überraschten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daselbst, General Bugeaud, erklärt habe, sie habe sich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Der Moniteur fügte hinzu, diese Erklärung sey in die Archive des Königreichs niedergelegt worden. Zugleich erfuhr man, daß sich die Herzogin in gesegneten Umständen befinde. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zustand der Herzogin

gewußt, aber Befehl ertheilt, denſelben zu Blaye vollſtändig zu ignoriren, bis die Herzogin ſelbſt und zwar ſchriftlich ſich dazu bekennen würde, empörte dieſe neue Argliſt des Königs durch ihre beiſpielloſe Niederträchtigkeit ſelbſt die unverſöhnlichſten Feinde der alten Dynaſtie, und die franzöſiſche Preſſe bewies mit merkwürdiger Uebereinſtimmung der gefangenen Prinzeſſin ein ſchonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Der Temps ſchrieb: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entſchleiert, ſo wäre dies ein der franzöſiſchen Loyalität unwürdiges Benehmen.“ Der Courier Français ſchrieb: „Es gibt keinen ehrlichen Mann, der, zu welcher Partei er auch gehöre, gegen eine Frau und gar gegen ein Mitglied ſeiner eigenen Familie, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry, gehandelt hätte.“ Der National ſchrieb: „Möglicherweiſe iſt die Erklärung der Herzogin ein Triumph für die Anhänger der jüngern Linie, wir aber, denen beide Linien gleichgültig ſind, ſehen nicht ein, was die jüngere dabei gewinnt, wenn ſie mit Urkunden belegt, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beiſpielen folgend, wie faſt alle Frauen beider Linien, nicht als Veſtalin leben wollte, weil ſie keinen Mann oder ihren Mann nicht mehr hatte.“ Das war eine ſtarke Anſpielung auf Ludwig Philipps Schweſter, Adelaide, welche unverheirathet war, aber in vertrautem Umgang mit einem höheren Offizier lebte, und der man nachſagte, ſie ſey ihres Bruders vornehmſte Rathgeberin und voll Hinterliſt, wie er ſelbſt. Der National erinnerte ferner an die Delikateſſe, die ſich fürſtliche und nahe verwandte Familien ſchuldig ſeyen, und an den Cultus der Ehre, der die Völker auszeichne, aber bei den Vornehmen nicht mehr gefunden werde. „Gewiß lebt in Paris nicht eine arme Taglöhnersfamilie, die, und wenn es auch ihr letztes Stück Brod koſtete, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es auch das verworfenſte Weib, eine Urkunde drücken möchte, wie die, womit Ludwig Philipp ſeine Archive vermehrt.“ Da die Herzogin

ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, so blieb den entehrendsten Gerüchten Raum. Der übereinstimmendste Verdacht fiel auf den Juden Deutz, der unter Mitwissenschaft des Königs und im Solde des kleinen Thiers als Vertrauter der Herzogin auf ihren Irrfahrten Gelegenheit gehabt hatte, sie zu verführen. Man hob besonders hervor, daß die Herzogin gesagt habe: „dieser Mensch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen." Allein es ist nichts erwiesen und man ist nicht berechtigt, die unglückliche Dame durch die Voraussetzung des schlechtesten Geschmackes noch tiefer zu erniedrigen.

Am 10. Mai 1833 kam die Herzogin zu Blaye mit einer Tochter nieder und erklärte jetzt erst, ihr heimlicher Gemahl sey der junge Graf Lucheſi Palli. Derselbe war Attaché der neapolitanischen Gesandtschaft in Holland und hatte den Haag, wo sie ihn vor ihrer Reise nach Italien (April 1832) gesehen, seitdem nicht verlassen. Man weiß nicht, ob sie ihn freiwillig genannt hat, oder ob er ihr von Ludwig Philipp octroyirt worden ist. Zufrieden, den Legitimisten diesen Schlag beigebracht zu haben, der es der Herzogin von Berry ferner unmöglich machte, als Regentin im Namen ihres Sohnes aufzutreten, ließ sie Ludwig Philipp am 8. Juni frei und schickte sie zur See nach Palermo, wohin auch Lucheſi aus dem Haag abreiste. Karl X. war über den ganzen Vorgang sehr entrüstet, aber alle Legitimisten vereinigten sich dahin, das unschuldige Haupt Heinrichs V. könne weder erniedrigt noch verunreinigt werden durch einen von Thiers seiner Mutter gespielten, schändlichen Streich. Der alte König gewann es daher über sich, seiner tief gedemüthigten Tochter zu verzeihen und sie wieder zu sich zu nehmen; ja er reiste ihr im October sogar von Prag bis nach Leoben entgegen.

Die Argliſt Ludwig Philipps richtete sich wiederholt gegen seine eigenen Miniſter. Die Männer, die er nicht wie Thiers bestechen und zu Mitschuldigen seiner Pfiffigkeit machen konnte, verstand er immer durch einen geschickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treuesten gedient, waren nie sicher,

daß er sie nicht einer Rücksicht des Augenblicks herzlos zum Opfer brachte. In der ersten Zeit seiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politischen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Stütze seiner noch jungen Herrschaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgesucht worden. Mittlerweile hatte sich alles für Ludwig Philipp günstig angelassen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle vom Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Minister de Broglie beantragten 20 Millionen votiren, so daß die Summe verweigert wurde. Eine so schnöde Behandlung von Seiten des Königs konnte sich Broglie nicht gefallen lassen und mit ihm nahm auch Sebastiani als Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine Entlassung, am 1. April 1834. Admiral Rigny und Duchatel traten dagegen ins Ministerium ein.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an der Stadt Lyon aus. Die Noth in dieser Stadt hatte wieder zugenommen, indem die Fabrikanten noch einmal den Arbeitslohn herabdrückten. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten sie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu versagen. 20,000 Webstühle standen an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung schwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten sie gegen den niedrigsten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 stattgefunden und keine Behörde hatte sich darein gemischt. Erst nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden sechs Arbeiter wegen Aufruhr verhaftet. Das gab nun böses Blut und die Arbeiterbevölkerung wurde sehr unruhig. Aber ohne den mindesten Belehrungs- oder Begütigungsversuch zu machen, ließ die Regierung 10,000 Mann Truppen mit zahlreicher Artillerie in Lyon einrücken, um den Gerichtshof zu schützen, der am 9. April die

ſechs Gefangenen verurtheilen ſollte. Die Beſonnenen unter den Arbeitern ſelbſt und am meiſten die Häupter der geheimen Geſellſchaften mahnten dringend zur Ruhe, weil ein Sieg über eine ſo große Anzahl von Truppen und Kanonen nicht denkbar war und alles darauf hindeutete, die Regierung erwarte und wünſche eine Volkserhebung, um ſie niederſchmettern und abermals einen Triumph feiern zu können. Allein es war nicht möglich, einen Zuſammenſtoß zu verhüten. In einer engen Gaſſe wurde am Bau einer Barrikade angefangen. Ein Gensdarm kam dazu, wollte es verhindern und tödtete einen Arbeiter. Dieſem Auftritt folgte eine wilde Bewegung und ein furchtbarer Angriff von Seite der vorbereiteten Truppen unter General Aymar. Indeſſen waren die Arbeiter zu erzürnt und verzweiflungsvoll, als daß ſie ſich nicht aufs heldenmüthigſte gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geſchützt, kämpften ſie bis Morgens am 15. April ſechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden ſie überwunden, nachdem die Truppen ſich nach und nach bis auf 40,000 Mann verſtärkt hatten. Dieſer furchtbare Kampf in Lyon, der ſo viele Menſchenleben koſtete, hätte leicht vermieden werden können und laſtet ſchwer auf der Seele Ludwig Philipps.

Während dieſer Kämpfe in Lyon war Paris ſelbſt in fieberhafter Bewegung. Falſche Gerüchte vom Sieg der Arbeiter und, wie man damals allgemein ſagte, Proklamationen durch die geheime Polizei ſelbſt, bewogen einen Theil der Arbeiter in Paris aufzuſtehen und Barrikaden zu bauen, am 14. Aber ſie wurden von der Uebermacht raſch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben. Aber nicht blos Bewaffnete, ſondern auch Greiſe, Weiber und Kinder wurden in der Rue Transnonain umgebracht und ſcheußliche Greuel verübt.

Der König ließ ſich von der Kammer eine Vermehrung der Armee decretiren und ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte ſich, ſein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai ſtarb der altersſchwache Lafayette, deſſen Popularität ihm immer noch Angſt ge-

macht hatte. Nun waren aber die Männer, die ihm so entscheidende Siege über die Republikaner und Legitimisten hatten erfechten helfen, die Imperialisten, selbst wieder im Falle, ihm verdächtig zu werden. Er wollte wenigstens nicht, daß sie ihm über den Kopf wachsen sollten. Soult hatte alles geleistet, wozu er ihn brauchte. Jetzt schickte er ihn fort, am 17. Juli. Gérard sollte ihn ersetzen, da er aber vom König mildere Maßregeln und eine Amnestie verlangte, blieb auch er nur drei Monate Minister und wurde im October wieder fortgeschickt. Auch die andern Minister wünschten ein milderes System und waren ehrlich genug zu glauben, der König habe den guten Willen dazu. Auch der vorsichtige Thiers meinte, man könne nicht fortregieren, ohne zur Mäßigung und Gnade zurückzukehren. Er stimmte mit Gérard nicht aus Humanität, aber aus Rücksichten der Klugheit überein und meinte, der König könne gar nicht anders, als ihm folgen. Allein auch er, auch Guizot wurden fortgeschickt. Beim ministeriellen Abschiedsschmause, am 10. November, ging Thiers so weit, über die Verlegenheit des Königs zu spotten, der kein neues Ministerium werde zu Stande bringen können. Aber schon am folgenden Morgen war Maret, Herzog von Bassano, als Chef des neuen Ministeriums ernannt. Der Schlag traf die Doctrinärs, wie die Imperialisten. Der König zeigte ihnen zum erstenmale, er allein sey der Herr. Allein es war zu früh für den König, so kühn aufzutreten. Maret, dem er den jungen Dupin, Teste, Passy zugesellt, hielt sich für zu schwach den mächtigen Kammerparteien gegenüber, und gab das Portefeuille in die Hände des Königs zurück, der sich nun erniedrigen mußte, wieder zu Thiers zu schicken und denselben um Wiederübernahme des Ministeriums zu bitten. Er kannte seinen Mann, indem er ihn „lächelnd" empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab also auch seinen Widerstand gegen die königliche Entschließung auf, verlangte aber den Wiedereintritt Guizots und verstärkte sich mit den Doctrinärs, und da diese mehr oder weniger für das strenge System Periers waren, so vertheidigte jetzt auch Thiers ein milderes Verfahren nicht mehr und begann sein Amt

damit, von der Kammer Geld zum Bau eines ungeheuren Saales zu verlangen, in dem die Aprilgefangenen gerichtet werden ſollten. Da auch der ehrliche Herzog von Broglie wieder ins Miniſterium gezogen worden war, vermochte die Kammer der im Miniſterium dargeſtellten Allianz der Imperialiſten und Doctrinäre, Thiers und Guizot, nicht zu widerſtehen und votirte alles, was ſie verlangten, jetzt auch die lange beſtrittenen 20 Millionen für Nordamerika, von denen nur 1,200,000 Fr. durch Gegenrechnung abgezogen wurden. Man machte geltend, es ſei nicht der Mühe werth, um einer ſolchen kleinen Summe willen ſich mit einer großen und befreundeten Nation zu überwerfen. Der Prozeß der Aprilgefangenen indeß, zu dem ſo große Anſtalten getroffen wurden, ſetzte Frankreich nicht in Unruhe. Während der Saal gebaut wurde, flohen die Hauptangeklagten aus dem Kerker, den Reſt vergaß man über anderen neuen Dingen. Sie wurden erſt 1836 ohne viel Aufſehen abgeurtheilt, kein einziger hingerichtet.

Aeußerlich ſchien die Kammer, das Miniſterium, der König in voller Eintracht zu handeln und das Parteiweſen überwunden. Allein der König war voll Haß gegen Thiers und Guizot, die ihm das Alleinregieren abermals unmöglich gemacht hatten; Thiers und Guizot ſelbſt waren ſich in den Principien und durch Neid zuwider; endlich that der alte Dupin wieder alles Mögliche, um den tiers parti zu verſtärken und die durch Thiers und Guizot combinirte Kammermehrheit zu ſprengen. Dupin hatte dabei gar kein Princip, ihn ſtachelte lediglich der Neid. So elende Menſchen durften Jahre lang um die Geſchicke Frankreichs ſpielen. Man muß dieſe traurige Wahrheit feſthalten, um ſich den Mißcredit zu erklären, in welchen nach und nach das conſtitutionelle Syſtem gerathen iſt, um einerſeits republikaniſchen Hoffnungen, andrerſeits imperialiſtiſcher Praxis Raum zu geben und Zuſtimmung zu verſchaffen.

Bei der fünften Feier des Julifeſtes, am 28. Juli 1835, ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu muſtern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hauſe

eine furchtbare Explosion sich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marschall Mortier, den General Lachasse de Verigny, den Oberst Raffé, Oberstlieutenant Rüeusser, Capitain Villate und andere niedern Ranges tödtete, noch mehr verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contusion, seinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, der König blieb unverletzt, nur sein Pferd bäumte sich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Ursache war eine Art Höllenmaschine gewesen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewisser Fieschi hinter einem Jalousieladen angebracht und zumal losgeschossen hatte, in der Absicht, den König mit seinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man erinnerte sich dabei des früheren Schusses auf den König, den man ominöserweise „Signalschuß" genannt hatte, weil man vermuthete, er sey von der Polizei selbst ausgegangen. Ein Signalschuß war es in der That gewesen, weil ein fingirter Mörder wirklichen Mördern ein verhängnißvolles Zeichen gegeben hatte. Eine eben so gerechte als furchtbare Warnung für die, welche glaubten, mittelst der Lüge regieren zu können.

Aber die Regierung war in ihren Egoismus damals so vertieft, daß sie nicht erschrack, sondern nur pfiffig gleich wieder das entsetzliche Ereigniß in ihrem Nutzen auszubeuten suchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieschis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikanischen Partei die Mitschuld aufgebürdet (wie dereinst Kotzebue's Mord den gesammten Patrioten Deutschlands). Thiers ließ sogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, seinen ehemaligen intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Ministerium im August Gesetzesvorschläge vor die Kammer, die im nächsten Monat unter dem Namen der Septembergesetze wirklich angenommen wurden. Durch dieselben erhielt der Justizminister das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen und Assisen zu wählen, welche und wie viel er wolle. Ferner wurde die Presse durch Androhung ungeheurer Geldstrafen beschränkt

und die Censur wenigstens der Zeichnungen und Bilder wiedereingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen sich mäßigten. Billigerweise konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die scandalösen Karikaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volke beschimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminister Humann (ein reicher Kaufmann aus Straßburg) die Naivetät, die Kammer darauf aufmerksam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchschnitt 3 p. c. sey, während den Staatsgläubigern 5 p. c. gezahlt werden müßten. Man erwartete nun von ihm einen Antrag auf Herabsetzung des Zinses, aber er erfolgte nicht, weil sich der König aufs hitzigste dagegen erklärte. Er selbst und seine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt. Da nun das Ministerium schwieg, stellte der Deputirte Gouion den Antrag, durch Herabsetzung des Zinses jährlich den Steuerpflichtigen 26 Millionen zu ersparen. Die Ministeriellen erschöpften sich in sophistischer Beredsamkeit gegen den Antrag, aber die Kammer nahm ihn mit 2 Stimmen Mehrheit an. Sogleich entließ der König das ganze Ministerium. Wenn man seinem Geldinteresse entgegentrat, wurde er allemal unerbittlich. Die Doctrinäre hatten die Stimmenmehrheit nicht mehr, also weg mit ihnen! Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Ministerium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn" zu gehen versprach. Darunter befanden sich Sauzet, Passy, Pelet, die für Gouions Antrag gestimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabsetzung entsagten. Mit der Beseitigung derselben hingen andere Unterlassungssünden zusammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüstenberg von Bordeaux das Interesse der Wein- und Ackerbauern und tadelte die einseitige Protection, welche die Regierung der Industrie auf Kosten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf

Eisenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbesitzer, deren Eisen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des englischen Eisens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Ministerium und die Kammer umfaßte. Die Beredsamkeit erschöpfte sich in Sophismen, die gegen den Bau der Eisenbahnen sprachen. Diese edle parlamentarische Kunst war herabgesunken zur Buhldirne des niedrigsten Geldinteresses. Der Maschinist dieses ganzen Lügensystems aber war Thiers, der seine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Klassen in Stadt und Land sich mehrte.

Am 25. Juni 1836 schoß abermals ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Alibaud, welcher erklärte, er habe die Freiheit durch den Tod des Tyrannen rächen wollen. Er wurde wie Fieschi baldigst hingerichtet.

Der König glaubte diese letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müssen, beherrschte die Kammer, hatte die Presse geknebelt, fand überall Gehorsam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten mehr und mehr beglückwünscht und mit schmeichelhaften Reden belohnt. Das machte ihm Muth, die Bande zu lösen, in denen ihn bisher England gehalten hatte. In der englisch-französischen Allianz seit seiner Thronbesteigung überwog das englische Interesse und hatte überall die Initiative. Frankreich war von England nur ans Schlepptau genommen. Es mußte sich alles von ihm gefallen lassen, denn es hatte an England den einzigen Alliirten gegen die vereint handelnden nordischen Mächte. Talleyrand hatte zwar immer die Miene angenommen, als ob er in London die Zügel in der Hand halte; allein dieser Renegat der Revolution war in England längst bekannt und von der stolzen Aristokratie verachtet. Lord Palmerston ließ ihn im Vorzimmer warten. Wenn Belgien unabhängig wurde, so geschah es nicht durch Frankreich, sondern durch England. Nicht ein französischer, sondern ein englischer Candidat wurde König von Belgien. In der polnischen Frage entschied England durch Lord Durham, nicht Frankreich durch Talleyrand. Auch in Spanien und

Portugal diente Frankreich nur der englischen Politik. Dieses Dienstes war nun Ludwig Philipp herzlich satt und sobald er die Möglichkeit erkannte, mit Oesterreich gehen zu können, vernachläßigte er England, welches ihn doch brauchte und daher nicht mit ihm brechen durfte. Man schrieb die Wendung der französischen Politik von der englischen auf die österreichische Seite Thiers zu. Gewiß mit Unrecht. Ludwig Philipp ließ sich in so wichtigen Dingen nicht leiten. Thiers war nur sein Werkzeug.

Mit dieser Wendung der Dinge hing die Nothwendigkeit zusammen, den Herzog von Orleans zu verheirathen, um dem Thron legitime Erben zu geben. Eine standesmäßige Gemahlin konnte der Prinz nur in Deutschland finden und es bedurfte dazu einer intimen Annäherung der französischen Politik an die österreichische. Der Prinz hoffte sogar auf die Hand einer Erzherzogin, sah sich darin aber getäuscht, denn obgleich er in Wien eine glänzende Aufnahme fand, lehnte man doch seine Bewerbung ab. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe bestimmt habe, ihm überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erst nach vieler Mühe, die junge Prinzessin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte sich aufs heftigste dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch diese Verlobung nicht zu Stande gekommen.

Je mehr Rußland durch seinen Einfluß auf die deutschen Höfe dem Herzog von Orleans Demüthigungen bereitete und Oesterreich denselben, wenn auch auf artige Weise, doch abwies, um so tiefer demüthigte sich Ludwig Philipp vor diesen Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit seines Annäherungswunsches zu beweisen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und verbannte die Mitglieder desselben aus Frankreich. Auf einen Wink Oesterreichs übernahm er in der Schweiz sogar die Polizei des Absolutismus. Der französische Gesandte, Herzog von Montebello (Sohn des Marschall Lannes) mußte die Eidgenossenschaft in barschem Tone auffordern, die politischen Flüchtlinge, vornämlich die italienischen, aus ihrem Gebiete zu entfernen. Sie gab nach

und erklärte in einer Note vom 22. Juni 1836, sie werde die Flüchtlinge entfernen. Montebello aber antwortete jetzt erst noch mit groben Drohungen, welche die Schweizer mit Recht empörten, die jedoch keineswegs unverdient waren. Nachdem die Tagsatzung oft und wiederholt versprochen hatte, die Flüchtlinge entweder zu vertreiben oder wenigstens ihre Complotte zu verhüten, dauerten die Wühlereien derselben ungehindert fort. Jedes Wort schien da in den Wind gesprochen. Es war Zeit, die Tagsatzung zu erinnern, daß man sich nicht ewig von ihr anlügen lassen wolle. In diesem Sinne war Montebello's Ausdruck je vous pousserai zwar grob, aber verdient. Die Radikalen in der Schweiz waren außer sich und hielten deshalb Volksversammlungen ab zu Flawyl im Canton St. Gallen, zu Reiden im Canton Luzern, zu Wiedekon bei Zürich, Munsingen im Bernischen ꝛc. Allein Montebello drohte mit der Grenzsperre. Es half auch nichts, daß von einem gewissen Conseil, dessen Auslieferung Montebello verlangt hatte, bekannt und erwiesen wurde, er sey ein geheimer Agent der französischen Gesandtschaft selbst. Montebello behielt seine eherne Stirn und ließ die Schweizer lärmen. Sie sahen sich doch gezwungen, um die Grenzsperre abzuwenden, die demüthigsten Zusicherungen zu machen. Der Zweck war erreicht, Ludwig Philipp hatte den nordischen Mächten seine ganze Devotion bewiesen.

Wie es unter diesen Umständen Thiers noch einmal einfallen konnte, sich der constitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, ist schwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieses Landes stand England auf der constitutionellen Seite, die nordischen Mächte hielten es mit dem Absolutismus. England sah die Constitutionellen verloren, wenn es sie nicht unterstützte, und schleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ sich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordischen Mächten seine Unabhängigkeit von England um so deutlicher zu beweisen. Der schlaue Thiers wurde von ihm bei dieser Gelegenheit übertölpelt. Schon war die französische Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihr Anführer, General

Lebeau, hatte im Einverständniß mit Thiers eine Proklamation erlaſſen, die noch mehr franzöſiſche Truppen ankündigte, als plötzlich der König dieſe Proklamation am 24. Auguſt 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu ſagen. Nun mußte Thiers tiefbeleidigt abdanken, wie daſſelbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte ſich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den andern.

Am 6. September 1836 ſtellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Miniſteriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinärs ans Ruder kamen. Molé war an dem Schweizerſcandal unſchuldig, der König erlaubte ihm daher, der Schweiz zu erklären, „Frankreich ſey befriedigt", und den Verkehr wiederherzuſtellen. Molé war auch immer ein Freund der Milde und Mäßigung geweſen und ſetzte durch, daß der König 63 Aprilgefangene entließ. Er verlangte auch die Freilaſſung der gefangenen Miniſter, aber erſt als Karl X., der ſich mit ſeiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daſelbſt am 6. November ſtarb, bewilligte der König die Entlaſſung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Conceſſion an die nordiſchen Mächte.

Einer der Hauptgründe, warum Frankreich ſich gegenüber von England ſelbſtändiger zu behaupten ſuchte, war die Nothwendigkeit, ſich endlich wegen der Zukunft Algiers zu entſcheiden. Die fortwährende Behauptung dieſer Eroberung rechnete ſich Ludwig Philipp zum Verdienſt an. Karl X. hatte nicht auf einen dauernden Beſitz gerechnet und ſcheint desfalls Verpflichtungen gegen England eingegangen zu ſeyn. Für Ludwig Philipp wäre es ein unauslöſchlicher Schimpf geweſen, wenn er eine Erwerbung hätte aufgeben ſollen, die ſein Vorgänger gemacht hatte. Dieß ſah England ein und ließ ihm Algier, wogegen Ludwig Philipp in allen andern Beziehungen der engliſchen Politik dienſtbar wurde und ſich verpflichten mußte, die Eroberung nicht weiter zu verfolgen. Wenn es je zu einem Bruch zwiſchen beiden Mächten kam, war es immer

noch Zeit für England, durch seine überlegene Flotte den Verkehr zwischen Frankreich und Algier abzuschneiden und das letztere etwa mit Hülfe Maroccos und der wilden Völkerstämme Nordafrikas den Franzosen wieder zu entreißen. Ludwig Philipp selbst wäre Algier gerne los gewesen, wenn es mit Ehren hätte geschehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigstens eine Küstenstrecke beherrschen, die immerwährenden Angriffe der Eingeborenen zurückschlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. In dem Zeitpunkt des Ministeriums Thiers, in welchem von Seiten Frankreichs im Einverständniß mit England die bewaffnete Intervention in Spanien gemacht werden sollte, glaubte Thiers, für diesen Dienst von England auch verlangen zu können, daß es einem weiteren Vorschreiten der französischen Truppen in Algerien nicht wehre. Er stellte die Alternative, entweder müsse Algier ganz aufgegeben, oder es müsse so viel vom Innern des Landes dazu erobert werden, daß die Hauptstadt vor den immer wiederholten Angriffen der Eingebornen geschützt und eine regelmäßige Colonisation ermöglicht würde. Die gefährlichsten Feinde der Franzosen waren hier im Osten Achmed, Bey von Constantine, im Westen ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marschall Clauzel, im September einen Angriff auf Constantine zu machen. Als aber Molé Minister wurde, rieth dieser von dem Unternehmen ab. Der König widerrief die Expedition nicht, ließ sie aber auch nicht hinreichend unterstützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel den weiten beschwerlichen Marsch und wurde im November mit großem Verlust von Constantine zurückgeschlagen. Der Stolz der französischen Nation litt nun nicht, daß diese Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich sprach sich in diesem Sinne aus. Dem König blieb keine Wahl, als den Krieg in Algier mit einer noch kostspieligeren Anwendung von Mitteln als bisher fortzusetzen. Ob es seine Absicht gewesen, die Stimmung auf diesen Punkt zu brin-

gen, oder ob er einen Fehler gemacht, den wieder gut zu machen er gezwungen wurde, ſteht dahin. Er konnte es darauf ankommen laſſen, da England ihn in Algier gewähren ließ und alles vermied, was ihn zu einer noch engeren Allianz mit den Continentalmächten hätte führen können.

Ludwig Philipp ſtand damals auf der Höhe ſeiner Macht, unabhängig und doch geſucht von England, reſpectirt von den nordiſchen Mächten, geſucht von Spanien und Italien, gefürchtet von der Schweiz, in engerem Verbande mit Belgien, im Beſitz Algiers mit der Ausſicht, ſein Gebiet dort bald zu erweitern. Im nächſten Frühjahr erwartete man die Heimholung der fürſtlichen Braut aus Deutſchland für den Thronfolger. Die Parteien im Innern waren beſiegt, Karl X. todt und die Legitimiſten tief gedemüthigt, Lafayette todt und die Republikaner gänzlich entwaffnet, die Preſſe bewältigt, die Kirche in heimlicher Spaltung und ſteter Furcht, die Kammer das Echo des Hofes, ihre Parteihäupter als Miniſter durch ſich ſelbſt in Schach gehalten und ſich alle nach einander abnutzend, ſichtbar oder unſichtbar geleitet vom „unabänderlichen Gedanken“ des Königs. Dieſer Gedanke aber war nicht mehr die Quaſi-, ſondern die wirkliche und vollſtändige Reſtauration. Die Pracht, mit der er das längſt verlaſſene Verſailles wiedereinrichten und daſelbſt die große Galerie hiſtoriſcher Gemälde, die Frankreichs Ruhm veranſchaulichten, eröffnen ließ, verrieth, daß ſeine Erinnerungen über die letzten Bourbons hinweg zu Ludwig XIV. zurückgriffen, und daß er wenigſtens ſeinen Nachkommen ermöglichen wollte, das Syſtem Ludwigs XIV. da, wo es geendet, wieder aufzunehmen und fortzuſetzen.

Fürſt Metternich ſoll ihm damals geſchmeichelt haben, er halte ihn für den klügſten Mann in Europa. Dieſes Lob war inſofern aufrichtig gemeint, als Metternich immer nur den europäiſchen Frieden geſichert wiſſen und le déluge après nous ſo weit und lange als möglich hinausſchieben wollte. Dieſem Zweck aber hatte bisher die Politik Ludwig Philipps am weſentlichſten gedient.

Fünfzehntes Buch.

Das gräcorussische System.

„Rußland erntete in reichlichem Maaße die Früchte seiner Consequenz, seiner Entschiedenheit. Man kann hier nicht blos von Glück sprechen, Rußland machte sich sein Glück selbst. Es zeigte Charakter, wo seine politischen Rivalen keinen zeigten. Es handelte, wo seine Rivalen höchstens unterhandelten. Es unterwarf sich 1829 die Türkei und 1831 Polen, ohne sich um die schwachen diplomatischen Demonstrationen seiner Rivalen zu bekümmern. Es schwebte einige Augenblicke in Gefahr, aber es ließ keine Furcht, kein Schwanken blicken und hatte die Genugthuung, zu erleben, daß seine Rivalen diese Augenblicke unbenützt vorübergehen ließen und weder den Türken, noch den Polen beistanden. Endlich übertraf Rußland seine Rivalen weit an Benehmen, denn es kam, sah, siegte, und riß alle Vortheile an sich in der Stille und ohne Ruhmredigkeit, während seine Rivalen alles geschehen ließen, nichts thaten und doch unaufhörlich prahlten. Die Juliusrevolution mit ihren Folgen aber war hauptsächlich insofern ein günstiges Ereigniß

für Rußland, als es die Aufmerksamkeit Oesterreichs und Preußens vom Orient ablenkte und im Westen beschäftigte. Auch verstand es Rußland mit gewohnter diplomatischer Meisterschaft, das Schreckbild der revolutionären Propaganda überall vorzuschieben, und zu einer ihm vortheilhaften Diversion zu benutzen, ja es verstand mit eben diesem Schreckbilde den König der Franzosen selbst einzuschüchtern, und so seltsam hatten sich die Verhältnisse verkehrt, daß es nicht Rußland war, das durch diese Drohungen des revolutionären Geistes geschreckt wurde, sondern das damit schreckte."

Diese Worte schrieb ich schon im Jahr 1831 (in meinem Taschenbuch der neuesten Geschichte) nieder und kann sie nur als Wahrheit heute wiederholen. Von der Julirevolution und der ungeheuren Erschütterung, welche durch sie das westliche und mittlere Europa erlitt, zog niemand Vortheil als Rußland und hauptsächlich durch den Verstand und die Thatkraft seines Kaisers. Es gelang diesem, sich der Hülfe Preußens, der Neutralität Oesterreichs zu versichern, und nachdem er um den Preis Belgiens, das ihm gar nicht gehörte, auch das Schweigen Frankreichs und Englands zu allem, was er mit Polen vornehmen wollte, erkauft hatte, bekam er völlig freie Hand.

Von diesem Zeitpunkt an kommt ein eigenthümlicher Schwung in die Politik des Kaiser Nicolaus, und ein großer, für Europa schrecklicher Gedanke tritt immer deutlicher aus seiner Handlungsweise hervor. Alle Nationen, denen er gebietet, sollen aufhören zu seyn, was sie gewesen, und Russen werden, nur noch russisch denken und reden, und alle sollen den Glauben des Kaisers annehmen, zur russischen Staatskirche übertreten. Da dieses neue System zuerst nur auf das besiegte Polen angewandt wurde, ahnte man seine Tragweite noch nicht. Die Unterdrückung der polnischen Nationalität und der katholischen Religion in Polen schien andre Nationalitäten und Kirchen noch nicht zu gefährden.

Kaiser Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die Polen ihr Recht auf eine selbständige Regierung und Verfassung verloren; indem sie *seine* Rechte nicht mehr hätten gelten lassen,

habe er auch die ihrigen, wie sie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einsprache gegen diese seine Auslegung; Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oesterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger sah, England und Frankreich nicht, weil Kaiser Nicolaus ihnen um den Preis Polens gestattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie sie wollten.

Die Maßregeln, welche Fürst Paskiewitsch in Polen auf Befehl seines Kaisers nach einander traf, waren folgende. Zuerst wurde die polnische Uniform abgeschafft, alles polnische Militär in russische Regimenter untergesteckt; womit auch die polnischen Fahnen und die polnischen Farben verschwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität erinnern, Polen sollte eine russische Provinz werden, allen andern gleich. Die Universität in Warschau wurde aufgehoben, damit Geist und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genössen. Die polnischen Archive, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acten mußten hinfort in russischer und polnischer Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen. Trotz der Flucht vieler Tausende blieben immer noch Compromittirte genug zurück, die man nicht hinrichtete, noch in Gefängnisse warf, sondern in Masse aus Polen wegschaffte. Es war System, Polen möglichst zu entleeren und dafür Russen hineinzuschicken. Die Vornehmsten und am wenigsten Gravirten mußten sich eine anständige Verbannung nach St. Petersburg gefallen lassen, die übrigen wurden nach Sibirien geschleppt und „nummerirt." Jeder Verbrecher in Rußland nämlich, der nach Sibirien geschickt wird, verliert seinen Namen und Rang und existirt fortan nur als Nummer. Die am schwersten bestraft werden sollten, wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt.*) Man rechnete

*) Als auch der junge Fürst Roman Sanguszko zu den Bergwerken

im Jahr 1832 bereits 80,000 Polen, die über die östliche Grenze weggeschafft worden seyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine strenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831, also sehr bald nach der Unterdrückung der Revolution, befahl der Kaiser, jeder Pole, der seinen Adel nicht durch Urkunden beweisen könne, solle denselben verlieren. Es gab nämlich in Polen eine große Ueberzahl armen Adels, die s. g. Schlachty (Geschlechter, von edlem Geschlecht, ein deutsches Wort), die besonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Diese sollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigsten hatten Adelsbriefe.

Am 26. Februar 1832 gab der Kaiser ein s. g. polnisches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem russischen Reich als einfache Provinz einverleibt sey. In diesem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus sey garantirt und die katholische Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenstand des besondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung." Eine Deputation polnischer Großen, den Fürsten Radziwil an der Spitze, mußte auf Befehl des Statthalters von Warschau nach Petersburg abgehen und dem Kaiser für das neue Statut danken. In sehr auffallender Weise begab sich im Sommer desselben Jahres Lord Durham als außerordentlicher Gesandter Englands nach St. Petersburg, von wo aus ihm Kaiser Nicolaus, um ihn dadurch hoch zu ehren, entgegenfuhr. Ihre Zusammenkunft besiegelte die bisherigen Unterhandlungen und stellte ein vollkommen freundschaftliches Verhältniß her. Gleichzeitig bekämpfte Minister Grey, Durhams Schwiegervater, im englischen Parlament die Polenfreunde und erklärte ihnen, den Polen eine ausgiebige Hülfe zu gewähren, sey für England zu schwer und kostspielig, liege also nicht im englischen Interesse.

---

verurtheilt worden war und seine Familie den Kaiser um Gnade anflehte, ließ er sich das Urtheil geben und schrieb an den Rand „zu Fuß," d. h. der Verurtheilte sollte nicht nur die zuerkannte Strafe in Sibirien leiden, sondern auch zur Verschärfung der Strafe den weiten Weg zu Fuß machen.

Somit war die Reaction in Polen von England selbst sanktionirt. Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polnischen Adels wurden confiscirt und zum Theil russischen Generalen geschenkt. Daß Paskiewitsch selbst nicht leer ausging, beweisen die 70 Mill. Silberrubel, die er bei seinem Tode hinterließ. Man las in den Zeitungen lange Listen der Edelleute, deren Erbe auf diese Weise weggenommen wurde. Die Veröffentlichung geschah, um den geflüchteten Polen die Größe ihres Unglücks, dem westlichen Europa aber die Macht und unerbittliche Strenge des Kaisers anschaulich zu machen. Aber nicht nur die Güter wurden genommen, auch die Kinder. Dies ist die finsterste Partie der russischen Reaction in Polen. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaisers wurden sie alle ins Innere Rußlands geschleppt, um in kaiserlichen Instituten zu guten russischen Unterthanen erzogen zu werden. Diese Bestimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn sie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern seyen zu arm, um sie ernähren zu können. Sie wurden in die Militärcolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Kosacken die Kinder auf der Straße auf und packten sie in ihre Kibitken, ohne auf den Jammer der Mütter zu achten. An eine genaue Controle, ob es wirklich hungernde Waisen seyen, dachte niemand. Der Kaiser wünschte junge Militärcolonisten, das war genug, um sie herbeizuschaffen, gleichviel mit welchem Recht. Die Ausführung war den Militärbehörden überlassen, d. h. den Kosacken, die in Warschau selbst die mit kleinen Handelsartikeln hausirenden Knaben vor den Häusern wegführten und noch viel weniger Rücksicht auf dem Lande nahmen. Man sah im Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter sich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wagen warfen, auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zusammengepackt nach Minsk abgeführt wurden, wo man sie in Kinderbataillone rangirte und von da in die Militärcolonien abführte. Ein Schrei

der Empörung ging faſt durch ganz Europa. Am energiſcheſten ſprach Ferguſon im engliſchen Parlament über eine Maßregel, die mehr eines Tiberius und Nero als eines chriſtlichen Monarchen würdig ſey. Allein die von Rußland bezahlte Preſſe pries die Großmuth des Kaiſers, der ſich der armen Waiſen mit ſo väterlicher Güte annehme.

Die altpolniſchen Provinzen Lithauen, Volhynien, Podolien verloren vollends ihre letzten Privilegien. Auch hier wurde confiscirt, auch hier wurden Kinder weggenommen, auch hier der Adel, der keine Briefe hatte, ausgeſtoßen. Eine am 17. September 1832 verfaßte Adreſſe des podoliſchen Adels, der den Kaiſer flehentlich um Erhaltung ſeiner alten Rechte bat, wurde abgewieſen. Ein neuer Ukas von 1835 befahl, daß Stellen, über welche der Adel noch durch Wahlen zu verfügen habe, doch nur von ſolchen beſetzt werden dürften, die bereits 10 Jahre lang dem Kaiſer im Militär oder Civil gedient hätten.

Auch begannen jetzt die Maßregeln, durch welche der katholiſche Glaube ebenſo geſchwächt und zuletzt vernichtet werden ſollte, wie die polniſche Nationalität. Schon vor der Revolution war manches geſchehen, was den Beweis liefert, das gräcoruſſiſche Syſtem, wie es der Kaiſer nachher ausführte, habe ihm ſchon lange im Sinne gelegen. Schon 1828 war durch einfachen kaiſerlichen Ukas vom 22. April das griechiſch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben und damit die ganze Hierarchie der vereinigten Gräco-Ruthenen über den Haufen geworfen worden. Alſo ſchon damals ging der Czar darauf aus, die ſ. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängſt mit der römiſchen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die urſprünglich zur griechiſchen Kirche in Conſtantinopel gehört hatten, ſeiner ruſſiſchen Staatskirche einzuverleiben, und die polniſche Revolution beſchleunigte nur die Ausführung des Gedankens, den er ſchon vorher gehegt hatte. Dies wird noch mehr beſtätigt durch die auffallende Vernachläſſigung der katholiſchen Kirche ſchon in dem erſten Jahrzehnt der Regierung des Kaiſers. Im Königreich Polen ſowohl wie in den altpolniſchen

Provinzen waren fast alle erzbischöflichen und bischöflichen Sitze erledigt, und die kaiserliche Regierung schleppte absichtlich die Wiederbesetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint sey, und nahm sich mit der größten Aengstlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiser auch nur den Vorwand leihen konnte, um der katholischen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbischöfliche Sitz von Warschau und auch die bischöflichen von Kalisch, Sandomir, Augustowo nicht besetzt waren, übernahm Gutkowski, Bischof von Podlachien, die Leitung des polnischen Klerus, um ihn aufs dringendste von der Theilnahme an der Revolution und vom Ungehorsam gegen den rechtmäßigen Kaiser abzumahnen. Und Papst Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apostels bestiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Der russische Gesandte in Rom, Fürst Gagarin, bewog sogar den h. Vater, die Mahnung zum Gehorsam im Jahr 1832 noch einmal zu wiederholen, und der Papst wurde so selber das Werkzeug der russischen Politik, denn der Kaiser machte nun glauben, alles was er den unglücklichen Katholiken in den polnischen Provinzen zu Leide thue, geschehe mit Zustimmung des Papstes.

In den altpolnischen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöster aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald aussterben zu müssen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unserer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denselben entrissen und dem russischen Ritus übergeben. Dasselbe Schicksal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöcesen eine andere Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu besetzen, auf größere Ortschaften einschränkte, während auch für die kleinste nicht unirte Gemeinde Kirchen da seyn mußten, seyen es neugebaute oder solche, die man den Unirten nahm. Im Jahr 1835 wurden alle unirten Priesterseminare aufgelöst und die jungen Priester gezwungen, in St. Petersburg zu studiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein

neues wesentlich schismatisches Missale aufgenöthigt und in ihren Kirchen Einrichtungen getroffen, die der russischen Kirche möglichst nahe kamen, dagegen ältere katholische Einrichtungen, Predigt, gemeinsamer Gesang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Rosenkranzes und hauptsächlich das „Kirchengebet für den Papst" verboten. Nur für den Kaiser allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianische Kalender, den die Unirten brauchten, abgeschafft und durch den julianischen verdrängt, den veralteten, astronomisch falschen, den Rußland beibehalten hatte. Wenn ein unirter Priester klagte oder protestirte, so wurde er unerbittlich gemaßregelt mit Absetzung, Knute und Sibirien. Schon seit 1831 und 1832 war befohlen, kein katholischer Priester dürfte Fremde Beichte hören, keiner seinen Wohnort ohne Erlaubniß verlassen, keiner einen Diener russischen Glaubens haben. Sie sollten isolirt, dem Volke selbst verächtlich gemacht werden. Sie waren von Spionen umgeben, beständig gedrängt. Die aber geschmeidig sich fügten, wurden befördert und bekamen Orden.

Nach solchen Vorbereitungen that Kaiser Nicolaus den letzten entscheidenden Schritt, berief eine Synode der unirten Bischöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieselbe die Einverleibung der unirten Bisthümer in die russische Staatskirche beschließen. Die Versammelten waren durch Gunst, Orden und Geld bestochen oder von Todesschrecken gelähmt. Nie sah die Welt ein schändlicheres Gaukelspiel als diese Kirchenversammlung, der als russischer Commissär der Russe Prataſof präsidirte, und die im Uebrigen ein Deutscher, Namens Schröder, Luzynski, Bischof von Polock, und Siemazko, Bischof von Lithauen leiteten, zwei Judasse, die den Heiland selbst verkauft hätten. Der h. Vater hat bald nachher in seiner berühmten würdevollen Allocution von diesen Abgefallenen gesagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen so tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens gestürzt sind." Die Verräther decretirten den Priestern und dem gesammten Volk, sie gehörten fortan der russischen Staatskirche an, und bei

der schwersten Strafe wurde jedem Priester verboten, das Abendmahl nach katholischem Ritus auszutheilen oder noch irgend eine katholische Handlung vorzunehmen, am wenigsten zu predigen.

Solchen Lesern, die es vielleicht noch nicht wissen, muß bemerkt werden, daß die griechische Kirche keine Predigt kennt, ein Hauptgrund, warum sie so sehr entgeistet und der Gottesdienst zum bloßen Ceremoniel herabgesunken ist. Der russische Priester (Pope) ist in der Regel der unwissendste Mensch, betrinkt sich wie der gemeinste Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, sowie er aber das Priestergewand angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geistlichkeit selbst unter dem langen Druck geistig verwahrlost worden war, so behielt sie doch, so lange sie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Aussicht, vom Abendland her wieder Geist zu empfangen. Von nun aber war sie dem Stumpfsinn des russischen Popenthums verfallen und die römische Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer, denn so hoch wird die Bevölkerung angeschlagen, die in den Abfall zu Polock hineingezogen worden ist. Das Volk wurde nicht gefragt. Die Popen, wo sie von den Bauern nicht aufgenommen werden wollten, brachten Kosacken und Büttel mit. Unirte Priester, die nicht Popen werden wollten, wanderten nach Sibirien, andere wurden in Kerkern mißhandelt.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiser noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Marcellus Gutkowski, Bischof von Podlachien, mitten im Feuer der Revolution zum Gehorsam gegen den Kaiser gemahnt, so empfing er dafür keinen Dank. Das Ansehen, welches er durch seine Tugenden unter dem polnischen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Vom Jahr 1836 an mußte der russische Gesandte in Rom den heil. Vater bearbeiten, diesen würdigen Bischof von seinem Sitz zu entfernen, und als es immer abgelehnt wurde, machte der Kaiser endlich kurzen Prozeß, ließ den Bischof festnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloster stecken, 1841. Hierauf verlangte der russische Gesandte vom Papst, er solle einen gewissen Pulawski

als Erzbischof von Mohilew bestätigen. Dieser Pulawski war eine eben solche Kreatur wie Luzynski in Polock. Aus Sorge, daß seine Weigerung den Kaiser reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papst mit bittrem Schmerze nach, 1841. Nun wurde zwar die katholische Kirche in Polen als solche noch ferner geduldet, und erfolgte hier keine Scene, wie zu Polock, aber die Wirksamkeit der katholischen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den schwersten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemischter Ehe taufen. Uebertritt von der griechischen Kirche zur katholischen galt als Hochverrath. Im Jahre 1841 verloren die katholischen Bischöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold gesetzt. Ueberall wurden denselben russische Bischöfe zur Seite gesetzt, wie früher schon in Warschau, so jetzt zu Sandomir, Kalisch und Lowicz. Ebenso traten russische Kirchen den polnischen auf dem Lande zur Seite und Polen füllte sich mit Popen, die das Volk zu bekehren trachteten. Auch mußte Polen jetzt den russischen Kalender annehmen und alles wies darauf hin, daß die katholische Kirche im Königreich Polen ebenso dem Untergange geweiht sey, wie die unirte in den altpolnischen Provinzen. Aus diesem Grunde wurden auch nur Generale russisch-griechischer Confession reichlich mit confiscirten polnischen Gütern beschenkt, kein einziger katholischer oder protestantischer. Ein kaiserlicher Ukas befahl endlich auch, daß jeder Dorfschüler in Polen, wenn er über 20 Jahre alt sey, russisch sprechen und schreiben müsse.

Jetzt erst überzeugte sich der Papst, daß seine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden sey, um die Katholiken Rußlands vollends zu entmuthigen und ihn gewissermaßen als Mitschuldigen des Czaren oder als gänzlich ohnmächtig erscheinen zu lassen. Am 22. Juli 1842 sprach sich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Consistorium, die aber sofort mit einer großen Menge von Urkunden im Druck erschien, fest und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Arglist Rußlands aus und protestirte feierlich im Namen der schmählich unterdrückten Kirche. Im Winter auf 1846 hielt sich die Kaiserin

von Rußland ihrer Gesundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiser, indem er ihr nachreiste, auch nach Rom und besuchte am 13. Dezember den greisen Papst, der ihn mit hoher apostolischer Würde empfing. Man sagt, als der Kaiser die Wahrheit dessen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede gestellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet, und ihm die Originalien *) vorgelegt. Der ganze Besuch hatte nur den Zweck, vom Kaiser von Rußland den Schein einer feindseligen Gesinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholischen Europa zur Schau zu stellen, was nicht vorhanden war. Die katholische Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholischen Großstaaten, Oesterreich und Frankreich, thaten keine Einsprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil sowohl Metternich, als Ludwig Philipp in Kirchensachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt ansahen.

Während dieser systematischen Verfolgung der katholischen Kirche in Rußland erschien im Jahr 1838 das berüchtigte Buch „die europäische Pentarchie," worin ein russischer Publicist den Grundgedanken des Kaiser Nicolaus offen aussprach und eine künftige russische Universalmonarchie in Aussicht stellte, die nicht etwa blos durch die unbesiegbaren Waffen des allen andern Staaten schon weit überlegenen Rußland, sondern namentlich auch durch den Glaubenssieg erobert werden sollte. Es sey für Rußland unumgänglich, in seinem Gebiet keine andere Sprache mehr, außer die russische,**) und keinen andern Glauben, als den russischen zu

*) Nämlich die in der Allocution citirten wichtigen Hauptacten, nicht Nebendinge, von denen die Zeitungen damals viel Lärm machten, z. B. die Nonnenverfolgung im Kloster St. Basil, nach den Angaben der Oberin Mieczyslawa, betreffend. Diese unglücklichen 58 Nonnen sollen sieben Jahre lang aufs grausamste durch schwere Arbeit, elende Nahrung und Wohnung, Fesseln und Geißelungen gemartert worden seyn, bis 39 starben, 8 erblindeten, 7 erlahmten und nur 4 entkamen.

**) „Die nothwendige Verschmelzung der Gesinnungen und Gefühle aller nichtrussischen Provinzen mit dem großen russischen Stammvolk vermag ohne

dulden. Dieser Glaube sey aber so sehr der allein orthodoxe, allein berechtigte und allein kräftige, daß sein Sieg über die schismatische, unter sich ewig uneinige und vom Aberglauben durchfressene Kirche des Abendlandes gar nicht zweifelhaft seyn könne. *) Aehnliche Stimmen haben sich nachher noch öfter hören lassen. Europa sey verfault, gesunde Natur sey allein noch in Rußland zu finden. Die abendländischen Kirchen hätten sich überlebt und stürben zuletzt am Zweifel, das wahre Christenthum und der Felsenglaube sey allein in Rußland erhalten. In der That war der gemeine gläubige Russe damals mehr werth als so mancher Doctor der Theologie in Deutschland, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Christenglauben zu zerstören, und als so manche vornehme Liberale in Wien, Paris und Madrid, denen Voltaire das alleinige Evangelium war. Allein der gemeine gläubige Russe selbst war nur Werkzeug weltlicher Staatsomnipotenz, einer im innersten Wesen unchristlichen Tyrannei. Und der Glaube war im Abendlande noch nicht so sehr ausgerottet, daß man ihn bei den Popen hätte holen müssen.

Die protestantische Presse in Deutschland zeigte wenig Mitleid mit der katholischen Kirche in Rußland und ließ sogar hin und wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papstthum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieser Presse und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rücksicht auf das benachbarte und verwandte protestantische Königshaus in Preußen.

Die Verfolgung der Lutheraner in den deutschen Ostseeprovinzen begann 1841. Der russische Bischof von Riga ließ durch im Lande herumziehende Popen und andere Agenten die lettischen Bauern überreden, wenn sie zur russischen Staatskirche überträten, würden sie von allen Frohnen und Lasten befreit und

die gemeinschaftliche Sprache nicht zu geschehen. Daher ist weise Vorsorge getroffen, daß die russische Sprache die des ganzen Reiches werde."

*) Es heißt wörtlich: „die Zeit kommt, wo das Abendland sich das Christenthum aufs neue vom Orient holen wird."

mit Gütern beschenkt werden. Da man den Wunsch des Kaisers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. Sey es, daß die Regierung zu spät erfuhr, welche unwürdige Mittel der Lüge, trügerischer Versprechung und Drohung angewendet wurden, um das einfältige Bauernvolk zu bekehren; sey es, daß man hinterdrein nur den Verräther desavouirte, nachdem man die Früchte des Verrathes eingeerntet hatte, genug, die Propaganda hatte freies Spiel und verführte die Bauern in solchem Maaße, daß nach verschiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder 20,000 zur russischen Kirche übertraten. Waren sie einmal übergetreten, so konnten sie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Viele aber geriethen in Verzweiflung, da sie erfuhren, sie seyen belogen worden, und von allen gemachten Versprechungen nichts erfüllt wurde. Auch hier gab es wieder einen Kinderraub. Die russischen Proselytenmacher griffen in Livland alle lutherischen Kinder auf, die sie nicht unter elterlicher Aufsicht fanden, und lockten sogar den Eltern selbst die Kinder ab, um sie nach russischem Ritus zu taufen. Die Eltern ersparten sich dadurch „den lästigen Confirmationsunterricht" bei den Pastoren.

Uebrigens trug manches Uebel unter den Lutheranern dazu bei, die Bekehrung zu erleichtern. Die lutherischen Pastoren hielten sich in ihrer Vornehmigkeit etwas zu weit entfernt vom gemeinen Volk, und dieses wurde von Herrnhutern, im Widerspruch mit dem lutherischen Consistorium, bearbeitet. Das Haupt der Herrnhuter, Tischler Ballohd in Riga, bewog seine Secte, sich ganz von den Lutheranern zu trennen und dem russischen Bischof zu unterstellen, und erhielt von diesem die Erlaubniß, selber geistliches Ornat anzulegen und einen neuen Cultus einzuführen, eine Zwitterschöpfung zwischen dem herrnhutischen und russischen. Noch ärger trieb es, unter dem Schutz des Gouverneurs von Riga, Grafen Pahlen, der Collegienrath Bürger in Riga, der dem lutherischen Volk auf jede Art, Drohungen nicht ausgenommen, begreif-

lich zu machen ſuchte, daß keiner ein guter Unterthan ſey, der einen andern Glauben habe, als der Kaiſer.

Erſt im October 1845, nachdem ſchon viele tauſend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin bedauert wurde, daß unlautere Mittel zu dem heiligen Zweck angewendet worden ſeyen, worin erklärt wurde, niemand ſolle ferner gezwungen werden, ſeinen Glauben zu ändern, auch dürfte er ſich keinen ökonomiſchen Vortheil davon verſprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten, und dürfe auch niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei ſchwerer Strafe. Im Dezember 1845 enthielten Berliner Blätter einen neuen Befehl Golowins, des neuen Gouverneurs in Riga, worin die Bauern gewarnt wurden, ſie ſollten den lügenhaften Gerüchten nicht trauen, als würden ſie, ſobald ſie zur griechiſchen Kirche überträten, die Güter ihrer proteſtantiſch-deutſchen Herren unter ſich theilen dürfen. Alſo hatte man ſie doch mit ſolchen trüglichen Verſprechungen gelockt.

Weder von Seiten einer lutheriſchen Macht in Deutſchland und Skandinavien, noch auch von der deutſchen und ſkandinaviſchen Preſſe wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Proteſt erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wieder in einem ſcheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands, und ſo ſehr das kirchliche Bewußſeyn unter den Lutheranern abgeſchwächt oder ſchon ganz erſtorben. Die ruſſiſche Politik fand ſogar einen Bundesgenoſſen in dem Unglauben, welcher damals von den akademiſchen Hörſälen, von den Schullehrerſeminarien und von der Preſſe aus den lutheriſchen Kirchenglauben an der Spree und Elbe mit demſelben Eifer untergruben, wie die Renegaten an der Düna.

Sogar den Juden ſollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukas von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdiſche Tracht, Haarlocken ꝛc. abzulegen und ſich ganz wie Ruſſen zu kleiden. Indeß ſchloß die ruſſiſche Strenge auch eine wohlthätige Maaß-

regel ein, indem ein Ukas vom 6. September den Juden im russischen Reiche all und jeden Branntweinschank und überhaupt die Schenk- und Gastwirthschaft auf dem Lande (mit Ausnahme der Städte) untersagte. Schade nur, daß den Russen selbst der Branntweinverkauf nicht auch untersagt oder wenigstens eingeschränkt wurde.

In seiner orientalischen Politik fuhr Rußland fort, die Vortheile des Friedens von Adrianopel auszubeuten, den besiegten Sultan durch seine Gesandten in Constantinopel zu tyranniſiren oder zu lenken, die griechische Angelegenheit zu beherrschen und endlich die Tscherkessen zu bekämpfen, um sie wo möglich zu unterwerfen, ehe Europa sich ihrer annähme.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hospodare der Moldau und Wallachei standen unter russischem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Miloſch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürsten erklärt, und auch hier durfte sich kein Türke mehr blicken lassen außer in den Grenzfestungen Belgrad und Widdin. Dagegen stellte Redschid Pascha das Ansehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge bestach und liebkoste, lockte er sie zu einer Zusammenkunft, im August 1830, und ließ sie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätherisch überfallen und massacriren, darunter Omer Vrione, Arslan und Vely Bey. — Ein großer Brand in Pera, dem Quartier der Franken (abendländischen Christen und Gesandten) in Constantinopel, soll von Fanatikern veranlaßt worden seyn, welche die Schmach des Halbmonds an den Christen rächen wollten.

In Griechenland regierte Capodistrias eigentlich nur als russischer Statthalter und auf russische Manier, schuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit seinen Bedienten, russischen Agenten und allerlei fremdem Gesindel besetzte, und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkischer Herrschaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, sollten jetzt dem Staate 25 Procent steuern, der Handelsstand sich einen Zollaufschlag von

6 Procent gefallen laſſen. Angeſehene Griechen, die ſich tadelnd ausſprachen, wurden verhaftet und beſtraft. Da empörten ſich die Inſelgriechen, verſagten dem ruſſiſchen Grafen den Gehorſam, und Hydra wurde Sitz der Oppoſition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzoſen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er ſich zu Nauplia mit Liſt des alten Pietro Mauromichalis, ſeines Sohnes und zweier ſeiner Brüder und hielt ſie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der ruſſiſchen Flotte landen um ſicherer zu ſeyn. Da ſpielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen böſen Streich, bemächtigte ſich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechiſchen Staatsflotte, der Fregatte Hellas, zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte ſie nach Hydra. Der ruſſiſche Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber ſteckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühſam zuſammengebrachte Geſchenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatten dieſe Flotte gegeben, der Ruſſe ſollte ſie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral verſprach ſie ihr, aber Capodiſtrias blieb unerbittlich. Als man ihm den alten Pietro bringen wollte, um perſönlich bei ihm zu bitten, ließ er ihn nicht vor ſich. Da ſchwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des ruſſiſchen Grafen herab, und drei Wochen ſpäter, am 9. October, wurde Capodiſtrias von Conſtantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohne Pietros, bei ſeinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren ſeine Gefangenen, aber unter Bewachung in die Kirche gelaſſen worden und heimlich bewaffnet geweſen. Der Oheim ſchoß den Grafen in den Hinterkopf, der Sohn ſtieß ihm ein großes Meſſer in den Leib. Der Gemordete ſtarb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erſchlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Auguſtin Capodiſtrias, übernahm die Regierung, glaubte ſich aber den ruſſiſch

gesinnten Kolokotronis und den gewandten und beliebten Kolettis beiordnen zu müssen. Der letztere aber trat auf der Nationalversammlung zu Argos zu den Gegnern über. Kolokotronis zersprengte in blutigem Kampf die Nationalversammlung, am 31. Dezember 1831, sie sammelte sich aber wieder zu Megara und wählte Kolettis, Ypsilanti und Zaimis zu Häuptern der Regierung. Augustin sammelte auch eine s. g. Nationalversammlung um sich, und somit hatte Griechenland deren zwei, wie auch zwei Regierungen. Im April 1832 rückten die meisten Klephtenführer vor Nauplia, und Augustin mußte sich in die Festung zurückziehen. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schicksal Griechenlands entscheiden sollten. Da räumte Augustin das Feld und schiffte sich ein.

Die in London versammelten Minister der Pentarchie pflogen lange und verwickelte Unterhandlungen über das Schicksal Griechenlands, das erst entschieden werden konnte, nachdem man über Belgien und Polen ins Reine gekommen war. Denn beide Westmächte waren entschlossen, Griechenland dem russischen Einfluß zu entziehen und einen Fürsten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechischen Thron zu bringen. Sie rechneten sich daher die Nachgiebigkeit Rußlands in diesem Punkt als einen diplomatischen Sieg an, vergaßen aber, daß Rußland nichts willkommener seyn mußte, als die Ernennung eines kleinen ohnmächtigen Königs von Griechenland. Damit waren nämlich die früher geweckten Hoffnungen auf ein großes, selbständiges, bedeutender Machtentfaltung fähiges Reich der Neugriechen ein für allemal vereitelt; das kleine griechische Reich konnte Rußland nie gefährlich werden, mußte vielmehr früher oder später, wenn es irgend eine Selbständigkeit erreichen wollte, sich der englisch-französischen Bevormundung zu entziehen suchen und mithin auf die russische Partei stützen. Aus diesen Gründen hatte Prinz Leopold von Coburg, dem man die griechische Krone zuerst antrug, dieselbe abgelehnt und die belgische vorgezogen, denn er hatte ausdrücklich erklärt, die Grenzen Griechenlands seyen

ihm zu eng gezogen, eine selbständige Regierung lasse sich da nicht durchführen.

Dagegen ließ sich König Ludwig von Bayern aus poetischer Begeisterung für das schöne Hellas bewegen, die griechische Krone für seinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und sogar Opfer dafür zu bringen. Durch das Londoner Protokoll vom 13. Februar 1832 und durch Uebereinkunft mit Bayern vom 7. Mai wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für seine Regierung; Bayern aber verpflichtete sich zur erforderlichen Ausstattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (sehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen sollte.

Der bekannte Münchener Philologe, Hofrath Thiersch, war schon im vorigen Jahre nach Griechenland gekommen und hatte sondirt. Etwas zu sehr eingenommen von den Erinnerungen des alten Hellas, sah er auch das junge in zu rosenfarbenem Lichte, was die schlauen Klephten nicht unbenutzt ließen. In Erwartung der ihnen von Europa octroyirten neuen Regierung wollte wieder jeder von ihr Vortheile ziehen, und Thiersch legte den größten Werth darauf, die Parteien zu vereinigen, um ein Dokument nach München mitzubringen, welches dem König Otto die Anerkennung und Huldigung von ganz Griechenland und von allen Parteien versicherte. Die Parteien einigten sich also wirklich vorläufig und zum Schein, jede um sich ihren Einfluß auf die künftige Regierung zu wahren. Von der russischen Partei trat Metaxas in die neugewählte Regierung ein, neben Kolettis. Uebrigens that jeder, was er wollte. Kolokotronis und Nikitas tyrannisirten die Landbevölkerung Moreas. Kanaris raubte zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung. Inzwischen verfaßte die Nationalversammlung am 8. August die Anerkennungs- und Huldigungsadresse an die Könige Ludwig und Otto, und Thiersch eilte damit nach München. Hier aber fand man es mit Recht unschicklich, solche wichtige Urkunden aus den Händen eines bayrischen Pro-

fessors anzunehmen, und lehnte sie ab, bis eine griechische Nationaldeputation selbst sie überbringen werde.

Die Griechen wählten sogleich diese Deputation und mit sicherem Geschmack, nämlich den berühmten Miaulis, den schönen Kosta Bozzaris und den gleichfalls durch sein Aeußeres imponirenden Klephtenführer Plaputas. Diese in ihrer Nationaltracht machten nicht wenig Aufsehen in der deutschen Metropolis des Schönen und wurden aufs huldreichste empfangen. König Ludwig aber ernannte sofort, bis König Otto die Regierung selbst würde antreten können, eine provisorische Regierung aus bayrischen Beamten, für Griechenland wenig passend: Graf Armansperg, Staatsrath Maurer, General v. Heideck, Geheimelegationsrath Abel. Ehe der junge König mit diesen Herren und den bayrischen Truppen in Griechenland ankam, wagte dort die russische Partei schon wieder einen Handstreich. Kolokotronis wollte sich Argos' bemächtigen, wo, wie man glaubte, König Otto landen würde. Aber ein französisches Bataillon, das noch von der früheren Besatzung im Norden zurückgeblieben war, kam herbei und schlug die trotzige Bande, von der es zuerst angegriffen wurde, aus der Stadt hinaus.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde festlich und mit Jubel empfangen. Alles wetteiferte, dem jungen Fürsten zu huldigen; auch der alte Kolokotronis kam herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des ersten Kusses folgte aber bald ein bitterer Nachgeschmack. Als die Regierung am 13. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöste, um dem Klephtenunwesen den Todesstreich zu versetzen, rebellirten diese Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzosen vollends Morea verließen. Die neuen Gesetze der bayrischen Beamten erregten auch nur Mißfallen, weil sie durchaus nicht paßten. Sie beleidigten die Kirche, indem sie dieselbe ihrer Güter berauben, einem Besoldungssystem und überhaupt der Staatscontrole unterwerfen wollten, und den einfachen Volkssinn durch minutiöse Bestimmungen und Schreibereien, durch künstliche Organisationen, die sich einem wilden Naturzustand nun ein-

mal nicht so geschwind aufkleben ließen. Endlich stellte man zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechischen Luft gönnte, geschweige von ihnen Befehle annehmen und sie bezahlen wollte. Es wurde daher der russischen Partei leicht, eine starke Opposition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verschwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Die Seinen wagten einen Befreiungsversuch, der viel Blut kostete, aber vereitelt wurde. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der Regierung Streit unter sich selbst, weil Graf Armansperg zu viel allein regieren wollte. Maurer nahm seine Entlassung, und die Confusion wurde noch durch die Intrigue des englischen Gesandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten sich die Mainotten, wollten sich nicht entwaffnen lassen und setzten ihre Räubereien fort. Ein bayrisches Corps von 1300 Mann, das gerade von Triest ankam, wurde befehligt, in der Maina zu landen und die Rebellen zu Paaren zu treiben, mußte aber mit bedeutendem Verlust auf die Schiffe zurückkehren. Noch schlimmer erging es einer kleinen bayrischen Abtheilung, die gleichzeitig zu Lande gegen die Maina vorgerückt war. Eine Compagnie wurde in einem engen heißen Thale umringt und durch Hunger und Durst gezwungen sich zu ergeben, dann nackt ausgezogen, nach der neugriechischen Sitte brutalisirt und heimgeschickt. Man muß solche Züge berichten, um den ungeheuren Widerspruch zwischen der Wirklichkeit in Griechenland und den Idealen des Herrn Thiersch anschaulich zu machen. Das allerniederträchtigste, an die schändlichsten Laster gewöhnte Räubergesindel, welches den Philhellenen jede Schmach anthat und jeden Schaden zufügte, wurde fort und fort von den Schwärmern für Hellas in und außerhalb München als das edle Blut echter Spartaner in Prosa und Versen bewundert.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung selbst an, nachdem er die Residenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er sich einen Palast bauen, eine Universität errichten und von antiken Kunstschätzen, die immer noch gefunden wurden, eine

Sammlung anlegen. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands besser im Auge. Indessen war es ihm beim besten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas anderem zu machen, als was sie einmal waren. Sein Minister Kolettis bemühte sich, Maurers unpassende Organisationen dem natürlichen Bedürfniß und Bildungsstande des Volks durch Vereinfachung besser anzupassen, aber der Klephtengeist ließ sich dadurch nicht unterdrücken. Eben so wenig vermochte der König die Zudringlichkeiten der fremden Gesandten und ihrer Presse abzuwehren, die ihn unaufhörlich mit Intriguen, Lügen und Verleumdungen umschwärmten. Zwischen den beiden Extremen der Barbarei im Volk und der diplomatisch-journalistischen Perfidie eingezwängt, war der junge Wittelsbacher in Athen in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Er vermählte sich 1837 mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelst Steuern und Zöllen die Zinsen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerst drohte Rußland, worauf die russische Partei in Griechenland, Kallergis, Kanaris, Metaxas, Londos ꝛc. eine Revolution machten (3. Sept. 1843), alle Bayern und Fremden aus dem Civil- und Militärdienst vertrieben, ein neues Ministerium bildeten und eine neue Verfassung gaben. Die letztere war nur ein Aushängeschild, damit es scheine, als seyen die Neugriechen auch ohne die bayrische Vormundschaft fähig, ein constitutionelles Leben zu entwickeln, wie die civilisirten Staaten des Westens. Der arme König mußte sich alles gefallen lassen, was der russischen Partei beliebte. Wieder einige Jahre später drohte England und blokirte sogar die griechischen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß aus Griechenland nichts werden, daß es nie zu Kräften kommen konnte, um eine selbständige Rolle zu spielen, war Englands und Rußlands Absicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemed Ali von Aegypten hatte für den Beistand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleistet, die große Insel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war

in Constantinopel so von einheimischen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinasien, und den Schwerpunkt der türkischen Macht von Constantinopel hinweg mehr südwärts zu rücken, war das Trachten des schlauen Greises in Kairo. Unter dem Vorwand, seinen nächsten Nachbar, den rohen Abdallah, Pascha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu strafen, schickte er seinen Pflegesohn Ibrahim im Herbst 1831 mit einer Armee aus. Dieser belagerte den Pascha in St. Jean d'Acre, konnte die feste Stadt nicht einnehmen, nahm aber eine große Recognoscirung an der Küste vor und besetzte sie bis zum Gebirge Libanon, seine wahre Absicht verrathend. Osman, Pascha von Tripolis, der sich ihm widersetzte, wurde am 8. April 1832 bei Alexandretta geschlagen. Endlich fiel auch Acre am 27. Mai. Der erzürnte Sultan rüstete eine Armee unter Hussein Pascha; ehe sie aber an Ort und Stelle war, hatte Ibrahim schon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Hussein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch diesem eine schreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezier Redschid Pascha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde aber am 21. Dezember bei Konieh von Ibrahim überfallen, geschlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Constantinopel selbst bedroht, fürchtete einen Aufstand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen sollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frankreich um Hülfe. Rußland leistete sie sogleich und schickte eine Flotte vor Constantinopel. Frankreich schickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eifersucht, um die Russen wieder zu vertreiben. Da indeß die französische Vermittlung von Mehemed Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als sich nochmals an Rußland zu wenden, das nun sogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Constantinopel) schickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erst als auch eine starke englische Flotte anlangte und mit der

franzöſiſchen vereinigt die Ruſſen anzugreifen drohte, zogen ſich dieſe freiwillig wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgeſetzt. Mehemed Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der Sultan in dieſem Handel offenbar von den Weſtmächten verkürzt worden war, ſchloß er ſich enger an Rußland an und ſicherte dieſem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skeleſſi (8. Juli) zu, daß nur ruſſiſche Kriegsſchiffe die Dardanellen ſollten paſſiren dürfen.

Redſchid Paſcha ſtellte ſeinen verlornen Ruhm wieder her durch abermalige glückliche Beſiegung albaneſiſcher von Tafil Buſſi geführter Rebellen, 1835. Die Inſel Samos, bei der Grenzbeſtimmung zur Türkei zurückfallend, hatte ſich bisher geweigert zu gehorchen, nahm aber 1834 ein mildes Lehensverhältniß an.

Im Jahr 1834 empörten ſich die Kurden, Hafis Paſcha beſiegte ſie und nahm eine feſte Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptiſch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte, und ſelbſt der engliſche Geſandte in Conſtantinopel, Lord Penſonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müſſen, weil er hoffte, die Türken würden ſiegen, und nichts in der Welt werde ſicherer den ruſſiſchen Einfluß beſeitigen, als die Wiederkehr des türkiſchen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber ſchon in der erſten Schlacht, bei Niſib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Hafis von Ibrahim total geſchlagen.

Nur ſechs Tage ſpäter ſtarb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch ſtolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich ſeinem erſt ſiebzehnjährigen, unerfahrenen, ſanften und verzärtelten Sohne Abdul Medſchid. Man kann nicht leugnen, daß Mehemed Ali, der mit ſo vielem Erfolge ſchon eine gänzliche Umgeſtaltung der muſelmänniſchen Dinge in ſeinem Aegypten ins Werk gerichtet hatte, geeigneter erſchien, das türkiſche Reich zuſammenzuhalten und neu zu kräftigen als der junge Abdul. Von dieſer Anſicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerſtarkung der

Türkei verhindern, sondern auch England, jenes nur zu Lande, dieses nur zur See die Levante beherrschen. Den Türken selbst schien der Untergang des Hauses Osman so nahe, daß der Kapudan Pascha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgesandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen seinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemed Ali überzugehen. Sein Beispiel würde noch von andern nachgeahmt worden seyn, wenn die europäischen Großmächte dem siegreichen Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Rußland war gleich wieder mit seiner Hülfe bei der Hand, und auch England fest entschlossen, eine nochmalige Erweiterung des ägyptischen Reichs nicht zu gestatten, mithin den Türken zu helfen, nur sollte es nicht zum Vortheil Rußlands geschehen. Es schlug also Frankreich vor, mit ihm gemeinsam sowohl den Aegypter zum Stillstand zu bringen, als auch jede Einmischung der Russen zu verhindern. Diesmal aber versagte sich Frankreich, indem es sich für Aegypten erklärte. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatischen Verwicklungen. Da sich aber Oesterreich nicht auf die französische Seite ziehen ließ, sondern mit England und Rußland Hand in Hand ging, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skelessi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die seinigen, die Dardanellen passiren sollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und versprach, demselben sogar Syrien, was er schon hatte, nebst der Insel Kreta wieder zu entreißen. Damit stimmten Oesterreich und Preußen überein und diese vier Mächte schlossen den entsprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich sträubte sich, drohte sogar mit einem europäischen Kriege, ließ sich aber ohne Mühe besänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und seine Rüstungen sollten ihm nur dienen, durch eine stärkere Militärmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient schnell durchgesetzt. England und Oesterreich schickten Truppen nach Syrien. Am 10. October 1840 schlug diese kleine Schaar, mit Türken und Druſen vereinigt und von General Jochmus, einem geborenen

Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann stark das sieggewohnte Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab sich das feste St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeseite, wobei sich der junge Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieser hoffnungsvolle Jüngling starb aber bald nachher. Der alte Mehemed Ali sah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte sich schon am 27. November in die Londoner Beschlüsse und gab Syrien und Kreta, so wie auch die türkische Flotte dem Sultan zurück. Ibrahims Heimkehr mit dem Rest seiner geschlagenen Truppen nach Kairo war eine höchst traurige. Die Griechen auf Kreta machten abermals einen Aufstand, um unabhängig zu werden, mußten sich jedoch unter die wiederhergestellte Herrschaft der Pforte fügen.

Somit war Englands Plan erreicht, die Türkei gerettet und doch zugleich der Einmischung der Russen vorgebeugt. Inzwischen war an eine gesunde Reorganisation des türkischen Reichs doch nicht zu denken. Die Unabhängigkeitsgelüste der heterogenen Völkerschaften, wie der Paschas, blieben dieselben. Durch Weiterentwicklung der Reformen aber, die je mehr und mehr europäische Formen an die Stelle der alttürkischen brachten, wurde die zähe Kraft des Islam und der türkischen Nationalität von innen her zersetzt. Der junge Sultan schwankte zwischen der alttürkischen und der Reformpartei, daher ein steter Wechsel der Großveziere und Minister. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redschid Pascha stand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (später Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Constantinopel fand.

In Aegypten dankte der alte Mehemed Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reise in seine Vaterstadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nachfolger Ibrahim machte eine Reise nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Post nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiser Nicolaus den Krieg im Kaukasus

unabläſſig fortſetzen. Wie viel ihm daran lag, dieſes Gebirge ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, beweiſen die ungeheuren Opfer, die er dafür brachte. Allein wie viele auserleſene Armeen unter trefflichen Führern er auch ausſandte und wie viel Geld er ſpenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu beſtechen und Zerwürfniſſe unter den Gebirgsbewohnern ſelbſt zu nähren, ſo gelang ihm doch nichts. Der Monarch, vor dem ganz Europa zitterte, ſah ſeinen eiſernen Willen an den Felſen des Kaukaſus gebrochen.

Unter den Tſcherkeſſen war ein Prophet aufgeſtanden, Kaſi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte und den Seinen eine Begeiſterung und Hingebung einzuflößen wußte, wie einſt zur Zeit der Kreuzzüge der berühmte Alte vom Berge. Der ruſſiſche Statthalter in Transkaukaſien, Yermoloff, bekriegte ihn ſchon 1825 von Tiflis aus, aber erſt 1831 gelang es dem General Roſen, ihn am 18. October in einer Schlacht bei Himry zu beſiegen. Kaſi Mullah fiel hier von unzähligen ruſſiſchen Kugeln durchbohrt, aber ſein treuer Genoſſe Schamyl erbte ſein Anſehen und ſollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen, denn ungeachtet des faſt ununterbrochenen Kampfes ſeit jenen Tagen blieb Schamyl unbeſiegt und trotzte noch lange der ganzen Macht Rußlands. Jedes Jahr wurden von den ruſſiſchen Generalen größere oder kleinere Expeditionen in die Gebirge der Tſcherkeſſen unternommen, ohne Erfolg. Jedes Jahr wurden die Ruſſen ſelbſt in den Forts, die ſie zum Schutz der durch den Kaukaſus führenden Landſtraßen errichtet, von den Tſcherkeſſen angegriffen. Durch die größere Truppenzahl und das ſchwere Geſchütz gelang es den Ruſſen zuweilen, Vortheile zu erringen, aber in den meiſten Fällen waren ſie es, die von den blitzſchnell kommenden und blitzſchnell wieder verſchwindenden Tſcherkeſſen geſchlagen wurden. Allgemein wurde geklagt über die Habgier der ruſſiſchen Generale, die ſo viel möglich alles für die Soldaten beſtimmte Geld in die eigenen Taſchen ſteckten und den gemeinen Mann hungern ließen. Daraus erklärt ſich der ungeheure Menſchenverluſt der Ruſſen im Kaukaſus mehr noch als aus den Schlachten. Unter den Einzelkämpfen,

die ich hier um ſo weniger alle aufzählen kann, als noch keine zuverläſſigen Berichte darüber exiſtiren, zeichnete ſich die Eroberung von Achulgo, Schamyls himmelhoher und kaum zugänglicher Felſenfeſte, im Jahre 1839 durch den ruſſiſchen General Grabbe aus. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verſchwunden, um bald darauf den Ruſſen wieder ſchreckliche Schläge zu verſetzen, beſonders im Jahr 1841, in welchem die ruſſiſche Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer ſchweren Niederlage endete.

Da ernannte Kaiſer Nicolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukaſus mit unumſchränkter Vollmacht und gänzlich unabhängig vom Miniſterium und Cabinet in St. Petersburg, um mit voller Energie den Krieg zu führen. Allein auch dieſer begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein maſſenhaftes Niederſchlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Beſtechungsverſuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürſt der Seinen blieb immer im Beſitz ſeiner Berge und wurde ſogar immer mächtiger und ſeine Heerſchaar immer zahlreicher. Waren die Ruſſen auch eine Zeit lang vorgedrungen, ſo ſchlug er ſie bald wieder zurück und zerſtörte ihre Anlagen.

Ebenſo mißlang ein Angriff, den der Kaiſer im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa iſt eine große Oaſe mitten in den Wüſten im Weſten des caſpiſchen Meeres und im Süden des Aralſees. Hier, durch Meere und Sandwüſten und weite Entfernungen geſchützt, hatte der tatariſche Chan Alla Kul ſchon ſeit einiger Zeit Sklavenhandel mit geraubten ruſſiſchen Unterthanen getrieben, und da er die letzteren nicht ausliefern wollte, ſchickte der Kaiſer eine Armee ab, die ihn züchtigen und ſein Land in Beſitz nehmen ſollte. Von hier aus würde er einen viel näheren Weg nach Afghaniſtan gewonnen haben, als von Transkaukaſien aus. Die Oaſe Chiwa mußte ihm von vorzüglicher Wichtigkeit ſeyn in Betreff der Steppenvölker Mittelaſiens, die den Ruſſen feindlich, ſich mehr zu China halten, und in Bezug auf die von Indien her ſich

immer mehr ausbreitende Herrschaft der Engländer. Das letztere war Hauptaugenmerk des Kaisers, denn eben damals (1839) hatten die Engländer von Indien aus Thronstreitigkeiten in Afghanistan benutzt, um Kabul, die Hauptstadt dieses Landes, zu besetzen. Dieser Umstand war es und nicht der unbedeutende Sklavenhandel in Chiwa, der die russische Expedition veranlaßte. Sie mißglückte vollständig. Obgleich sich das russische Heer unter General Perowski zu Orenburg mit vielen tausend Kameelen versehen hatte, um mittelst dieser Thiere die Sandwüsten besser zu passiren, war es auf die Winterkälte nicht versehen gewesen. Die Thiere erfroren im Schnee, und mit ungeheuren Verlusten (von 20,000 Menschen, 10,000 Kameelen) mußten die Russen endlich umkehren, da sie sonst alle zu Grunde gegangen wären. Der großen englischen Expedition ging es indessen in Kabul nicht besser. Von den Afghanen eingeschlossen wurde die englische Armee theils vernichtet, theils gefangen, ganz Afghanistan befreit.

Der Zusammenstoß russischer und englischer Streitkräfte im Innern Asiens wurde also diesmal noch verhütet. Für beide Parteien waren die Entfernungen noch zu groß, sie gingen auf zu langen Operationslinien ohne hinreichende Basis beide zu weit vor. Europa aber wurde durch diese Ereignisse gar nicht berührt, weil sie für keinen Theil Erfolg gehabt hatten.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Wolfgang Menzel,

Geschichte der neuesten Zeit

(1856—1860).

Zugleich Supplementband zu der Geschichte der letzten 40 Jahre

Geheftet 1 Rthlr. oder fl. 1. 45 kr. Rhein.

Vorwort des Verfassers.

Die „Geschichte der letzten vierzig Jahre" hat sich einer so großen Anerkennung und Verbreitung zu erfreuen gehabt, daß es der Verfasser für seine Pflicht hält, einen Supplementband nachzuliefern, in welchem nicht nur die Geschichte Europas bis zur Gegenwart fortgesetzt, sondern auch durch die Geschichte der übrigen Welttheile ergänzt wird. Dieser Band enthält demnach zunächst eine zusammenhängende Darstellung der europäischen Verwicklungen vom Frieden von Paris im Jahr 1856 an bis zum Einzug Garibaldi's in Neapel und Lamoricière's Niederlage, sodann eine umfassende Uebersicht über die mit den Schicksalen Europas mehr oder weniger eng verflochtenen Ereignisse, welche sich in den letzten vierzig Jahren in Asien, Amerika, Afrika und Australien zugetragen haben und in den beiden Bänden der Geschichte der letzten vierzig Jahre noch nicht enthalten waren. Hauptsächlich die Ausbreitung der russischen Macht in Asien, den Verfall des Islam im ganzen Orient, die große Revolution in Ostindien, den Opiumkrieg der Engländer in China und die christliche Revolution in diesem Reiche, die erste Eröffnung Japans, den Aufschwung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und das Sinken der südamerikanischen, die Civilisirung Neuhollands und Neuseelands ꝛc.

War die Zeit der französischen Revolution und des ersten Napoleonischen Kaiserreichs von einer erstaunlichen Großartigkeit und dagegen die nachherige Zeit der Restauration von ermattender Langweiligkeit und Kleinlichkeit, so zeichnet sich die neueste Zeit durch ganz neue, ebenso überraschende Scenerien, als kunstreiche Verwicklungen aus und wir glauben uns mitten in ein fast märchenhaftes, wunderbar spannendes Drama versetzt, ohne noch dessen Ausgang zu ahnen. Dem Deutschen sollte aber die Stimme seines nationalen Gewissens zuflüstern: das Opfer in diesem welthistorischen Trauerspiele bist vielleicht du selbst, der du jetzt noch ruhig zusiehst. Denn wie einst in unserer herrlichen Kaiserzeit vom deutschen Volk in Europas Mitte alle Macht und Bewegung ausging, so ist jetzt die Macht an die Europäischen Extremitäten vertheilt und alle Bewegung gegen jene Mitte, gegen das krank gewordene und zerrissene Herz Europas gerichtet.

Erstes Buch. Deutschlands Selbstschwächung: Oesterreich. — Preußen. — Das badische Concordat. — Der hessische Verfassungsstreit. — Schleswig-Holstein. — Schweden. — Die Niederlande. — Der Neuenburger Putsch. —

Zweites Buch. Italienische Anzettelungen: Cavour. — Frankreich. — Anfang der Händel mit Neapel. — Napoleon III. in Stuttgart. — Orsinis Attentat. — England. — Die Neujahrsrede. — Diplomatische Hinhaltungen. — Oesterreichs Ultimatum. —

Drittes Buch. Der lombardische Krieg: Aufregung in Deutschland. — Preußens Zurückhaltung. — Frankreichs Kriegsmanifest. — Gyulai. — Magenta. — Solferino. — Der Frieden von Villafranca. — Oesterreichs Spannung mit Preußen. —

Viertes Buch. Die Zerwühlung Italiens: Cavours Programm. — Die Aufwieglung Mittelitaliens. — Pius IX. — Zürcher Frieden. — Savoyen und Nizza annexirt. — Aufregung in der Schweiz und England. — Garibaldi in Sicilien. — Zusammenkunft in Baden und Töplitz. — Spanien. — Verrath in Neapel. — Lamoricière's Niederlage. —

Fünftes Buch. Rußlands Fortschritte im Orient: Alexander II. — Die Leibeigenschaftsfrage. — Couza. — Die Gefangennehmung Schamyls. — Das Amurland.

Sechstes Buch. Die muhamedanische Welt: Verfall des Islam. — Die Türkei. — Christenverfolgung in Syrien. — Persien. — Herat. Arabien. — Aegypten. — Algier. — Abdel-Kader. Marocco.

Siebentes Buch. Die schwarze Race: Die Neger. — Abyssinien. — Negerreiche. — Das Capland. — Die Boers. — Die Neger auf San Domingo. — Neuholland. — Oceanien.

Achtes Buch. Das germanische Amerika: Wohlstand. — Indianerkriege. — Oregon. — Krieg mit Mexiko. — Californien. — Know-nothings. — Mormonen. — Sclavenfrage. — Canada. —

Neuntes Buch. Das romanische Amerika: Mexiko. — Centralamerika. Südamerika. — Bolivar. — La Plata Staaten. — Brasilien. —

Zehntes Buch. Ostindien: Mahratten. — Birmanen. — Unglück in Afghanistan. — Die Sikhs. — Die große Revolution. — Holländisch Indien.

Elftes Buch. China und Japan: Das chinesische Reich. — Die Opiumkriege. — Die christliche Revolution. — Japan.

Gfrörer's Gustav Adolph. 4. Auflage.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Gustav Adolph,

König von Schweden,

und seine Zeit

Von

A. J. Gfrörer,

Vierte Auflage,

nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und verbessert

von

Dr. Onno Klopp.

Geh. (52 Bogen) 2 Rthlr. 21 Sgr. oder 4 fl. 30 kr. Rhein.

Gfrörer's Gustav Adolph und seine Zeit wurde gleich beim ersten Erscheinen als eines der trefflichsten deutschen Geschichtswerke mit lautem Beifall begrüßt. Diese nöthig gewordene vierte Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Onno Klopp — dem berühmten Geschichtsschreiber über Tilly — darf eine wesentlich verbesserte genannt werden. Der Herausgeber hat die Irrthümer berichtigt, die unbestreitbar sind und die der Verfasser selbst als Irrthümer erkannt und beseitigt haben würde. In der jetzigen Gestalt wird das Werk allen Geschichtsfreunden — auch im weiteren Kreise — höchst willkommen sein.